Die

Braut von Venedig.

Ein Roman
aus
der neuesten italienischen Geschichte

von

Adolf Mützelburg.

Zweiter Band.

Berlin.
Druck und Verlag von Carl Nöhring,
Kochstraße Nr. 30.

Der Geisterbrunnen.

Wir verlassen die mondbeglänzte Lagunenstadt und die unruhigen oder bekümmerten Herzen in derselben, um hinaufzusteigen auf die luftigen Höhen der Veltliner Alp, die nordöstlich vom Comer-See ihre schneebedeckten Gipfel in die blaue Luft erhebt.

Ueber die Veltliner Alp führt keine große Kunststraße, denn nur wenige und unbedeutende Städte erheben sich an ihren zerklüfteten Abhängen, und zwischen diesen unterhalten einzelne Fußgänger auf schmalen und gefährlichen Saumwegen die Verbindung. Die große Kunststraße, die von Tyrol aus zum Stilfser emporsteigt und höher als die Simplon-Straße durch Eis- und Schneefelder dahinführt, Tausende

von Schritten weit mit Galerieen überdacht, um sie vor den häufigen Lawinenstürzen zu hüten — diese große Kunststraße berührt die Veltliner Alp nicht, sondern durchzieht nördlich von ihr, in der Richtung der Adda, das Thal Veltlin und schlängelt sich dann den Comer-See entlang, um an dem südöstlichen Gipfel desselben Lecco zu erreichen und so in das Tiefland der Lombardei einzumünden.

Nur wenige Reisende verlassen diese große und sichere Straße, wenige trotzen, von den eigenthümlichen Schönheiten der Veltliner Alp verlockt, den Gefahren, die ein Weg durch das unwirthliche Gebirge mit sich führt. Selbst die Maler versteigen sich selten da hinauf. Nur den unermüdlichen und rastlosen Naturforscher schreckt keine Gefahr; die Leidenschaft des Berufes führt ihn auf dieselben Wege, die der Hirt und der Jäger, von Jugend auf an die Gefahr gewöhnt, mit sicheren Schritten wandeln.

Einer von diesen wenigen Freunden der Natur war es, der an einem Septembertage — um dieselbe Zeit, in welcher wir den Leser in Venedig eingeführt, von zwei Dienern begleitet,

einen schmalen Gebirgspfad hinaufschritt, der zum Kamm des Veltlin hinaufführte. Er kam der Richtnng nach von Sondrio, und schien die Absicht zu haben, den westlichen Kamm der Alp zu ersteigen, von welchem aus er sich dann nach dem Comer-See, oder nach Bergamo wenden konnte.

Er war ein Mann von mittlerer Größe, mit einem freundlichen, frischen Gesicht und weißem Haar. Munterkeit und Herzensgüte blickten aus seinem hellen Auge, Gesundheit ruhte auf seinen von der Luft gerötheten Wangen. Seine Kleidung, obgleich einfach und für eine Fußwanderung berechnet, verrieth dennoch den Mann von gutem Herkommen, und in der That redeten ihn die beiden Diener mit dem Titel „Graf" an. Wir wollen unsere Leser über seine näheren Verhältnisse nicht lange in Zweifel lassen, da wir gar keinen Grund haben, diese freundliche und liebenswürdige Persönlichkeit in das Dunkel eines Geheimnisses zu hüllen. Es war der Oheim Leopolds und Stephaniens, der Graf von Eschenburg, derselbe, dessen Leopold bereits als eines Kunstkenners erwähnt und dessen Abwesenheit Ste-

phanie bedauert hatte, weil sie sonst, wie sie glaubte, an ihm eine Stütze gegen die Bewerbungen Ingelheims gefunden hätte.

Als ein jüngerer Sohn hatte er sich von Jugend auf mehr den Wissenschaften und Künsten zugeneigt und später die diplomatische Carriere eingeschlagen, sie aber bald verlassen, da er mit den Grundsätzen des damals herrschenden und allmächtigen Ministers nicht ganz einverstanden war. Er besaß von seiner früh gestorbenen Gattin ein sehr bedeutendes Vermögen. Leopold und Stephanie wußten das sehr gut. Denn die Geschenke des freundlichen Oheims waren stets viel reicher ausgefallen, als diejenigen der Eltern. Ihm selbst hatte ein unglückliches Geschick das einzige Kind, das ihm seine Gattin geschenkt, wenige Monate nach der Geburt entrissen. So lebte er denn seit beinahe zwanzig Jahren nur den Künsten und dem Studium der Natur, befand sich den größern Theil des Jahres auf Reisen, und wurde, wenn er nach Bilsenburg, dem Stammschloß der Eschenburg's — deren Ahnherr erst von Kaiser Joseph geadelt worden — zurückkehrte, stets mit Jubel von dem Neffen und

der Nichte, und mit Freude von Allen empfangen, die ihn kannten. Denn er vereinte mit ausgebreiteten Kenntnissen einen wahren Schatz von Herzensgüte und Wohlwollen. Er war einer von jenen wenigen Männern, die auch unter den düstersten Verhältnissen den Glauben an die Menschheit, das Vertrauen zur ursprünglichen Güte der Menschennatur nie verloren hätten, und die auch im Verbrecher den göttlichen Funken zu entdecken und anzuerkennen vermochten.

Jetzt kam Graf Rudolf von Eschenburg von Paris, und hatte auf seiner Rückreise durch die Schweiz bereits Tyrol erreicht, als es ihm plötzlich in den Sinn kam, daß es noch viel zu früh sei, nach Wien und Bilsenburg zurückzukehren, und daß er den September und die angenehme Zeit des Oktober benutzen könne, um einen Ausflug über das Stilfser Joch nach dem Comer-See zu unternehmen. Da er jedoch das Thal Veltlin kannte, so hatte er mit jugendlichem Muthe den Plan gefaßt, über die Veltliner Alp zu steigen und zu erforschen, was die Natur dort Herrliches und Schönes biete. Seine beiden Diener, bereits an solche

Wanderungen ihres Herrn gewöhnt, trugen ihm das Gepäck und die Waffen, die bei derartigen Streifzügen nicht gut zu entbehren sind. Er selbst führte nichts, als einen Alpenstock.

Der frische Alpenwind, in den sich zuweilen ein fast empfindlicher Hauch von den Schneefeldern mischte, schien dem rüstigen Manne, der, seinem Aussehn nach, an der Pforte des Greisenalters stand, wohl zu thun. Er schritt so schnell, daß ihm die Diener, zwei hoch emporgeschossene Gestalten mit gut österreichischen Gesichtern, kaum folgen konnten. Der Weg führte über steiniges Gerüll, in der Nähe eines Abgrundes, empor zu einer Hütte, hinter welcher ein Schneefeld sich bis zum Gipfel eines der höchsten Berge der westlichen Veltliner Alpen hinanzog. Diese Hütte war das nächste Ziel der Wanderer. Dort sollten sie, wie ihnen ein Hirt gesagt hatte, einen Burschen finden, der eine Heerde hütete, und sie weiter hinab führen würde, der Lombardei zu. Denn ohne Führer wäre es nicht räthlich gewesen, den Weg fortzusetzen.

Doch fanden sie die Hütte leer. Manche Anzeichen in dem kleinen Raume deuteten darauf

hin, daß der Bewohner sie erst vor Kurzem verlassen. Aber kein Ruf konnte ihn herbeilocken.

„Das ist ärgerlich," sagte der Graf. „Wir können unmöglich hier warten, bis es dem Burschen oder irgend einem andern menschlichen Wesen gefällt, hierherzukommen und uns weiter zu führen. Was meint Ihr? Der Pfad scheint leicht zu verfolgen. Wir wollen weiter gehen. Es wird sich schon ein Führer finden."

Die Diener zuckten die Achseln. Das Warten war langweilig, das Weitergehn bedenklich.

„Der lange Schlingel unten im Thale hätte uns recht gut geleiten können," sagte einer von ihnen. „Aber ich merkte es wohl. Er schielte hinüber nach einem Mädel, das drüben am Berg Beeren pflückte, und deshalb wies er uns hier hinauf, um unserer ledig zu sein."

„Nun, Traugott, das würden wir nicht anders gethan haben," sagte der Graf, „und solche mißgünstigen Betrachtungen helfen uns nicht über die Veltliner Alp. Ich denke, wir gehen weiter. Vorwärts! Irgend eine Cantoniera werde[illegible]l treffen, auch irgend

eine lebende Seele. Nehmt einen Schluck, und dann vorwärts!“

Die Diener sprachen der Korbflasche zu, die Traugott trug, und folgten dann dem Grafen, der, während er weiter schritt, ohne die Vorsicht auf dem unebenen Wege zu vergessen, den freien Blick über die Spitzen der Alpen schweifen ließ, die ihm zu Füßen lagen und sich fernhin in einen bläulichen Duft verloren. Doch stand er bald still. Der schmale Pfad hörte auf oder war auf der steinigen Hochebene nicht weiter zu verfolgen. Sollte er sich nach links oder rechts wenden? Grade aus führte kein Weg.

Er war im Begriff, sich umzuwenden, um mit den Dienern, die ebenfalls still standen, Rücksprache zu nehmen, als ein heller und klarer Gesang hinter ihnen ertönte. Hastig wandte sich der Graf zurück, und auf demselben schmalen Wege, den er selbst gekommen, sah er einen Knaben mit behendem Schritt sich nahen. Es war ein schlanker, zierlich gebauter Bursch, ohne Kopfbedeckung, mit langem hellblonden Haar, auf dem die Sonne golden spielte. Die wollene Jacke trug er offen, so daß die weiße

Brust hell herüberschimmerte. Die Hosen gingen ihm nur bis an die Knie, an den Füßen trug er dicke Bergschuhe. Und doch, so einfach bäurisch seine Kleidung auch war, lag etwas ungemein Edles und Freies in seiner Haltung, das sich noch mehr zeigte, als er näher kam. Auf dem Rücken trug er ein großes in Leder eingeschlagenes Bündel, an dieses war ein Strohhut gebunden. Ein kleineres Bündel trug er in der Linken, und mit der Rechten handhabte er einen Bergstock. So kam er bis dicht an die Stillstehenden heran, auf denen seine herrlichen großen Augen neugierig, aber ohne Scheu weilten. Dann stand er still.

„Gott zum Gruß, Ihr Herren!" sagte er in italienischer Sprache und mit dem Dialekt des Landes. „Seid Ihr des Weges unkundig, und kann ich Euch nützlich sein? Ich kenne die Pfade."

„So kommst Du wie ein Engel!" antwortete ihm der Graf ebenfalls in derselben Sprache, und während sein Auge auf ihm weilte, sagte er in deutscher Sprache zu den Dienern: „Seht Euch den Knaben an. So einen Burschen sieht man selten!"

Das war die Wahrheit. Wie der Knabe so dastand, den Kopf ein wenig zurückgelegt, die Lippen, zwischen denen die weißen Zähne blitzten, halb geöffnet, die blauen Augen voller Verstand und Treuherzigkeit auf die Fremden geheftet, von Leben, Gesundheit und Bergesfrische strahlend, hätte er jedes Auge auf sich ziehen müssen. Er war schlank gebaut, nicht groß und schien nicht älter als neun Jahre. Aber Alles an ihm offenbarte ursprüngliche Kraft, Geschicklichkeit, vereint mit jenem Ebenmaß der Formen, wie man es fast nur bei den Meisterwerken der Kunst findet, die uns das Alterthum hinterlassen hat. Es war einer von den Knaben, deren Gruß auch ein Menschenhasser erwiedert hätte, und denen Niemand eine Bitte hätte abschlagen können.

„Wir wollen hinunter nach dem Comer-See," fuhr der Graf dann fort, „oder wenigstens nach der Richtung. Führt Dich Dein Weg zufällig dahin, so sollst Du uns als Führer willkommen sein."

„Das freut mich, Signore!" antwortete der Knabe mit lachendem Antlitz. „Ich gehe hinunter nach der Villa Olboni, die ist nur

eine Miglia oder wenig darüber von Lecco und dem See entfernt."

„Vortrefflich!" rief der Graf. „So hätten wir ja keinen bessern Führer finden können, denn das ist genau unser Weg. So laß uns weiter gehen, mein lieber Bursch. Denn der Weg ist weit. Denkst Du denn die Villa noch heut zu erreichen?"

„Gewiß, Herr, wenn sonst kein Unglück geschieht und keine böse Lawine mich mit sich nimmt!" antwortete der Knabe. „Ich mache den Weg gar oft und kenne die kürzesten Pfade. Freilich wird es spät werden. Aber der Mond scheint, und weiter unten ist keine Gefahr mehr. Hier nach links müssen wir gehen!" fügte er hinzu, als er den Grafen zweifelnd sah, welche Richtung er einschlagen solle. „Wir bleiben auf der Höhe des Kammes, bis wir Introbbio zur Rechten sehen. Dann steigen wir allmählich hinab!"

Damit ging er voran; die Anderen folgten. Aber es war nicht die Absicht des Grafen, hinter dem Knaben zu bleiben, der in wenigen Minuten sein Herz gewonnen. Er ging schneller, bis er neben dem Knaben war.

„Laß mich mit Dir gehen, Du flinker Bursch!“ sagte er. „Trotz meines weißen Haars halt' ich schon mit Dir Schritt.“

„Ei,“ lächelte der Knabe, „bei uns da unten sind manche Männer mit weißem Haar, die es dem kräftigsten jungen Bursch zuvorthun. Und wenn ich alt werden sollte, so möchte ich auch weißes Haar haben.“

„Wie, Du denkst schon an's Altwerden?“ fragte der Graf.

„Warum nicht, Herr?“ erwiederte der Knabe. „Jetzt bin ich neun Jahr alt, und noch einmal neun Jahr, dann bin ich ein großer Bursch, und noch ein Mal neun Jahr, dann bin ich ein Mann!“

Dabei streckte er die Rechte mit dem Stock in die Luft und seine Augen funkelten.

„Nun, was ist dann?“ fragte der Graf.

„Dann kann ich ein Schwert führen, oder eine Lanze, oder eine Büchse!“ rief der Knabe.

„So willst Du also Soldat werden? Willst unter die Weißröcke gehen?“ fragte der Graf.

„Unter die Weißröcke?“ rief der Knabe stillstehend und den alten Herrn groß anschauend.

„Ach, Sie sind ein Fremder," fügte er dann hinzu. „Ich hörte es schon an der Sprache."

„Weht der Wind daher?" dachte der Graf bei sich selbst. „Das sind schlimme Anzeichen."

„Nun, unter welche Soldaten willst Du denn gehen?" fragte er dann laut und schritt weiter.

„Unter die Bersaglieri, wenn es sein kann," antwortete der Knabe. „Oder vielleicht gehe ich nach Afrika, wo die Franzosen sich mit den Beduinen und Löwen herumschlagen."

„Sieh, Du bist gut bewandert in der Kriegsgeschichte!" sagte der Graf lächelnd, und mehr und mehr von dem freien, hochherzigen Wesen des Knaben eingenommen. „Aber weshalb magst Du denn die Weißröcke nicht leiden? Ich gehöre ja selbst zu ihnen."

Der Knabe sah den Grafen von der Seite an, schüttelte den Kopf und lächelte.

„Sie sehen nicht so aus, Signore," sagte ...ann. „Die Weißröcke haben grimmige und ...e Gesichter."

„Da möchtest Du wohl am liebsten gar ... Weißröcke hier im Lande haben?" fragte ... Graf.

„Natürlich!“ antwortete der Knabe offen. „Das Land gehört den Italienern. So hab' ich's immer gehört und so weiß ich's. Weshalb kommen die Weißröcke hierher, die doch unsre Sprache nicht reden, und wollen unsere Herren sein? Was würdet Ihr drüben, jenseits der Alpen, sagen, wenn wir Euch die Bersaglieri aus Sardinien schickten, und sie legten die Büchsen auf Euch an und riefen: »Halt Leute, Ihr müßt thun, was wir haben wollen!?«“

„Du bist in einem heißen Jahre geboren — das merkt man!“ rief der Graf lachend. „Wie heißt Du denn, mein kleiner Patriot?“

„Lorenzo, Herr.“

„Das ist Dein Vorname, und wie denn weiter?“ fragte Graf Rudolf.

„Ich bin ein Pflegekind, Herr,“ erwiederte der Knabe. „Der Gärtner von der Villa Olboni, der mich pflegt, heißt Raspi, und so nennen sie mich in der Schule nach ihm Lorenzo Raspi. Sie sagen, ich sei ein Findling, aber ich weiß nicht recht, was das ist. Ich sei eines Morgens vor der Gärtnerwohnung gefunden worden, sagen sie. Woher mag ich wohl ge-

kommen sein, Signore? Ich denke oft darüber nach."

„Vom Himmel," antwortete der Graf. „Alle Findlinge kommen vom Himmel."

„Vom Himmel, wo die Engel wohnen?" rief Lorenzo mit leuchtenden Augen. „Ei, dann möchte ich ein Erzengel Michael werden oder ein Ritter Georg!"

„Und die Weißröcke zu Boden schmettern?" fragte der Graf.

„Ah!" lachte der Knabe hell in die Luft hinein. „Wenn ich der Erzengel Michael wäre, da sollten sie vor mir herfliehen, wie eine Schaar Tauben, wenn ich nur mein Schwert erhöbe!"

„Ein solcher Erzengel kannst Du aber nur werden, Lorenzo, wenn Du sehr brav, sehr fromm, sehr tugendhaft wirst und bleibst!" sagte der Graf. „Der Himmel schickt die Findlinge zur Prüfung auf die Erde, und wenn sie nicht brav und gut bleiben, so läßt er sie hier unten alt und schwach werden, und jämmerlich sterben, wie die anderen Menschen!"

„Es ist wahrlich gut, daß Sie mir das sagen, Signore!" rief der Knabe mit ernstem

Gesicht. „Nun will ich gewiß sehr vorsichtig sein und stets aufmerken. Vater Raspi hat mir das nie gesagt und auch der Pater Eremita hat mir das nicht so klar aus einander gesetzt.“

„Wer ist der Pater Eremita?“ fragte Graf Eschenburg.

„Ein frommer Mann, der hinter der Villa Olboni, mehr nach dem Berg hinauf, in einer Einsiedelei wohnt,“ antwortete der Knabe. „Sie sagen Alle, er sei sehr klug und sehr gelehrt. Selbst die französische Herrschaft und die schwarze Dame besuchen ihn zuweilen, und die gehen nicht zu vielen Leuten.“

„Von wem sprichst Du da, lieber Knabe?“ fragte Eschenburg.

„Die französische Herrschaft? Ei, das ist die Herrschaft von der Villa,“ antwortete der Knabe. „Und die schwarze Dame gehört zu ihnen. Wir nennen sie so, weil sie fast immer ganz schwarz gekleidet geht. O, das sind seltsame Herrschaften, Signore, die müßten Sie kennen lernen! Sie wohnen erst — nun, ich weiß nicht, wie lange, seit sieben oder acht Jahren auf der Villa Olboni, und sie müssen

reich, sehr reich sein. — Im Sommer fehlt es ihnen nie an Gästen und im Winter gehen sie entweder nach Mailand — aber das thun sie nicht oft! — oder sie unterhalten sich zu Hause mit Musik. O, Herr, sie haben eine ganze Kapelle dort, und es ist wunderbar schön, die Musik zu hören. Dazu spielen sie in alter Tracht, und singen auch — sie nennen es Opern, Herr, nicht wahr?"

„Ganz recht, mein Kind," antwortete Graf Rudolf. „Es muß eine kunstliebende französische Familie sein, die sich dort angekauft hat. Du bist wohl zuweilen im Schloß?"

„Oft, sehr oft," antwortete Lorenzo. „Die schwarze Dame — die aber sehr jung und sehr schön ist — läßt mich oft rufen, spricht mit mir, zeigt mir schöne Bücher und läßt mich singen. Hätt' ich nur mehr Zeit, so glaube ich, könnte sie einen klugen Mann aus mir machen."

„Nun, was treibst Du denn eigentlich bei Vater Raspi?" fragte der Graf. „Und wie kommt es, daß ich Dich hier auf der hohen Alp treffe, und Du mir sagst, daß Du diesen Weg oft gemacht?"

„Seht, Signor, das ist doch ganz einfach!" erwiederte der Knabe. „Im Sommer helfe ich dem Vater Raspi in den Gärten arbeiten und thue dies und das, wie es die Wirthschaft mit sich bringt. Vater Raspi ist ein geschickter Mann und unten im Dörfchen, das am Fuß des Berges liegt, giebt es eine Menge Leute, die zierlich aus Holzstreifen zu flechten wissen: Häuserchen, Küchen, Kapellen, Schlösser mit Gärten und allerlei. Auch wissen sie kunstvolle Griffe aus Elfenbein, Horn und Holz zu schneiden, solche Griffe, wie man sie später auf Rohrstöcken befestigt. Auch ich kann solche Griffe schnitzen — seht meinen Alpenstock!"

Er reichte ihn dem Grafen, der an dem gebogenen Griff des Stockes eine einfache, aber nicht rohe Schnitzerei bemerkte, die, wenn sie von dem Knaben selbst erfunden worden, ein nicht unbedeutendes Talent verrieth. Sie stellte die Gestalt einer gebückten, betenden Dame vor, deren Kopf mit einem Schleier verhüllt war.

„Wie bist Du denn auf diese Idee gekommen?" fragte der Graf.

„Ich sah die schwarze Dame öfter in der Kapelle beten," antwortete der Knabe leise und

vertraulich. „Und da stand mir die Gestalt vor der Seele, und sie eignete sich auch für den Griff. So schnitzte ich sie."

Der Graf lächelte. Lorenzo gefiel ihm ungemein. Es lag eine Offenheit, ein freies sich Hingeben in dem Knaben, das auf eine edle, großartige Natur deutete.

„Wie hängen aber diese Schnitzereien mit Deinen Wanderungen über die Alp zusammen?" fragte er dann.

„Wohl, das wollte ich ja erzählen," erwiederte Lorenzo. „Bei uns, am Comer-See, kauft man diese Geflechte und Schnitzereien nicht, nur drüben in der Schweiz und in Tyrol geben die Fremden viel Geld dafür und nehmen sie als Andenken mit in die Heimath. Da muß ich nun, wenn ein Kistchen gefüllt ist, die Schnitzereien hinüber nach Sondrio tragen, und von dort gehen sie weiter nach dem Engadin, nach Tyrol, auch über Chiavenna nach Bellinzona. Ich bin nicht der Einzige, der diese Arbeiten hinüberträgt. Aber die meisten ziehen die große Straße, den See entlang, über Bellano vor und gehen nur hinauf bis Colico. In Sondrio aber, meint Vater Raspi, wür-

den die Arbeiten besser bezahlt. So gehe ich denn zuweilen allein, zuweilen mit Anderen über die Alp, den kürzern Weg, und bin so vertraut mit den Bergen, daß ich bei Nacht den Weg finden könnte. Auch meint Vater Raspi, es sei besser, wenn ich die Arbeiten selbst verkaufte, denn die Zwischenhändler nehmen immer einen großen Theil des Gewinnes für sich in Anspruch."

„Da hat er wohl nicht Unrecht," sagte der Graf, der mit Vergnügen dem Geplauder des Knaben lauschte. „Aber besuchst Du denn nicht die Schule? Du verlierst viel Zeit bei diesen Wanderungen."

„O Herr, sie währen nicht lange," antwortete Lorenzo. „Und im Winter bin ich fleißig. Dann giebt mir der Lehrer im Dorfe Unterricht. Auch der Pater Eremita unterweist mich in mancherlei Wissenschaften, in der Religion und Geschichte, und die schwarze Dame vom Schlosse möchte mich gern das Französische und Musik lehren. Aber Vater Raspi meint, das sei überflüssig und verderbe mir den Kopf."

„Ja, aber wenn Du ein Erzengel Michael werden willst, so mußt Du eigentlich Alles

wissen,“ sagte der Graf lächelnd. „Nun, das kommt mit der Zeit. Achte nur auf Alles, das Böse ausgenommen.“

„Was ist denn eigentlich das Böse, Signore?“ fragte Lorenzo.

„Das muß Dir der Pater Eremit doch sagen!“ antwortete der Graf. „Böse ist Alles, was mit den heiligen zehn Geboten nicht im Einklang steht und worüber Du erröthen mußt oder in Deinem Herzen Schaam empfindest, die Lüge, der Diebstahl, der Neid und Vieles, was Du begreifen wirst, wenn Du älter bist.“

„Sagen Sie mir, Signore,“ fragte der Knabe vertraulich und leise, „ist es auch böse, irgend etwas vor dem Vater Raspi zu verbergen?“

„Genau genommen, ja; es käme jedoch immer darauf an, was es ist!“

„Nun, Sie müssen mich nicht verrathen und Sie haben ja auch keine Gelegenheit, darüber zu sprechen,“ sagte Lorenzo. „Ich meine, ob es böse ist, wenn ich für die schwarze Dame von der Villa Briefe im Geheimen nach Como trage? Sie hat mich so sehr darum gebeten. Aber ich muß es ganz

im Verborgenen thun, Niemand soll es wissen. Ich thue dann, als ginge ich früh zu Bett, und eile mit dem Brief fort, um vor Tagesanbruch wieder im Hause zu sein."

„Giebt sie Dir Geld dafür und nimmst Du es denn?" fragte der Graf.

„Nein," antwortete der Knabe. „Aber ich habe gesehen, daß sie eine Sparbüchse für mich angelegt hat, auf welcher steht: Für Lorenzo. Und in diese wirft sie zuweilen ein Stück Geld, das aussieht, wie Gold. Ist das auch eine Bezahlung, Signore?"

„Nein. In diesem Falle kannst Du unbesorgt sein," sagte der Graf lächelnd. „Wenn Du etwas Geheimes thust, mag es selbst auch nichts Böses sein, so ist es immer gut, wenn Du Dich nicht dafür belohnen lässest; sonst werden die Leute immer glauben, Du hättest es nur in gewinnsüchtiger Absicht gethan."

„Wahrlich, ich thue es nur aus Liebe z der guten, schönen Dame, die oft so traur und krank aussieht, und Thränen vergieß wenn sie allein ist. Und Sie werden nic verrathen, daß ich es Ihnen gesagt, Signore?

„Gewiß nicht, sei ohne Sorge!" beruhig

ihn der Graf. „Geheimnisse muß man zu vermeiden suchen, ist das aber nicht möglich, so muß man sie bewahren. Läßt sich aber auch dies nicht immer thun, so muß man wissen, wem man sie mittheilt, und muß nicht eher Zweifel in den Andern setzen, als bis er sich unsers Vertrauens unwürdig gezeigt. Und hat er aus Leichtsinn geplaudert, so muß man ihn verachten. Merke Dir das, mein junger Freund, und sieh Dir stets Deine Leute an!"

„Wohl, wohl, Signore!" rief Lorenzo beistimmend, und sein Gesicht, das ein wenig ängstlich und bedenklich geworden war, nahm einen zuversichtlichen und muthigen Ausdruck an. „Selbst dem Pater Eremit hätte ich's nicht gesagt, denn wenn ich mein Wort gegeben, so halte ich es auch. Sie aber wollte ich um Rath fragen. Sie sind ja ein Fremder und kennen die schwarze Dame nicht."

„Und sollte ich sie auch kennen lernen, so würde mir wenig daran liegen, ihre Geheimnisse zu ergründen und weiter zu plaudern," antwortete der Graf. „Hättest Du nicht Lust, zu ruhen, Lorenzo, und das Mittagsmahl zu halten?"

„Ich esse gewöhnlich im Gehen, Herr!“ antwortete der Knabe lachend. „Aber gewiß wollen Sie ausruhen!“

Dabei schaute er sich um, und der Graf, der ihn beobachtete, sah, wie die glatte Stirn des Knaben sich furchte.

„Signore,“ sagte er, „es scheint mir, als würde der Wind stärker und als wäre es ein kalter Wind. Dort in Nordost erhebt sich eine dunkle Wolke über dem Monte Gleno. Ich fürchte, wir haben in einer Stunde, oder eher, Sturm.“

„Sturm? Und meinst Du, das wäre gefährlich?“ fragte der Graf.

„O Herr, ein Schneesturm ist furchtbar auf der hohen Alp!“ rief der Knabe, mit aufmerksamen Blicken den östlichen Himmel prüfend, der von einer grauen Nebel- oder Wolkenschicht verdunkelt wurde, während die Sonne hell im Mittag stand. „Vielleicht erreichen wir vorher eine Cantoniera, ich meine eine Hirtenhütte, denn wirkliche Cantoniera's giebt es hier nicht, weil keine Straße über die Alp führt. Kommt, Ihr Herren! Ich habe nur einen

Schneesturm erlebt, im vergangenen Sommer, aber ich werde ihn nie vergessen."

Der Graf, obgleich ihm die Gefährlichkeit der Schneestürme in den hohen Gebirgen nicht unbekannt war, hielt die Furcht seines kleinen Freundes noch nicht für begründet. Die Schneestürme, die plötzlich, selbst zur Sommerzeit, in der Schnee-Region oder in der Nähe derselben entstehen, beschränken sich gewöhnlich auf kleine Strecken, und es war leicht möglich, daß oben, in der Nähe des Monte Gleno, ein solcher gewitterhafter Sturm raste, ohne daß die tiefer liegenden Bergketten von ihm berührt wurden. Dennoch machte sich schon jetzt ein bedeutender Temperaturwechsel bemerkbar. Ein kalter Wind trich von Osten über den Kamm des Bergzuges, den die Veltliner Alp nach Süd-Ost um Comer-See entsendet. Lorenzo ging mit nellen, fast eiligen Schritten voran, und der raf, so wie seine Begleiter, hatten Mühe, ihm folgen. Bald war jedoch der Himmel von iem kalten Nebel verhüllt, den die Sonne nur itt und mit röthlicher Färbung durchleuchtete. renzo stand still.

„Es wird ein Schneesturm, Signore!"

sagte er schwer athmend. „Eine Hütte erreichen wir nicht mehr, und weiter möchte ich nicht gehen, denn wir sind am gefährlichsten Theil des Weges, zwischen Abgründen. Nun lassen Sie uns niederknieen und uns an einander festhalten, denn ich sehe keinen Strauch, dessen Zweige wir ergreifen könnten. Jener Felsblock wird uns ein wenig vor der Gewalt des Sturmes schützen, der von Osten kommt. Schnell, schnell, Signore, bedenken Sie sich nicht! Hören Sie, wie er heult! Bei der heiligen Mutter Gottes! — nieder zur Erde!"

Er ergriff die Hand des Grafen und zog diesen mit sich nieder. Auf einen Wink des Grafen folgten die Diener dem Beispiel. Lorenzo fuhr fort, in hastigen Worten Ermahnungen zu geben. Er bat Alle, sich fest zu umschlingen und den einen Fuß fest auf die Erde zu stemmen. Auch möchten sie sich durch keinen Schrecken abhalten lassen, die Arme aus der Umschlingung zu lösen. Vergebens wollte der Graf, die Größe der Gefahr nicht ahnend, Einspruch erheben und Zweifel gegen die Nothwendigkeit dieser Vorkehrungen aussprechen. Lorenzo's Ermahnungen ließen ihn nicht zu Worte

kommen, und er mußte sich begnügen, seinen Dienern durch einzelne Ausrufungen die Anordnungen Lorenzo's mitzutheilen.

Inzwischen erhob sich in der That ein Brausen, Heulen und Wimmern in den Schluchten des Gebirges, das der Herold furchtbarer Ereignisse zu sein schien. Lorenzo betete. Er hatte mit dem rechten Arm den Leib des Grafen fest umklammert; das Bündel mit dem Strohseil und das kleinere Päckchen hatte er vor sich auf den Felsen gelegt, so daß er mit der Brust auf diesen Gegenständen ruhte und sie zugleich festhielt. Die Diener des Grafen hatten dieses Beispiel befolgt, und so glichen die vier Personen einem seltsamen Knäuel von Rücken und Füßen, denn die Köpfe waren nicht zu sehen.

Gleich darauf sahen sie die ersten Schneeflocken zwischen sich niederfallen und bemerkten, daß es noch dunkler wurde. Die zunehmende Kälte beachteten sie weniger, da Aufregung und Erwartung Alle mit einer ungestümen Gluth erfüllten. Dann brauste der erste Windstoß über sie hin, und nun erst begriffen der Graf und seine Begleiter, daß Lorenzo's Vorkehrungen nicht unnöthig gewesen seien; denn fast fühlten

sie sich gehoben und von ihren Plätzen verrückt. Um so fester stemmten Alle den rechten Fuß auf die Erde, während sie mit dem linken knieeten, und beugten sich, nach Lorenzo's Beispiel noch tiefer. Und doch war Alles nur Vorspiel. Jetzt erst begann der Sturm.

Selbst in großen Städten der Ebene ist der Beginn eines solchen Schneesturmes oft Schrecken erregend. Der Himmel verdunkelt sich, der Wind fährt plötzlich wie rasend durch die Straßen, wirft Schornsteine nieder, zersplittert die losen Fenster, und schwere Schneeflocken wirbeln, das Auge verwirrend, in wildem Durcheinander nach allen Richtungen. Noch beängstigender wirkt dasselbe Schauspiel auf freiem Felde, wo das Auge plötzlich allen Halt verliert, selbst den Boden vor wirbelnden Schneeflocken nicht mehr erblickt und der Mensch sich mit hineingerissen fühlt in das tolle Chaos der vom Sturm gepeitschten Schneeflocken. Aber was unten auf der Ebene nur ein beängstigendes Schauspiel ist, an welches das Auge sich allmählich mit einem grausenden Behagen gewöhnt — das wird oben auf der hohen Alp zu einem Tod und Verderben bringenden Natur-

Ereigniß, dem mancher Unerfahrene zum Opfer fällt. Mit einer Wuth, als wolle er die Bergspitzen niederreißen, bricht der Sturm aus den Abgründen, kleine Baumzweige, losgerissene Stücke von Eis und gefrorenem Schnee mit sich führend. Aus einer andern Schlucht heult ein gleicher Stoß ihm entgegen und beide scheinen auf den Spitzen der Felsen mit einander zu kämpfen und sich die Beute streitig zu machen, bis ein noch gewaltigerer Stoß von einer andern Seite heranbricht und die beiden schwächeren Kämpfer zu überwältigen scheint, um selbst mit despotischer Wildheit Millionen von großen, schweren Schneeflocken herumzuwirbeln und gegen die Felsen anzustürmen, die zu ächzen und zu stöhnen scheinen unter dem Anprall des gewaltigen Gegners und seinem Grimme oft genug eine vorspringende, gelockerte Spitze opfern müssen, die dann mit donnerndem Geprassel in den Abgrund stürzt. Oft vereint sich auch der Donner eines wirklichen Gewitters mit diesen Schneestürmen und die Blitze zucken mit fahlem Licht durch die wirbelnden Schneemassen.

Auch der Graf sandte ein stilles Gebet zum Himmel, als dieses Wetter, von dem

wir nur eine schwache Schilderung entworfen, ihn umraste, und dankte still in seinem Herzen dem Knaben für seine guten Rathschläge, denn ein einzelner aufrechtstehender Mann würde unzweifelhaft von der Gewalt des Sturmes zur Erde gerissen und in einen der Abgründe geschleudert worden sein, die auf allen Seiten der Tod drohten. Prallte doch der Sturm in manchen Momenten so gewaltsam gegen die Gruppe an, daß die vier Menschen sich unwillkürlich krampfhaft noch fester umschlossen und vor Aufregung zitterten. Dabei drohten die Stücke gefrornen Schnees, die kleinen Felssplitter, mit wirklicher Gefahr, und nie mochte der Graf so unverwandt, so nahe und so besorgt die Erde angeschaut haben, als in dieser tödtlich langen Viertelstunde. Er fühlte, wie ihm der Schweiß auf die Stirn trat. Dennoch lauschte er trotz des unheimlichen Schauders, den dieser Aufruhr der Elemente ihm einflößte, zu seinem kleinen Nachbar hinüber, der hörbar athmete und den Namen der heiligen Jungfrau mit denen des heiligen Michael und St. Georg vereinte, die ihm vorher in den Sinn gekommen und sich jetzt

auf seine Lippen drängten. Lorenzo war es, der zuerst tief aufathmete, und seine rechte Hand von der Schulter des Grafen löste.

„Gelobt sei die Madonna!“ sagte er. „Es ist vorüber, Ihr Herren!“

Jetzt war es der Graf, der zögerte aufzustehen, denn das Wetter schien ihm noch immer nicht beruhigt genug. — Die Diener schienen derselben Meinung und verharrten in der demüthigen Stellung, die ihnen die Wuth des Elementes abgenöthigt. Aber Lorenzo betheuerte, daß nun Alles vorüber sei. Der Sturm kehre nicht zurück. Er brause jetzt hinüber nach dem Comer-See, und gehe über ihn dahin, wahrscheinlich ohne den Spiegel desselben zu berühren, da die Schneestürme, wie er gehört, sich nur in der obern Luft entwickelten und fortbewegten.

„Ach,“ sagte er, „wenn Vater Raspi oben die grauen Schneewolken sieht, dann wird er an mich denken und für mich beten. Nun, heut ist es überstanden!“

„Aber was hättest Du denn gethan, kleiner Mann, wenn das Wetter Dich allein über-

rascht hätte?" fragte der Graf, der sich jetzt mit seinen Dienern erhoben hatte.

„Ich hätte meine Seele Gott empfohlen und Zuflucht in einer Felsen-Vertiefung gesucht, oder mich platt auf die Erde gelegt," antwortete Lorenzo. „Freilich, diesen Sturm, der gewaltiger war, als der im vergangenen Jahre, diesen hätte ich nicht allein überstanden! Dank also den Herren, die mir erlaubt, mich auf sie zu stützen."

„Oho, mein kleiner Patron, so ist es nicht gemeint!" rief der Graf. „Wir sind Dir Dank schuldig, und zwar recht großen. Doch davon wollen wir sprechen, wenn wir unsern Weg fortsetzen! Nun, wir sind Alle gut zugerichtet. Kaum kenne ich Euch, Traugott und Toni, und vermuthlich sehe ich nicht besser aus! Für's Erste also eine oberflächliche Reinigung, und dann, wenn es das Wetter erlaubt, weiter!"

„O, in fünf Minuten wird die Sonne scheinen, Herr!" rief Lorenzo, sein Bündel wieder auf den Rücken nehmend. „Diese Stürme gehen eben so schnell vorüber, wie sie gekommen."

Und so war es. Dieselbe Gewalt, welche die grauen Wolken so schnell herbeigeführt,

verscheuchte sie jetzt. Bald hingen sie nur noch wie Nebelstreifen am Himmel und um die Bergspitzen, und während der dunkle zusammengeballte Knäuel, der den Schneesturm in sich barg, nach Westen hinüber raſ'te, öffnete sich über den Wanderern der blaue Himmel. Die Sonne sog die Schneeflocken, welche die Felsen bedeckten, gierig auf; die Eisstückchen schmolzen, die schneidenden Windstöße wurden seltener und hörten endlich ganz auf. Die Natur hatte sich beruhigt, und frische wohlthuende Bergluft strich wieder über die Felsen.

Als wären sie neu geboren, schritten die Wanderer wieder über den Kamm des Gebirges. Lorenzo mahnte zur Eile, damit man zur rechten Zeit die Villa Olboni erreiche. Er wollte kaum die kurze Frist für einen Imbiß gestatten, sprach aber dann dem trefflichen Brod, dem Wein und den kalten Speisen, welche die Diener des Grafen ausbreiteten, tüchtig zu. Dann wurde die Wanderung ohne Unterbrechung fortgesetzt. Der Weg führte jetzt an manchen Stellen bereits bergab, und der blaue Duft, der im Süden der Alp über den lombardischen Tiefebenen schwebte, klärte sich zu-

weilen auf, und gestattete den Blick in eine unendliche Ferne.

Bald schweigend, bald plaudernd schritt der Graf neben seinem jugendlichen Begleiter, der ihm von der schönen Villa Olboni, von der Güte des Vater Raspi, von den Eigenthümlichkeiten der fremden Familie in der Villa und überhaupt von Allem erzählte, was ihm durch das kindliche Gemüth zog. Der Graf, dessen wohlwollendes, warmes Herz ihn sympathisch zu der Unschuld des Knaben hinzog, hörte ihm mit Theilnahme zu. Ja, er empfand sogar wirklich den Wunsch, die Orte kennen zu lernen, von denen der Knabe so eifrig erzählte und die für ihn der Inbegriff der Welt waren. Er fragte, ob es wohl dem Vater Raspi erlaubt wäre, einen Fremden auf einige Tage zu bewirthen. Lorenzo verneinte dies, weil, wie er sagte, die Gärtnerwohnung nicht Raum für einen vornehmen Herrn biete — denn er hatte mit jugendlichem Scharfblick den höhern Stand seines Begleiters erkannt. Aber ganz in der Nähe der Villa, sehr angenehm auf einem Hügel gelegen, befinde sich ein kleines Wirthshaus, ein Albergo, das für gewöhnlich leer stehe, da

es zu weit vom See entfernt sei, um viel von Fremden besucht zu werden. In diesem werde der Herr die beste Aufnahme finden, namentlich wenn er ihn dorthin geleite und den Wirthsleuten empfehle, mit denen er genau bekannt sei.

„Nun, ich sehe wohl, Du bist mein guter Engel und sorgst für Alles!“ sagte der Graf lächelnd. „So hoffe ich also, einige Tage dort bleiben zu können, und dann werden wir uns wohl wiedersehen. Du sollst dann, wenn es Deine Zeit erlaubt, mein Begleiter sein und mir die schönsten Orte des Sees zeigen.“

„Ich kenne sie alle!“ rief Lorenzo stolz. „Ja, Signore, selbst wenn Sie eine Fahrt auf dem See machen wollen, stehe ich zu Ihrer Verfügung. Wir haben unten bei Lecco eine Barke zu liegen, und ich verstehe die Segel aufzusetzen und das Steuer zu führen. Eine solche Fahrt, Herr, wenn der Wind kühl von den Bergen weht, und die Sonne warm auf dem blauen Wasser ruht, ist herrlich! Auch den Fußweg, den See entlang, nach Bellaggio will ich Sie führen. Und dann giebt es in der Umgegend unsrer Villa herrliche Punkte,

zu denen viele Fremde vom See herüberkommen. Auch ein geheimnißvoller Ort ist in unserer Nähe" — fügte er leise hinzu — „von dem nur wir etwas wissen. Das ist der Geisterbrunnen."

„Der Geisterbrunnen — das klingt ja sehr schauerlich und ahnungsvoll!" sagte der Graf.

„Es hat mit diesem Brunnen eine ganz eigene Bedeutung, Herr!" fuhr der Knabe ernst fort. „Ich möchte nicht des Abends spät oder gar um Mitternacht am Geisterbrunnen weilen!"

„Wie, fürchtest Du Dich, Du trotziger Bursche, vor Gespenstern?" rief Graf Rudolf.

„Fürchtet sich doch selbst Vater Raspi," antwortete der Knabe verlegen und beschämt. „Aber es ist wirklich ein unheimlicher Ort, Signore, auch am Tage. Und ich selbst, ich gebe Ihnen mein Wort, Herr, ich habe mit meinen eigenen Ohren das Klagen und Seufzen der armen Gräfin Luigia gehört."

„Der Gräfin Luigia?" rief der Graf. „Nun, das scheint eine ganz vollkommene Gespenster-Geschichte zu sein, und hier am hellen Tag auf hoher Alp könnte ich sie wohl hören,

ohne von dem Schauer ergriffen zu werden, mit dem uns alle echten Gespenstergeschichten überrieseln sollen. Weißt Du etwas davon, mein Bursche? So erzähle. Dann kenne ich die Geschichte des Brunnens, ehe ich ihn selbst sehe."

„Der Herr scheinen nicht daran zu glauben," sagte Lorenzo sanft und ernst. „Aber es ist doch wahr. Vater Raspi, die alte Teresa, unsre Haushälterin, die Wirthsleute aus dem Albergo, alle haben sie das Klagen der Gräfin Luigia gehört. Selbst die schwarze Dame glaubt daran. Ich habe ihr die Geschichte des Geisterbrunnens erzählen müssen, und als ich sah, wie nachdenklich ihr Gesicht wurde, fragte ich sie, ob sie etwas gesehen oder gehört habe. Sie antwortete nicht, aber ich errieth wohl, daß auch sie der Gräfin Luigia begegnet."

„Sieh, Du verstehst sogar, Deine Zuhörer zu spannen!" rief der Graf. „Nun, erzähle nur. Ich zweifle noch ein wenig an Deiner Geschichte; denn obgleich ich viel älter bin als Du, habe ich doch noch nie ein Gespenst gesehen oder gar gehört. Aber wenn ich die

Gräfin Luigia hören sollte, so werde ich es Dir sagen und Dich wegen meines Unglaubens um Verzeihung bitten. Ich gestehe gern mein Unrecht ein!"

„Sie müssen mir nur verzeihen, Herr," sagte Lorenzo, „wenn ich mich vielleicht in einzelnen Theilen der Erzählung irre. Denn Vater Raspi meint, es gehöre eine große Kenntniß der Geschichte dieses Landes dazu, um das Schicksal der Gräfin Luigia genau berichten zu können, und diese Kenntniß sei sehr schwer zu erlangen. Vielleicht kennen Sie die Namen und näheren Umstände besser als ich."

„Nun, laß nur hören, Lorenzo!" sagte der Graf. „Vermuthlich reicht diese Erzählung bis weit in die Vorzeit zurück, und es ist nicht einmal nöthig, alle Einzelnheiten so genau zu kennen."

„Aber es ist Alles ganz genau bekannt!" antworte der Knabe eifrig. „Also, Herr, es gab eine Zeit, in welcher, wie man berichtet, alle diese einzelnen Landestheile noch nicht unter einem Herrn vereinigt waren, sondern Grafen und Herzoge über die Landschaften herrschten und die freien Städte große Länderstrecken

besaßen. In dieser Zeit herrschten dort, wo jetzt die Villa Olboni liegt, die Grafen von Val Saxina — denn so hieß der Landstrich zwischen den Bergen und dem See, und dort im Süden, weit hinaus, regierten die Herzoge von Mailand, und dort mehr nach Osten zu, am Abhang der Veltliner Alp herrschten die Grafen von Bremba. Noch heut heißt der kleine Fluß, der von der Alp niederfließt, die Bremba. Ist das nicht recht, Signore?"

„Ich glaube es Dir, die Namen sind mir bekannt!" antworte der Graf.

„In jenen Zeiten nun," fuhr der Knabe fort, „lagen die Grafen unter einander in steter und blutiger Fehde. Nie herrschte Friede, bis später endlich die Herzöge von Mailand und die Herren von Venedig die einzelnen Grafen und Städte unterjochten und die Länder vereinten. Vorher aber, in jener blutigen Fehdezeit, war es gewesen, daß die Grafen von Bremba mit den Herzogen von Mailand einen immerwährenden Streit führten, und in einer gewaltigen Schlacht von den Mailändern so furchtbar geschlagen wurden, daß Graf Pietro Bremba, ein junger und stattlicher Herr, fast

all' seine Krieger verlor und zu dem Grafen von Saxina fliehen mußte, mit dem seine Familie befreundet gewesen. Der Graf Saxina nahm ihn herzlich auf, und ließ ihn bei sich in seiner Burg wohnen, die auf derselben Stelle stand, auf welcher jetzt die Villa Olboni errichtet ist. Dort sollte er weilen, bis es seinen Freunden gelungen wäre, ein neues Heer für ihn zu werben, und den Mailändern die Spitze zu bieten.

„Nun hatte der Graf von Saxina einen tapfern Sohn und eine sehr schöne Tochter, Luigia mit Namen, die er so sehr liebte, wie sich selbst, und von der er hoffte, daß sie einst die Gemahlin des mächtigen und reichen Grafen von Blandrate werden solle, der bereits durch einen Gesandten im Geheimen um ihre Hand angehalten. Pietro Bremba aber, der jung, unvermählt und von heißem Blute war, hatte die schöne Luigia kaum gesehen, als er sie liebte, und da er sie täglich sprechen konnte, so gelang es ihm bald, ihr seine Neigung zu gestehen und die Liebe auch in das Herz der Gräfin zu flößen. Ja, bald liebte ihn die schöne Luigia mehr, als er selbst sie liebte;

denn die Erzählung berichtet, daß er wild und flatterhaft war, und keine Beständigkeit in der Liebe kannte. Die Gräfin Luigia, die recht gut wußte, daß ihr Vater sie dem mächtigen Grafen Blandrate versprochen, suchte das Herz ihres Vaters zu erforschen, um zu erfahren, ob er sein früheres Wort nicht lösen und sie mit Pietro Bremba vermählen wolle. Aber der Graf Saxina wies jeden solchen Gedanken, auch wenn er ihm nur angedeutet wurde, heftig zurück. Er hatte erkannt, daß Bremba ein ungestümer, wankelmüthiger Mann sei, und da Bremba überdies ohne Land war und Niemand voraussehen konnte, ob es ihm gelingen werde, seine Grafschaft wieder zu erlangen, so mußte er, als ein guter und vorsichtiger Vater, die Vermählung der Gräfin Luigia mit einem Grafen Blandrate bei weitem der Verbindung mit einem Bremba vorziehen. Doch ahnte er nicht, daß zwischen Beiden bereits ein Liebes=Verhältniß bestehe, und die drohenden Worte, die er an seine Tochter richtete, sollten nur dazu dienen, künftigem Unglück vorzubeugen.

„Nun kam die Zeit heran, in welcher

Pietro Bremba das Schloß Saxina verlassen mußte, um in seine Grafschaft zurückzukehren und an die Spitze der Truppen zu treten, die seine Freunde für ihn geworben. Als aber Luigia dies hörte, sagte sie ihm, daß sie nicht ohne ihn leben könne, und daß sie heimlich mit ihm gehen wolle. Pietro Bremba, dessen Liebe längst erkaltet war, suchte sie durch mancherlei schöne Worte von diesem Beginnen abzuhalten; endlich aber rührten ihn ihre Bitten und Thränen, und es wurde beschlossen, daß Beide in der Nacht heimlich das Schloß Saxina verlassen sollten. Später sollte dann Pietro Bremba dem Grafen Saxina das Geschehene mittheilen und um Verzeihung bitten.

„So ward es nun ausgeführt. Die schöne Luigia verließ mit dem wilden Bremba das Schloß und wollte mit ihm über das Gebirge nach der Burg ihres Geliebten fliehen. Aber von der Sorge und Furcht, die ihr das Zürnen ihres Vaters bereitet, waren ihre Kräfte so ermattet, daß die zarten Füße, die selten den harten Felsen betreten, ihr den Dienst versagten, und daß sie, weinend die Arme um Pietro Bremba schlingend, ihm gestand, sie könne

nicht weiter gehen; er möge sie verlassen und Leute suchen, die sie tragen könnten. Pietro Bremba aber, den es längst reute, die schöne Gräfin mit sich genommen zu haben, die er nicht mehr liebte, zog sein Schwert, stieß es ihr in's Herz und stürzte den Leichnam in den Brunnen, neben welchem sie standen.

„Dies war ein damals wegen seines schönen und heilkräftigen Wassers weit und breit bekannter Brunnen, der tief in den Felsen gegraben worden. Die Mähr berichtet, daß sich das Wasser seit jener Nacht blutroth gefärbt, und daß die Leute, als sie später dorthin kamen, um Wasser zu schöpfen, erschreckt zurückgekehrt seien, ohne ihre Gefäße zu füllen. Doch kam es Niemand in den Sinn, diese wunderbare Veränderung mit dem Verschwinden der schönen Gräfin Luigia zu verbinden. Ihr Vater suchte sie damals aller Orten, denn er glaubte, Luigia sei von irgend einem fremden Ritter geraubt worden. Zwar hatte der Verdacht, daß sie mit Bremba geflohen, für kurze Zeit sein Herz eingenommen. Aber als er Nachrichten von Bremba erhielt, in denen der schönen Luigia nicht erwähnt wurde, und als

er hörte, daß sie nicht mit Pietro in Bremba angekommen, wandte er seinen Sinn ausschließlich jener Vermuthung zu, suchte sie in der Nähe und Ferne, bot Jedem große Belohnung, der ihm Nachricht von ihr geben könne, und starb endlich, als alle seine Bemühungen fruchtlos waren, mit gramerfülltem Herzen. Sein Sohn Odoardo wurde Graf von Saxina.

„Pietro Bremba führte nun sein wildes Leben fort, kämpfte mit den Herzogen von Mailand, trieb sie glücklich aus der Grafschaft und wurde ein angesehener Herr. Er vermählte sich mit einer schönen und reichen Herrin, und erhielt von ihr eine große Zahl von Söhnen und Töchtern. Alle Welt hielt ihn für glücklich, und da sein ungestümes Wesen sich mit der Zeit gemildert, so suchten Viele, die ihn früher vermieden, seine Freundschaft. Nur mit dem Grafen Odoardo hielt er keinen Frieden, denn sie stritten sich um den Besitz einer schönen und großen Wiesenlandschaft am Fuß der Veltliner Alp. Darüber kam es oft zu kleinen Fehden, denen endlich ein großer und allgemeiner Kampf folgte, in welchem beide Herren, uneingedenk der frühern Jugendfreundschaft, ihre

ganze Kraft aufboten, um einander zu vernichten. Pietro Bremba war in diesem Kampfe so glücklich, daß er bis in die Nähe der Burg Saxina vordrang, und diese selbst zu erobern gedachte.

„Aber in der Nacht vor dem Tage, an welchem er zum Angriff auf die Burg schreiten wollte, als er sich inmitten seiner Kampfgenossen auf dem moosbedeckten Felsen gelagert hatte, weckte ihn plötzlich ein Schrei dicht neben seinem Ohr, und als er auffuhr, sah er in der Morgendämmerung über dem Rande eines Brunnens eine weibliche Gestalt mit blutiger Brust, welche die Hände rang und ihn mit drohenden Blicken anstarrte. Graf Pietro erschrak darüber so sehr, daß er alle Fassung verlor, und seinen Kriegsgefährten, die ebenfalls erwacht waren und die blutende Gestalt bemerkten, kein Wort sagen konnte. Die Erscheinung stieß einen zweiten Schrei aus, und zugleich hörten Alle aus der Ferne Schlachtruf und Schlachtenlärm. Noch eindringlicher rang die Gestalt die Arme, deutete auf die Wunde in ihrem Herzen und starrte den Grafen vorwurfsvoll an. Als sie ihren dritten gellenden

Schrei ausstieß, der weithin durch die Felsen tönte, taumelte Pietro Bremba zu Boden, und seine Gefährten mußten ihn emporreißen. Aber vergebens riefen sie ihm ins Ohr, daß die Gefahr nahe sei, daß Odoardo Saxina mit seinen Schaaren heranstürme — Graf Bremba hatte Muth, Kraft und Fassung verloren. Seine Truppen flohen, seine Gefährten verließen ihn, um sich selbst zu retten, und endlich standen Graf Odoardo und Graf Pietro sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Aber ehe noch Pietro mit mattem Arm sein Schwert erhoben, hatte ihn das Schwert Odoardo's durchbohrt. Er sank nieder, besaß aber noch Kraft genug, die Worte zu sprechen: »Mir ist Recht geschehen, Odoardo! Ich war es, der Deine Schwester Luigia tödtete und sie in diesen Brunnen stürzte! Ohne daß ich es wußte, lagerte ich hier. Aber in der Nacht ist sie mir erschienen, um Rache zu fordern für meinen Verrath. Denn ich hatte ihr Liebe und Treue gelobt. Mag ihre Seele nach meinem gerechten Tode zur ewigen Ruhe eingehen!« — Damit verschied er.

„Odoardo Saxina war so bestürzt über

das, was er vernommen, daß er fast versäumt hätte, seinen Sieg zu verfolgen. Aber seine Genossen drängten ihn mit sich fort, und ehe noch der Tag ganz angebrochen war, hatte er den Sieg über die Schaaren Bremba's errungen, die nun, ihres Herrn beraubt, in die Heimath zurückkehrten.

„Odoardo ließ sogleich jenen Brunnen untersuchen. Aber man fand nichts in demselben. Doch erinnerten sich die Leute wohl der Veränderung, die mit dem Wasser vorgegangen, und von jener Zeit an, wurde der Brunnen noch mehr vermieden, und man näherte sich ihm bei Nachtzeit nur mit Scheu und Grausen. Einzelne wollten ein Klagen und Stöhnen gehört, noch andere eine schattenhafte Gestalt bemerkt haben, die wehklagend die Hände rang. Vergebens ließ Odoardo Saxina die frömmsten Priester herbeirufen und den Segen über den Brunnen sprechen. Man hörte immer noch zuweilen das Klagen und Seufzen. Der letzte Wunsch des sterbenden Bremba, daß die Seele Luigia's zur ewigen Ruhe eingehen möge, war nicht in Erfüllung gegangen.“ —

Hier schwieg der Knabe, der die Erzählung

mit einen feierlichen Ernst vorgetragen hatte, und auch der Graf wandelte eine Zeit lang stumm neben dem Knaben. Es widerstrebte seinem sanften Gemüth, das phantastisch-schauerliche Mährchen zu zerstören, das Lorenzo sich aus den Erzählungen des Vaters Raspi gebildet haben mochte. Der Glaube an Mährchen und Sagen, wären sie selbst düstern Inhalts, ist ja ein romantisches Erbtheil der Jugend, und mit Recht, denn in den meisten dieser Sagen findet die Schuld ihre Strafe.

„Du glaubst also, Lorenzo," sagte er endlich, „daß der Geist der unglücklichen Luigia auch jetzt noch bei diesem traurigen Brunnen verweile und keine Ruhe gefunden habe?"

„Ja, Signore," antwortete der Knabe, „und er wird nicht eher Ruhe finden — so sagt man — als bis die letzten Nachkömmlinge aus der Familie der Bremba's die Erde verlassen haben."

„Das ist eine Behauptung, die sich auf bestimmte Thatsachen stützen müßte," sagte der Graf. „Weißt Du etwas darüber?"

„O ja, Herr," erwiederte Lorenzo. „Denn die Erzählung fährt fort zu berichten, daß nach-

dem viele Jahre vergangen und das Geschlecht der Saxina's nicht mehr am Comer-See herrschte, die Gräfin Luigia stets wieder erschienen sei, sobald ein Nachkomme Bremba's sich dem Brunnen näherte oder auf dem Schlosse Saxina, demselben, welches jetzt die Villa Olboni ist, wohnen wollte. Dann erschien sie so deutlich, daß Alle sie sahen, und jedes Mal starb bald darauf ein Mitglied der Bremba's, gewöhnlich dasjenige, das sich dem Brunnen genähert hatte. Jetzt ist das Geschlecht der Saxina's ganz ausgestorben, wie man sagt, auch der Name der Bremba's soll nicht mehr vorhanden sein. Wohl aber giebt es noch Nachkömmlinge derselben, die jetzt einen andern Namen führen, und einer von diesen ist erst vor zehn Jahren, etwas mehr oder weniger — ich weiß es nicht genau — gestorben, als er die Villa Olboni betrat. Man hat mir das nicht ausführlich erzählt, Signore, aber ich habe doch erlauscht, wie das zusammenhing. Die Villa stand damals zum Verkauf, und ein alter Herr, man sagt ein Fürst sei es gewesen, kam, um sich dort anzusiedeln. Aber in der ersten Nacht schon erschien die Gräfin Luigia in der Villa, und der

alte Herr erschrak so sehr darüber, daß er krank wurde, und daß sie ihn nach Como brachten, wo er starb. Seine beiden Kinder blieben noch eine Zeit lang in der Villa, aber nicht lange. Denn stets ließ die unglückliche Gräfin ihren Klageruf hören. Vielleicht erzählte man ihnen das Geheimniß des Brunnens, oder sie fanden auch keinen Gefallen an der schauerlichen Nähe des Geistes; denn sie zogen bald von dannen. Vater Raspi aber weiß genau, daß jene Fürsten Abkömmlinge der Familie Bremba sind. Seit die fremde Familie dort wohnt, wandelt der Geist der Gräfin nur noch klagend um den Brunnen. Ihren Schrei hat man nicht mehr gehört, den stößt sie nur aus, wenn sie einem Bremba den Tod drohen will."

„Seltsam genug!" sagte der Graf, mehr um dem Knaben, der sehr leise und erregt gesprochen hatte, ein Zeichen der Theilnahme zu geben, als weil er wirklich von den Thatsachen, die derselbe berichtet, betroffen war. Denn der Graf wußte, wie sehr in solchen Dingen Aberglaube, Erdichtung, Zufall und Einbildung Hand in Hand gehen.

„Den Namen jener Fürsten kennst Du nicht?" fragte er dann.

„Nein, Signore. Ich habe ihn früher gehört, aber mein Gedächtniß hat den Namen nicht bewahrt. Doch glaube ich, ich würde ihn wieder erkennen, wenn ich ihn zufällig hörte."

„Nun, Du bist ein guter Erzähler und hast mich wirklich ganz ernst gestimmt!" rief der Graf dann, und schlug dem Knaben lächelnd auf die Schulter. „Laß uns von anderen Dingen plaudern. Ich will den Geisterbrunnen besuchen. Aber ich bin kein Sonntagskind und werde wohl nichts hören."

Dann gab er dem Gespräch eine heitere Wendung, und so stiegen sie plaudernd, während die Diener hinter ihnen von der Heimath oder von den überstandenen Schrecken des Schneesturmes sprachen, die Berge hinab. Zur Rechten glänzte zuweilen in weiter Ferne ein Streifen des Comer-See's. Nach abermaliger kurzer Rast in einem kleinen freundlichen Gebirgsdorfe setzten sie ihren Weg fort. Der Westen färbte sich bereits mit dem Gold der Abendröthe, zugleich aber zeigte sich der Mond

am Himmel, verbreitete, als die Sonne gesunken, ein so klares, reines Licht, daß die Wanderung unter der Führung Lorenzo's ohne Bedenken fortgesetzt werden konnte. Endlich zeigte der Knabe mit freudigem Ausrufe seinen Begleitern die Villa Olboni, auf deren Fenstern das Mondlicht glänzte, und wenige Minuten später führte er den Grafen in das Albergo, empfahl den Wirthsleuten den Grafen auf das Angelegentlichste und entfernte sich dann, dem Grafen und den Dienern ohne Unterschied treuherzig die Hand reichend.

„Diese Nacht," sagte er lachend, „werde ich ungewiegt schlafen, Signore, und Ihnen wünsche ich dasselbe, denn wir haben einen guten Weg gemacht. Aber morgen früh, mit Tagesanbruch, will ich bei Ihnen sein, und dann befehlen Sie nur über mich. Ich gehe mit Ihnen wohin und so weit Sie wollen!" —

Der Graf rief ihm ein freundliches Gute Nacht nach und ließ sein Zimmer ordnen, denn es war spät geworden. Willig halfen die Miethsleute den Dienern bei der Einrichtung des Zimmers. Während dessen fragte der Graf sie, ob sie nicht wüßten, wie der Besitzer der

Villa Olboni heiße. Sie antworteten ihm, daß sie glaubten, der Name sei: d'Orville, und fügten dann einige nähere Angaben über die Zeit, in welcher die Herrschaft die Villa bezogen, die Personen-Zahl, aus der sie bestehe, und andere Nebensachen hinzu.

„Ich habe mehrere Familien dieses Namens in Frankreich gekannt," sagte der Graf zu sich. „Eine von ihnen ist sogar ausgewandert. Wäre es diese, so würde mich hier ein angenehmes Wiedersehn erwarten. Aber das ist eine gewagte Annahme. Die d'Orville's sind zahlreich!"

Darauf sagte er den Miethsleuten, daß er nichts mehr bedürfe, und verabschiedete sie. Auch die Diener suchten ihre Lagerstätten. Nur der Graf vermochte nicht zu schlafen. War es der helle Mondschein, war es die eigenthümliche Nerven-Erregung, die nach dem Schneesturm zurückgeblieben, obgleich er sich sonst ganz wohl fühlte, genug, er wußte im voraus, daß jede Bemühung, zu schlafen, vergeblich sein würde, und beschloß, noch einem kurzen Spaziergang im Mondschein zu machen, wo mög-

lich nach der Villa, von welcher, wie es ihn dünkte, eine sanfte Musik herübertönte.

Doch vermochte er den Weg nach der Villa nicht zu finden. Er traf stets auf die niedrige Mauer, welche den weitläufigen Park umgab, und entschloß sich endlich, umzukehren, als er unter einem dunklen Gebüsch, an einem Orte, der etwas vernachlässigt zu sein schien, eine Bank bemerkte. Er setzte sich auf dieselbe, und da sich ihm, wie er gewahrte, auf diesem Sitze ein weiter und heller Mondscheinblick bis an den See hin darbot, so wollte er einige Minuten verweilen, und dann nach dem Albergo zurückkehren, denn er fühlte sich jetzt zugleich müde und beruhigt.

Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter, und als er sich überrascht umblickte, sah er ein entsetzlich bleiches Frauen-Antlitz mit starren Augen dicht neben sich — aber nur für einen einzigen Augenblick. Denn im nächsten verschwand Gesicht und Gestalt mit einem langen klagenden Seufzer im Gebüsch. Es war, als habe ihm die seltsame Erscheinung nur ins Gesicht blicken wollen, um ihn zu erkennen.

Der Graf war in demselben Moment aufgesprungen und einige Schritte fortgeeilt. Blitzschnell war ihm die Erinnerung an die unglückliche Gräfin Luigia gekommen, und vielleicht zum ersten Male in seinem Leben ergriff ihn ein flüchtiger Schauer, aber er bezwang sich sogleich, und kehrte mit sicherm Schritte nach der Bank zurück. Jetzt erkannte er auch hinter derselben deutlich die Umrisse verfallener Mauern, die früher einen Brunnen-Rand gebildet zu haben schienen. Es war kein Zweifel; er befand sich bei dem Geisterbrunnen.

Nachdenklich stand der Graf noch einige Minuten still, und überlegte bei sich selbst, was dies wohl gewesen sein möge, denn geträumt hatte er nicht, und eine Vision war die Erscheinung eben so wenig gewesen, denn er fühlte sich weder aufgeregt, noch hatte er in jenem Augenblick an die Gräfin Luigia gedacht. Mißgestimmt — wie Jeder zu sein pflegt, wenn er eine unerwartete, räthselhafte Erscheinung nicht mit den Schlüssen des Verstandes zu erklären vermag — ging er den Weg zurück, den er gekommen war. Aber er sagte sich, daß er nun noch weniger auf Schlaf zu hoffen

habe, als vorher, und daß er seinen Spaziergang von neuem beginnen müsse.

Er wollte also versuchen, sich von einer andern Seite der Villa zu nähern, von welcher her immer noch jene sanfte Musik ertönte, die dem Grafen, wenn er schärfer lauschte, oder wenn der Wind ihm die Töne deutlicher zutrug, bekannt schien. Er ging längs der Mauer des Parkes hin, und näherte sich ohne Zweifel der Musik. Deutlich erkannte er sowohl den Gesang wie die Begleitung der Instrumente. Es war eine Scene aus Mozart's Don Juan. „Sollten sie dort in der Villa jetzt etwa eine von den Vorstellungen geben, von denen Lorenzo mir gesprochen, und sogar im Freien, wie es nach dem Klange der Instrumente scheint?" sagte der Graf zu sich selbst. „Das zu sehen, wäre wirklich interessant und könnte mich jene düstere Erscheinung am Geisterbrunnen vergessen lassen!"

Dabei ging er schneller. Er hörte die Musik jetzt ganz deutlich, und plötzlich sah er hellen Lichterschein durch das dunkelgrüne Laub schimmern. Die Mauer war an dieser Stelle so niedrig, daß er ohne Mühe hinübersehen

konnte. Auch befanden sich bereits einige andere Personen vor derselben, die voller Theilnahme das Schauspiel verfolgten, dem der Graf jetzt seine ganze Aufmerksamkeit zuwandte.

Er sah eine vollständige kleine Sommerbühne vor sich, von derselben Art, wie sie in größeren oder auch kleineren Städten für die wenigen Monate errichtet werden, die ein solches Spiel im Freien erlauben. Coulissen, Vorhang, Raum für das Orchester — nichts fehlte. Nur der Zuschauer-Raum schien sehr klein zu sein und in ihm befand sich nur eine einzige Dame, die mit ernstem, theilnehmendem Gesicht auf die Bühne schaute. Auf dieser befand sich in dem Augenblick, als Graf Eschenburg an die Mauer trat, Leporello mit der Donna Elvira — denn nichts Anderes, als Mozart's unsterblicher Don Juan war es, den man auf dieser kleinen Bühne aufführte — und Leporello breitete gerade sein Register vor der unglücklichen Verlassenen aus, und ließ sein „Aber in Spanien, ach, in Spanien schon tausend und drei!“ — so kläglich komisch vor der armen Elvira erschallen, daß Graf Eschenburg unwillkürlich lachen mußte, und gar keine üble

Meinung von dem Talente des Leporello als Sänger sowohl, wie als Schauspieler, gewann. Diese Meinung befestigte sich im Verlauf der Arie, die, wie alles Folgende, in italienischer Sprache gesungen wurde. Wenn dieser Leporello ein Dilettant war — wie Graf Eschenburg vermuthete — so war er ein vortrefflicher Dilettant, und von der Natur nicht nur mit einer vollkommen genügenden Stimme, sondern auch mit einem Darstellungstalent begabt, das weit über gewöhnliche derartige Fähigkeiten hinausging.

Auch Donna Elvira führte ihre stumme Rolle mit leidlichem Geschick durch. Sie schien noch sehr jung und sehr schön zu sein. Geschminkt war sie nicht. Ueberhaupt war der Anzug aller Personen — wie Eschenburg später bemerkte — nicht theatralisch überladen, sondern nur im Allgemeinen nach spanischem Schnitte, wie es die Oper erforderte. Dieselbe Einfachheit zeigte sich bei den Dekorationen. Es schien also — und mit Recht! — aller Werth auf die Musik und deren Ausführung gelegt zu werden, denn ein Wetteifer mit einem großen Theater in Bezug auf die Ausstattung

wäre bei einer so kleinen Dilettanten-Bühne unstatthaft und vielleicht sogar schädlich gewesen. Auch das Orchester bestand nur aus sieben Musikern, von denen Jeder eines der nothwendigen Instrumente spielte. Dieses Orchester schien dem Grafen der schwächste Theil dieser kleinen Bühne zu sein. Die einzelnen Instrumente drangen zuweilen nicht in dem erforderlichen Grade durch. Doch hörte der Graf — der als Musikfreund diese Oper sehr genau kannte — keine großen Fehler, und die Tempi wurden nicht nur trefflich gewählt, sondern auch mit großer Sicherheit festgehalten.

Als Leporello und Elvira abtraten, fühlte sich Eschenburg unwillkürlich versucht, den Erstern zu applaudiren, unterließ es aber, da er sich sagen mußte, daß er hier nur ein ungebetener Zuhörer sei, und erwartete mit Spannung die folgenden Scenen. Diese musikalische Abwechselung, nach dem seltsamen Auftritt am Brunnen, dessen Erinnerung ihn immer noch zuweilen unheimlich ergriff, war ihm äußerst angenehm, und mit dem reinsten Wohlbehagen gab er sich dem Eindrucke dieser bekannten Klänge hin, die hier in der milden Nacht einen

ganz eigenthümlichen Zauber auf ihn ausübten. Seine Erwartungen wurden schon durch die nächste Scene vollkommen erfüllt. Masetto, ein junger Bursche, dessen Gesicht für einen Masetto nur etwas zu fein geschnitten war, spielte und sang ganz im Geist seiner Rolle, und die Zerlina hatte Eschenburg kaum auf irgend einer Bühne so schelmisch, schnippisch und kokett gesehen. Um so begieriger wurde er auf den Don Juan, der erst in der nächsten Scene, dem Duett mit Zerline, erschien, da alle geschehenen Intermezzo's fortfielen. Doch entsprach gerade Don Juan nicht ganz den Wünschen des Grafen. Es war ein schlanker, schöner junger Mann, mit einer gut geschulten Stimme, und von ausgezeichnetem Anstand. Aber es fehlte ihm die hinreißende, fast übermüthige Gluth, die Don Juan gerade in diesem Duett mit Zerline zeigen muß. Er ließ sich nicht genug gehen, war zurückhaltend, zu schüchtern; es fehlte ihm die vollendete Sicherheit des sieggewohnten Spaniers, der jedes Weib verachten gelernt hat, weil Hunderte ihm zur leichten Beute geworden.

„Es ist übrigens ein wahres Glück,“ dachte

Eschenburg bei sich selbst, „daß diesem Don Juan der wahre Charakter des Don Juan fehlt. Unter diesen schönen Mädchen möchte er sonst großes Unheil anrichten. Bis jetzt," fuhr er denn in seiner stillen Recension fort, „scheinen mir nur Masetto und Zerline wirkliche Italiener zu sein. Die Anderen singen das Italienische wie eine fremde Sprache, aber freilich besser, wie ich es je sonst von Franzosen oder Deutschen gehört habe. Nun, das macht die lange Uebung! Ach, jetzt erscheint Donna Elvira — ich bin neugierig auf die große Arie!"

„In welchen qualvollen Leiden!" begann Donna Elvira klagend, aber schön und klangvoll, und Graf Eschenburg schenkte schon den ersten Takten in seinem Innern Beifall. Sie sang sehr schön; ihr Organ war glockenrein, in der vollsten Jugendkraft, und sie überwand die Schwierigkeiten der Coloraturen mit spielender Leichtigkeit. Als sie ihre Arie beendete, hätte ihr Eschenburg gern ein lautes Bravo! zugesendet. Aber seine Zurückhaltung erlaubte ihm ein solches Zeichen des Beifalls nicht, obwohl er recht gut wußte, daß derartige Störungen am leich-

testen verziehen werden. Auch fesselte jetzt die Erscheinung der Donna Anna, die mit Don Ottavio von der einen Seite eintrat, als sich Don Juan schon von der andern Seite der Donna Elvira genähert hatte, seine Aufmerksamkeit.

„Ah, das ist die schwarze Dame!“ rief er unwillkürlich bei sich selbst. „Schön, majestätisch, stolz, wie geschaffen zu einer Donna Anna, zu dieser stolzen, beleidigten, trauernden Spanierin, deren Seele unter der Schmach der erlittenen Kränkung brechen will und sich dennoch im Geheimen zu dem kühnen Frevler hingezogen fühlt. Mir wenigstens scheint es, als habe Don Juan einen tiefern Eindruck auf Donna Anna gemacht, als die Tochter des Gemordeten sich selbst gestehen will! Ein edles, schönes, blasses Antlitz! Ich würde es nach Lorenzo's Schilderung wieder erkannt haben, auch wenn sie nicht zufällig diese schwarze Tracht trüge, die ihr die Rolle vorschreibt. Und welche schöne, volle Stimme, etwas verschleiert, — eine vollendete Donna Anna! Ei, das ist ja ein seltsam schöner Genuß, zu dem mich der Zufall her geführt hat! Das erinnert

an ein Mährchen! Diese stille Mondscheinnacht, diese Ruhe in der ganzen Natur, über uns der klare Mond, und hier unten in dem matten Lampenschein die reinsten und edelsten Klänge der herrlichsten Musik — ich bin Dir wahrlich von Herzen verbunden, mein wackerer Lorenzo, daß Du mich in die Nähe dieser Villa geführt!"

Während der Graf sich das mit jenem freudigen Wohlbehagen sagte, das ein schöner, und namentlich ein unerwarteter Genuß in allen empfänglichen und dankbaren Seelen hervorzurufen pflegt, blickte er ganz Auge nach der Bühne hinüber und sein Ohr verlor keine Note des berühmten Quartetts. Von allen Personen, die er hatte auftreten sehen, fesselte ihn Donna Anna am meisten. Es lag, abgesehen von dem, was sie hier als Künstlerin that, ein natürlicher Adel in ihren Bewegungen, ein so eigenthümlicher, zum Herzen dringender Klang in ihrer Stimme, daß Graf Eschenburg überzeugt war, diese Dame müsse auch außerhalb der Bühne, in jeder Lage des Lebens, groß, bedeutend und Achtung gebietend auftreten. Don Ottavio erschien neben ihr — wie fast immer

— als unbedeutend, als ein aufgedrungener Liebhaber, zu dem sie sich nur mit Selbstüberwindung herabläßt. Don Ottavio schien übrigens sehr jung, und ein Bruder der Donna Anna zu sein, denn sein Gesicht zeigte große Aehnlichkeit mit dem ihrigen.

Noch mehr bewunderte Graf Eschenburg die Darstellerin der Donna Anna in dem folgenden großen Recitativ, in welchem sie dem Don Ottavio nur mit Widerstreben den Ueberfall Don Juan's schildert, und in der großen Arie „Du kennst den Verräther". Jede ihrer Bewegungen war vom reinsten Adel getragen, von einem natürlichen Schönheitssinn belebt. Graf Eschenburg sagte ihr in seinem Innern auf jeder Bühne den entschiedensten Erfolg voraus, und bedauerte es fast, daß diese herrliche Leistung so ungehört und unbewundert in der Stille der Nacht verklang.

Bald jedoch zog ihn die Musik wieder von allen Nebenbetrachtungen ab, und mit der gespanntesten Theilnahme folgte er derselben bis zum Finale, in welchem sämmtliche Darsteller erschienen. Ueber der Liebe und Begeisterung, mit welchem jeder Einzelne seine Rolle durch-

führte, vergaß der Graf vollkommen die Mängel der scenischen Einrichtung, die fehlenden Chöre, die sonst gerade in diesem Finale von einer so wunderbaren Wirkung sind. Das Orchester auf der Bühne fehlte; die Menuett wurde von den Musikern im Orchester gespielt. Aber das Alles verhinderte den Grafen nicht, mit voller Seele zu genießen, was die Darstellenden ihm boten. Auch war das Finale so arrangirt, daß sich nirgends ein Stocken oder eine Lücke fühlbar machte. Selbst Don Juan spielte hier, wo es galt, persönlichen Muth und Stolz zu zeigen, vortrefflich, und als der Vorhang fiel und die übrigen Zuschauer von der Mauer aus ein stürmisches Bravi! riefen, stimmte er begeistert ein.

Dann, als die Musiker und die einzelne Dame im Zuschauerraume sich erhoben, begriff er, daß die Aufführung mit dem Finale des ersten Aktes beendet sei. Die Landleute entfernten sich von der Mauer, der Graf aber blieb zurück. Diese Darstellung hatte sein Interesse für die Bewohner der Villa Olboni in einem so hohen Grade erweckt, daß er begierig war, zu sehen, wie diese Personen sich außer-

halb der Bühne zeigten. Auch war ihm Manches in den Bewegungen Leporello's als bekannt aufgefallen; er wollte versuchen, zu erfahren, ob dieser d'Orville wirklich derselbe sei, den er früher in Paris kennen gelernt hatte.

Damals war dieser Baron d'Orville einer der intimsten Bekannten des Grafen Eschenburg gewesen, der ihn leider nie mehr in Paris angetroffen, da der Baron sich jedes Mal, wenn Eschenburg nach Paris kam, auf Reisen befunden. Doch hatten sie später noch längere Zeit in Briefwechsel gestanden, bis auch dieser schriftliche Verkehr in den stürmischen Jahren 1848 und 49 allmählich eingeschlafen.

Die Lampen im Orchester erloschen und einige Diener waren beschäftigt, dieselben fortzunehmen, so wie einige Requisiten nach der Villa zu tragen. Jetzt erschien auch das darstellende Personal, das sich bis dahin im Innern des kleinen Theaters aufgehalten. Sämmtliche Personen befanden sich noch in ihrem Kostüm; sie unterhielten sich lebhaft in französischer Sprache über die Vorstellung.

„Was den Gesang anbetrifft,“ rief eine männliche Stimme, in welcher der Graf das

sonore Organ Leporello's wieder zu erkennen glaubte, „so scheint mir Gabriele den Sieg davon getragen zu haben. Sie sang die große Arie »In quali eccessi« ganz magnifique. An Leonie mag ich freilich ebenfalls nichts tadeln, aber sie könnte noch ein wenig mehr Spanierin sein, mehr Rachegluth in ihre Rolle legen."

„Und ich — Herr Baron — ich soll wohl die Letzte sein?" rief eine helle weibliche Stimme.

„Ah, Sie, meine liebe Zanetta, nein, Sie waren prächtig!" rief der Baron. „Aber das versteht sich ja von selbst, Sie excelliren immer, Sie sind eine geborene Zerline! Der Herr Vicomte ist nur nicht der rechte Don Juan. Sonst würden wir Wunderdinge erleben!"

„Nun, Herr Baron, Sie streuen die Dornen aus, wie ein Amor die Rosen," rief der Vicomte lachend. „Das soll mich aber nicht in meinem Urtheil beirren. Ist der Diener mit dem Herrn nicht zufrieden, so ist es der Herr um so mehr mit dem Diener. Sie sind geboren zum Leporello, Herr Baron! Außerdem bestreite ich Ihre Behauptung. Denn Gabriele sagte mir hinter den Coulissen, ich über=

treibe mit Signora Zanetta, ich hätte nicht nöthig, so feurig zu sein."

„Das ist nicht wahr, das habe ich nicht gesagt!" rief Gabriele, während Alle lachten. „Gehen Sie Paul, Sie sind abscheulich. Nein, Mama, ich schwöre Dir, es ist mir nicht in den Sinn gekommen, ich habe gar nicht auf ihn Acht gegeben!"

„Beruhige Dich, Gabriele," sagte der alte Baron. „Wenn Zanetta nicht im Stande ist, ihm Feuer in das Herz zu gießen, so kannst Du Zeit Deines Lebens sicher sein. Eine Andere wird es dann nie! Signora Zanetta, Sie sind die feinste Kokette der Welt! Ich hätte nicht an Signor Alberto's Stelle sein mögen! Der arme Masetto!"

„Aber, Herr Baron!" rief Zanetta. „Sie sprechen doch nur von der Bühne?"

„Natürlich!" antwortete dieser. „Wir wissen ja, daß Sie sonst nicht bis Drei zählen, und die Augen niemals ganz aufschlagen können. Nicht wahr, Signor Alberto?"

Der Angeredete — in der Tracht des Masetto — fand nicht sogleich eine Antwort. Man lachte und die kleine Gesellschaft bewegte

sich allmählich der Villa zu, als plötzlich eine Stimme von der Mauer „d'Orville" rief.

Es war Eschenburg's Stimme. Er hatte sich überzeugt, daß es sein Freund sein müsse, denn auch die Namen der Töchter stimmten mit denen der Töchter des d'Orville überein, den er gekannt hatte. Begierig, die alte Freundschaft zu erneuern, und wohl wissend, daß der Baron, dessen gute Laune ihm von früher her noch bekannt war, eine solche Ueberraschung gern verzeihen werde, rief er den Namen.

Der Baron stand still und da noch einzelne Feuerkörbe in der Nähe des Theaters brannten, so mochte er die Umrisse der Gestalt Eschenburg's bemerken, nahm einem der Diener ein Windlicht aus der Hand und näherte sich der Mauer. Jetzt sprang Eschenburg in einem Anfalle jovialer Laune, den die Erinnerung an den einstigen heitern Genossen in ihm wach rief, über die Mauer.

„Hollah!" rief der Baron stillstehend. „Ist das Jemand, der mich kennt?"

„Das sollte ich meinen, Henri!" rief Eschenburg auf ihn zugehend. „Hier also trifft man den Verlorenen, hier unter einer Sängerbande

— vortrefflich! Da kann man freilich vergebens in der Rue St. Honoré nach seinem alten Bekannten fragen."

„Aber, mein Himmel, wer ist denn das?" rief der Baron, dem Grafen mit dem Windlichte in's Gesicht leuchtend. „Die Stimme klingt mir so vertraut — mille tonnerres! Ich glaube gar, Du bist es, Eschenburg!"

Und damit warf er das Windlicht bei Seite, stürzte dem Freunde in die Arme und herzte und küßte ihn.

Die Familie hatte dieser Begegnung voller Erstaunen zugeschaut, die Herren waren näher gekommen.

„Eschenburg! Du hier!" rief der Baron mit jugendlichem Feuer. „Das ist die größte Freude, die mir widerfahren konnte. Aber, alter Bursche, warum hast Du nie geantwortet? Ich habe drei Briefe an Dich geschrieben. Ich glaubte, Du wärst gestorben und verdorben!"

„Drei Briefe oder ein Dutzend — das läßt sich in einem Athem sagen!" rief Eschenburg, dem Freunde immer wieder die Hand schüttelnd. „Ich habe keinen erhalten. Wann war denn das?"

„Ja, das ist lange her!“ antwortete der Baron. „Und Du kannst doch nicht verlangen, daß ich den vierten Brief an Jemand schreiben soll, der mir nicht antwortet. Ich schrieb damals während der tollen Jahre aus Florenz, Neapel, sogar aus Malta, wohin ich gegangen, um dem Lärmen in Frankreich aus dem Wege zu gehen. Wahrscheinlich haben die Herren Revolutionaire die Briefe unterschlagen!“

„Vermuthlich!“ rief Eschenburg. „Nun, wir wollen uns damit nicht weiter quälen, sondern uns freuen, daß uns der Zufall so glücklich wieder zusammengeführt.“

„Der Zufall? Du kommst also nicht, um mich zu besuchen?“ fragte d'Orville.

„Gewiß nicht, wie kann ich das, wenn ich nicht weiß, ob Du lebst!“ antwortete der Oesterreicher. „Doch das erzähle ich Dir später! Mein guter Engel, ein wirklicher Engel mit blonden Locken hat mich hierher geführt. Jetzt, sage mir nur, wann ich morgen kommen darf, Dich zu besuchen? Also Du bist unter die Sänger gegangen?“

„Wie meinst Du? Ah so, Du scherzest! Ja, wir bilden hier eine wahre Künstlerbande!“

rief der Baron. „Aber was sprichst Du von morgen? Du bleibst doch bei mir?"

„Das wollen wir ein ander Mal überlegen," sagte Eschenburg. „Kann ich heut noch mit Dir in die Villa eintreten? Oder ist es zu spät! Mach' nur keine Umstände!"

„Umstände! Mit einem solchen Freunde! O, es kann mich fast närrisch machen, Dich wiederzusehen!" jubelte der Baron. „Hierher verirrt sich so selten ein bekanntes Gesicht. Und nun gar ein so alter, treuer Geselle! Was heißt da zu spät? Nein, wir leben hier des Abends und des Nachts. Mitternacht ist noch eine frühe Stunde für uns! Und heut ist ein besonderes Fest, der Geburtstag meiner Frau. Wir haben nach unserer Vorstellung noch ein kleines Souper! Du kommst, wie gerufen! — Aber was steht Ihr denn da!" rief er der Gesellschaft zu. „Hinein, hinein, in den Saal! Arrangirt das Souper! Ich komme mit diesem Herrn nach! Fort, fort! Sonst werde ich böse!"

Die Gesellschaft eilte lachend nach der Villa.

„Aber d'Orville," sagte der Graf, „ich bin im Touristen-Anzuge, bestäubt —"

„Wenn Du noch ein Wort sprichst, so ver-

dirbst Du mir die ganze Freude!" unterbrach ihn den Baron. „Wie? Sind wir etwa nach der neuesten Mode gekleidet?" rief er, auf sein bauschiges spanisches Beinkleid klopfend. „Sehen wir nicht aus, wie Räuber, wie Banditen?"

„Höre," sagte Eschenburg, „Ihr könntet eine Kunstreise machen und Euch hören lassen, Ihr würdet Succes haben! Das war ja prachtvoll, wie Ihr den Don Juan gesungen habt! Mein Lebtag habe ich nicht gewußt, daß Du ein solches Talent seiest!"

„Ja, das macht die Einsamkeit und die Langeweile!" rief der Baron lachend. „Aber wir sind glücklich hier! Nieder mit aller Politik, namentlich mit der von heut zu Tage! Es lebe die Kunst! Sie allein ist heiter und ewig jung!"

„Da hast Du nicht so Unrecht!" stimmte Eschenburg bei. „Nun, ich werde mich gut ausnehmen zwischen Euch Spaniern in meiner modernen Touristen-Tracht! Aber es sei! Du zwingst mich, also vorwärts! Glücklicher Mensch, einen solchen Familienkreis zu besitzen!"

Arm in Arm gingen Beide durch den Park nach der Villa, oft still stehend, und im Fluge

theils die frühere vergangene Zeit berührend, theils den Zwischenraum der Trennung ausfüllend. Aber der Baron sprach zu lebhaft, zu hastig, um zusammenhängend zu sein. Sein Herz war so erfüllt von der Freude dieses Wiedersehns, daß Eschenburg auf's Angenehmste davon erwärmt wurde, und sich mit Genugthuung gestand, daß sein Bild treu und fest in der Erinnerung des Freundes bewahrt geblieben.

Als er mit dem Baron in die Villa und in den Speisesaal trat, war das Souper bereits servirt und die Gesellschaft schien den unerwarteten Gast mit Neugierde zu erwarten. Außer den Personen, die er bereits gesehen, befand sich Niemand dort. Diese schienen also die Familie und die Freunde des Barons zu bilden.

Eschenburg begrüßte die Dame des Hauses, die ihn bereits wieder erkannt hatte und mit großer Herzlichkeit empfing. Dann stellte ihn der Baron den Anwesenden vor.

„Dies ist der Vicomte d'Ayrac d'Etaing," sagte er, indem er die Vorstellung durch einen scherzhaften Ton der Förmlichkeit entkleidete. „Du wirst, da Du uns belauscht hast, gewiß

bemerkt haben, daß ihm glücklicher Weise zu einem Don Juan so Manches fehlt — ich sage glücklicher Weise, denn Du siehst in ihm den Zukünftigen meiner jüngsten Tochter Gabriele — dieser Donna Elvira. Diese Donna Anna ist meine älteste Tochter Leonie, leider ein wenig sentimental, wie Du finden wirst. Aber das habt Ihr Deutschen ja gern! Diese allerliebste Dame ist Signora Zanetta Malvi, die Freundin meiner Töchter, und dieser Masetto ist Signor Alberto Farini, mein Secretair, Factotum — ein ausgezeichneter junger Mann! Dieses Musterbild eines Don Ottavio endlich ist mein Jüngster, Monsieur Alphonse! So, nun kennst Du meine Familie — denn ich rechne Alle zur Familie! Sie ist nicht groß, aber ich habe doch Mühe genug, sie in Ordnung zu halten!"

„Ich habe heut gehört, welche vortreffliche Harmonie hier herrscht," sagte Eschenburg, dessen weltmännische Klugheit und angeborne Herzensgüte ihn leicht den Ton treffen ließen, den er in diesem Kreise anzuschlagen hatte. „Aber Du mußt einen älteren Sohn haben, d'Orville. Hieß er nicht Roger?"

„Ja, aber er ist nicht bei uns, er zieht es vor, in Frankreich zu leben," antwortete der Baron, und es schien dem Grafen, als bemerke er bei diesen Worten einen Schatten auf der Stirn seines Freundes. „So, mein lieber Eschenburg, nun setze Dich neben meine Cecilie und laß uns heiter und fröhlich sein!"

Die Gesellschaft nahm Platz und bald hatte sich die heiterste, lebendigste Unterhaltung entsponnen. Dem Grafen war es lange nicht so wohl gewesen, wie in diesem Kreise, in welchem sich Bildung, Witz und gute Laune mit vollendeter Liebenswürdigkeit und natürlicher Herzlichkeit vereinten. Eschenburg's Gewandtheit verhinderte jedes einseitige Gespräch; er wich dem Baron, der stets alte Erinnerungen erwecken, oder auch auf die Politik überlenken wollte, auf geschickte und scherzhafte Weise aus; denn er glaubte, daß dies keine Gegenstände für das junge Volk seien. Und so nahm das Souper auch den heitersten Fortgang. Der Graf fand im Verlaufe desselben Gelegenheit genug, die einzelnen Personen zu beobachten. Vor Allem interessirte ihn die älteste Tochter Leonie, die ihm gegenüber saß. Trotz der Heiterkeit, mit

der sie sprach, trotz der Lebendigkeit, mit der sie an der Unterhaltung Theil nahm, bewahrten ihre schönen, edlen Züge dennoch jenen Ausdruck entschlossener und ernster Resignation, den Eschenburg an ihr bemerkt, als sie die Donna Anna sang. Sobald sie schwieg, sobald sie sich auch nur auf eine Minute dem Nachdenken zu überlassen schien, wurde dieser Ausdruck deutlicher und bestimmter, und es ließ sich leicht errathen, daß er in ihrem Gesicht der herrschende, daß sie für gewöhnlich ernst und in sich gekehrt sei.

Um so glücklicher schien Gabriele zu sein, die an der Seite ihres Verlobten saß, eines schönen Mannes, mit aristokratischen Zügen und untadeligem Wesen. Die junge Baronesse hatte zu Anfang des Soupers noch ein wenig mit ihm geschmollt, wegen des Scherzes, den er sich vorher über ihre Eifersucht erlaubt. Aber diese kleine Wolke schwand bald, und beide boten den Anblick des glücklichsten Paares. Fast schien es dem Grafen, als ob auch Signor Alberto und Zanetta ein ähnliches Pärchen seien. Zwar ließ Zanetta ihre dunklen Augen bald zu Alphonse, bald zu dem Vicomte hin-

überglänzen, ja, sie schleuderte selbst einige kleine Blitze auf den Grafen; aber diese feuersprühenden Kreise kehrten doch gewöhnlich zu Signor Alberto zurück, für den sie ihren höchsten Glanz aufzusparen schienen. Vielleicht geschah dies aber auch nur, weil der Vicomte selten den Blick von Gabriele wandte und Monsieur Alphonse mit seinen achtzehn Jahren und seiner, wie es schien, sehr ruhigen Natur mehr auf sein Glas achtete, als auf sein lebhaftes vis-à-vis. Jedenfalls fühlte sich Alberto noch nicht im sichern Besitze; er war zu aufmerksam, zu höflich, zu sehr bemüht. Das sichere Glück pflegt fester und selbstbewußter aufzutreten. Indessen glaubte Graf Eschenburg bald zu errathen, daß diese Koketterie Zanetta's nur eine Form ihrer äußerst lebendigen Natur, und daß ihr ganzer Charakter im Grunde gut und des Vertrauens dieser Familie würdig sei.

Das Souper war fast beendet und der Champagner perlte in den Gläsern, als der Graf den Namen Lorenzo erwähnte. Alle kannten den Knaben und freuten sich, daß er es gewesen, der ihnen diesen lieben Gast zugeführt. Der Graf suchte Einiges über ihn zu

erfahren. Aber man konnte ihm keine andere Auskunft geben, als die er bereits von Lorenzo selbst erhalten. Man hielt es für möglich, daß der Gärtner Raspi und seine Wirthschafterin etwas Näheres über die Herkunft des Knaben wüßten; aber Beide waren als schweigsam bekannt, und hatten bisher einstimmig behauptet, den Knaben eines Morgens vor der Thür gefunden zu haben. Er schien übrigens der Liebling der Villa zu sein; Alle lobten ihn, und der Baron sagte, daß er entschlossen sei, ihn später ausbilden zu lassen, sobald sich die Vorliebe für irgend einen Stand in ihm deutlich herausstelle.

„Nun, er will Soldat werden und die Oesterreicher aus Italien wegjagen, das kann ich Dir wohl, ohne indiskret zu sein, mittheilen,“ sagte Eschenburg lachend.

„Ja, ja, es rumort überall!“ erwiederte der Baron ernst. „Selbst in die Kinder ist die Unabhängigkeits-Idee gefahren! Der Himmel weiß, woher dieser Wind wieder weht!“

„Doch aus Deiner Heimath vermuthlich,“ sagte Eschenburg.

„Wie? Glaubst Du, daß Louis Napoleon

für Italien etwas thun würde?" fragte der Baron mißtrauisch.

„Nun, ich bin von jeher ein schlechter Diplomat gewesen," antwortete der Graf lächelnd. „Wenigstens sagte man es früher, und es ist wahr, mit den kleinen Winkelzügen und unnützen Schreibereien, den erbärmlichen Chikanen habe ich mich nie befreunden können. Aber dieses Mal glaube ich mich nicht zu irren. Es sind Unterhandlungen mit Sardinien im Gange. Prinz Napoleon heirathet Clotilde —"

„Bist Du besessen?" unterbrach ihn der Baron. „Davon weiß ich ja kein Wort."

„Ach, da haben wir wieder die Politik!" seufzte die Baronin. „Nun ist es vorbei!"

„Nein, Madame, fürchten Sie nichts!" sagte Eschenburg. „Ich habe morgen Zeit genug, mit Ihrem Mann darüber zu sprechen. Nichts von Politik heut, Henri! Du hast ja selbst gesagt, nur die Kunst sei heiter."

„Ja, aber diese Heirath! Was knüpft man daran für Pläne?" rief der Baron.

„Ich werde sie Dir morgen ausführlich mittheilen!" erwiederte Eschenburg, und da er sah, daß die Baronin Miene machte, sich zu

heben, so stand er zugleich mit ihr auf und die ganze Gesellschaft folgte diesem Beispiel.

So dringend der Baron nun auch bat, Eschenburg möge noch bleiben, so zog es der Graf doch vor, da Mitternacht längst vorüber war, Abschied zu nehmen. Er mußte versprechen, die folgenden Tage und überhaupt, so lange es ihm nur gefalle, auf der Villa Olboni zu verweilen, und ein Diener begleitete den Grafen bis zu dem kleinen Albergo, damit er nicht fehl gehe.

Dieses Mal schlief der Graf fast in derselben Minute ein, in welcher er das Ohr auf das Kissen gelegt, und er, der sonst gewöhnt war, so früh aufzustehen, ja selbst früher, als seine Diener — er fand zu seiner Beschämung schon das ganze Albergo lebendig, als er den Kopf durch die Thür steckte, und auf dem Corridor stand nicht nur Lorenzo, sondern auch eine ganze Schaar von Dienern des Barons, der einen nach dem andern gesendet hatte, um zu erfahren, ob denn der Graf noch nicht komme.

Sobald dieser seine erste Toilette beendet, rief er Lorenzo zu sich herein. Das Gesicht

des Knaben glänzte wie ein schöner See mit lachenden Ufern am frühen Morgen. Auch etwas Stolz und Triumph zeigte sich in seiner Miene. Er hatte ja draußen vernommen, daß sein Begleiter vom vergangenen Tage ein Freund des Herrn von der Villa Olboni sei, und that sich etwas darauf zu gute, zuerst von einem so vornehmen Herrn in's Zimmer gerufen zu werden.

„Nun, Lorenzo," sagte Eschenburg, „Du hast mich gut geführt, besser, als ich irgend hoffen konnte! Denke Dir, der Herr in der Villa ist einer meiner liebsten Freunde; ich habe es schon gestern Abend zufällig entdeckt."

„Das thut mir eigentlich leid, Signore," antwortete der Knabe. „Denn ich hatte mich darauf gefreut, mit Ihnen nach dem See zu wandern. Aber nun werden Sie meiner nicht mehr bedürfen."

„Im Gegentheil, ich wünsche gerade, daß Du mich überall begleitest, wenn Du nur Zeit hast," sagte der Graf. „Ich werde freilich auf der Villa wohnen, aber Du gehörst ja eigentlich doch auch zur Villa, und ich werde Dich speziell für mich zum Begleiter auswählen.

Heut werde ich wohl nicht viel wandern können, denn der Herr Baron will doch auch etwas von meiner Anwesenheit genießen. Dafür geht es aber morgen in aller Frühe hinab nach dem See. Halte Dich nur, wenn es möglich ist, in der Nähe der Villa, damit Du bei der Hand bist, wenn ich eine kleine Wanderung antreten will."

„Wie Sie befehlen, Signore," sagte der Knabe, und dem Grafen ein kleines längliches Kästchen reichend, fügte er hinzu: „Ich habe mir erlaubt, Signore, Ihnen etwas von meiner Arbeit mitzubringen und möchte Sie bitten, es anzunehmen!"

„Aber, mein kleiner Freund, Du überhäufst mich ja mit Wohlthaten!" rief der Graf, das Kästchen öffnend. „Ich sollte Dir dankbar sein, und Du verpflichtest mich immer zu neuem Dank. Das kann ich gar nicht annehmen!"

Er öffnete das Kästchen, das eine Figur aus Elfenbein, einen Stockgriff enthielt, die mit schmuckloser Einfachheit, deshalb aber vielleicht um so zweckmäßiger ausgeführt war. Denn das Ganze bildete, ohne schwerfällig zu sein, eine feste, zusammenhängende Masse und

ließ sich auf diese Weise wirklich als Griff benutzen.

„Was ist denn das?“ fragte Eschenburg, die Figur aufmerksam betrachtend. „Ein Mann mit einer Armbrust? Ei, der Tausend, in der andern Hand hält er einen Apfel mit einem Pfeil — —“

Er schwieg und drohte dem Knaben lächelnd mit dem Finger.

„Sie wissen also, was es vorstellen soll?“ fragte dieser mit glänzenden Augen.

„Ei freilich, das ist ja der Tell!“ rief Eschenburg. „Weißt Du denn auch, daß es meine Landsleute waren, die der Tell aus der Schweiz hinausgetrieben?“

„Ich habe die Geschichte vom Tell erzählen hören,“ antwortete Lorenzo verlegen. „Aber daran, daß Sie ein Landsmann jenes Landvogts gewesen, daran Signore, hab' ich wirklich nicht gedacht, sonst — —“

„Nun, laß nur gut sein! Das ist eine alte Geschichte, die ist längst vergeben und vergessen!“ sagte der Graf, ihm das blonde Haar streichelnd. „Aber die Arbeit ist sehr gut,

Lorenzo. Hast Du denn dazu ein Vorbild benutzt, oder ist das eigene Erfindung?"

„Ich habe nur zuweilen in Büchern Gestalten in dieser Tracht gesehen," antwortete der Knabe. „Und da ich hörte, daß das eine alte Tracht sei und der Tell vor langer Zeit gelebt, so dachte ich mir, er müsse so ausgesehen haben. Den Apfel habe ich ihm in die Hand gegeben, damit man wisse, wer es sein solle."

„Du hast das Rechte gut getroffen," sagte Eschenburg. „Aber das ist eine Arbeit, die unter Brüdern — nun ich weiß nicht, wie viel! — werth ist. Ich kann sie wirklich nicht so annehmen. Du mußt mir einen Preis dafür bestimmen, mein lieber Junge."

Lorenzo erröthete tief und blickte auf den Boden.

„Signore," sagte er dann, „ich fühle jetzt, daß ich unrecht gethan. Denn wenn Sie eine solche Arbeit kaufen wollten, so mußte ich warten, bis Sie den Wunsch äußerten. Aber, da Sie gestern den Tag über so freundlich gegen mich waren, und da ich weiß, daß Sie bald wieder diese Gegend verlassen und in die Ferne

ziehen werden, so glaubte ich — daß es Ihnen vielleicht nicht unlieb sein werde, ein Andenken daran zu besitzen, daß wir gestern einen schweren Schneesturm auf der Alp bestanden."

Das sagte er stotternd, verlegen und tief beschämt.

„Verzeihe mir, mein Knabe," rief der Graf, „daß ich Dich beleidigt, denn das habe ich gethan, indem ich Dich nach dem Preise dieser Arbeit fragte. Das war nicht gut von mir; ich hätte errathen sollen, wie Du es meintest. So nehme ich es denn mit Dank an! Aber Eines mußt Du mir erlauben. Man darf Niemand Beweise der Freundschaft geben, von dem man nicht auch gleiche Beweise wieder annehmen will. Du mußt also auch ein Andenken an mich besitzen!"

Damit nahm er seine Uhr und hing sie Lorenzo um.

Der Knabe stand starr vor Erstaunen, dann streckte er dem Grafen die Hand wie abwehrend entgegen und brach in Thränen aus.

„Nein, nein, Signore," rief er. „Nein — das ist zu kostbar, das ist zu viel — das beschämt mich! Wenn irgend Jemand dächte, daß

ich Ihnen die Schnitzerei gegeben und dabei daran gedacht —"

„Nun, sei nur kein kleiner Thor!" unterbrach ihn Eschenburg. „Du bist zu stolz. Du willst Wohlthaten ertheilen und nicht wieder annehmen. Das darf nicht sein! Ich hatte Dir ein solches Andenken schon gestern zugedacht. Denn Du darfst nicht vergessen, daß ich Dir mein Leben verdanke. Denke nur, wenn dieser Schneesturm uns überrascht hätte, ohne daß wir gewußt, wie wir uns gegen ihn zu schützen hätten! Ich bin noch immer sehr in Deiner Schuld, und wenn Dir die Uhr gefällt, so freut es mich. Wärest Du größer, so hätte ich Dir ein anderes Andenken, vielleicht eine Zeichnung, ein kleines Bild von meiner Hand gegeben, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Aber ich habe nichts Derartiges bei mir und jetzt, denke ich, wird die Uhr Dir mehr Freude machen!"

„Aber, Signore!" rief der Knabe, die Uhr in den Händen haltend und betrachtend, „Sie haben ja nun selbst keine!"

„Oho, ich will doch hoffen, daß mir die andere nicht gestohlen ist," sagte der Graf, und

nahm aus seinem Kästchen eine andere einfachere Uhr.

Lorenzo war noch immer außer sich vor freudiger Erregung. Eine Uhr, eine goldene Uhr — ein Luxus, wie ihn nur die Fremden und die Herrschaften auf der Villa kannten — das war zu viel! Er wollte sprechen, vermochte es aber nicht. Endlich ging er auf den Grafen zu und reichte ihm entschlossen die Hand.

„Signore," sagte er, „jetzt bin ich nur ein Knabe; aber wenn ich größer bin, will ich mich erinnern, daß es nie einen freundlicheren Herrn gegeben, als Sie, und dann werden Sie sehen, ob Lorenzo ein dankbares Herz hat!"

„Brav gesprochen!" rief der Graf. „Wenn Du erst der Erzengel Michael bist, und die Weißröcke aus Italien treibst, dann erinnere Dich meiner, wenn ich zufällig vor Dein scharfes Schwert kommen sollte, und schone meines armen Lebens!"

„Signore," rief der Knabe mit aufrichtiger Wärme, „wenn alle Weißröcke wären wie Sie, dann dächte wohl Niemand daran, daß dieses Land ihnen nicht gehöre, und Alle würden

ihnen mit Freuden dienen. Ich kann schon jetzt nicht mehr so böse auf die Oesterreicher sein, weil ich weiß, daß Sie zu ihnen gehören!"

„Das ist gut gesprochen, Lorenzo," sagte der Graf. „Merke Dir nur, es giebt überall gute und böse Menschen, und man muß den bösen um der guten willen verzeihen."

„Ja, aber die Weißröcke thäten doch besser, in ihrem eigenen Lande zu bleiben," sagte Lorenzo. „Ich glaube, da drüben, in ihrem eigenen Lande ist Mancher gut, den wir hier für böse halten."

Der Graf lachte.

„Nun, laß gut sein, ein ander Mal mehr davon!" sagte er dann. „Darüber mögen sich andere Leute den Kopf zerbrechen!"

„Wissen Sie, Signore," sagte Lorenzo leise, „da drüben in den Bergen haben sie gestern Abend wieder einen Mann gefangen genommen; Wahrscheinlich werden sie heut mit ihm hier vorüber ziehen und ihn nach Lecco oder Bergamo führen!"

„Das thut mir leid um den Mann," sagte der Graf. „Aber gewiß hat er etwas gespro-

chen oder gethan, was nicht recht ist. Nun will ich meine Sachen hinübertragen lassen nach der Villa Alboni. Geh, Lorenzo, und gieb dies den Wirthsleuten, und sage ihnen, es thäte mir leid, daß ich nicht länger hier wohnen könnte, aber ich müßte die Einladung meines Freundes, des Herrn Baron, annehmen!"

„Aber ist das nicht zu viel, Signore?" fragte der Knabe, als ihm der Graf eine Summe Geldes reichte.

„Nein, vielleicht zu viel für das, was ich erhalten, aber gewiß nicht zu viel für die Hoffnungen, die sich die Wirthsleute gemacht haben, denn sie hatten Grund zu glauben, daß ich länger bleiben würde. Aber laß nur, ich will es ihnen lieber selber geben!"

„Und ich darf zum Vater Raspi gehen und ihm die Uhr zeigen?" rief Lorenzo, dessen Gedanken sich nun wieder in kindlichem Entzücken dem schönen Geschenk zuwandten.

„Gewiß, heut bist Du frei; halte Dich nur zu Hause, damit ich Dich rufen lassen kann!" antwortete Eschenburg.

Der Knabe sprang davon. An der Thür

aber stand er still und kehrte dann noch einmal zurück.

„Signore,“ sagte er, „verzeihen Sie — schelten Sie mich nicht! Sie werden nun die schwarze Dame sehen, Sie haben sie schon gesehen. Das dachten wir gestern nicht. Was ich Ihnen gesagt habe von den Briefen —“

„Das ist Dein Geheimniß und wird Niemand weiter erfahren, verlaß Dich darauf, mein Junge!“ unterbrach ihn der Graf. „Ein Mann, ein Wort! Ich habe es versprochen, und nun sei unbesorgt.“

Der Knabe lächelte dankbar und eilte mit seligem Gesicht davon.

Eine Stunde später ging Graf Eschenburg Arm in Arm mit dem Baron durch den Park der Villa Olboni.

Er hatte sämmtliche Mitglieder der Familie in ihrer gewöhnlichen Tracht gesehen und sie hatten bei dieser Veränderung nichts verloren. Gabriele war ihm eben so graziös und einnehmend, Zanetta eben so gewandt und schelmisch liebenswürdig, Donna Anna eben so ernst und edel, aber auch eben so sinnend und

nachdenklich erschienen, wie am Abend vorher. Ein Gleiches war bei den Männern der Fall gewesen. Der Vicomte hatte ihm sogar in seinem einfachen Sommer-Anzuge weit besser gefallen, als in der Don Juan-Tracht, die seinem Wesen nicht angemessen war. Eine längere Unterhaltung hatte er aber mit Niemand anknüpfen können; der Baron hatte ihn mit sich fortgezogen.

„Ja," rief d'Orville, als sie so vertraulich weiter schritten, „ja, es ist ein glückliches Leben, das wir hier führen, und ich weiß recht gut, daß ich beneidenswerth bin. Und doch — nun wir sprechen noch darüber. Jetzt verlangst Du fürs Erste eine Erklärung von mir, weshalb ich Paris verlassen und mich hier in diese Einsamkeit zurückgezogen. Gut! diese Erklärung kann ich Dir in wenigen Worten geben.

„Du kennst meine Gesinnung, Du weißt, daß ich kein abgesagter Feind des Neuen bin, aber das Neue muß gut und vernünftig sein. Ist es das nicht, so ziehe ich das solide Alte dem Neuen vor, und das thut, glaube ich, Jeder. Nun weißt Du von früher her, daß

ich aus Grundsatz dem Hause Orleans zugethan bin. Ich halte es für das einzige, das auf eine dauernde Herrschaft in Frankreich rechnen kann. Das Legitimitäts-Prinzip hat dort einen zu starken Stoß erlitten, und die Glieder der legitimen Familie haben es zu wenig verstanden, die Fehler ihrer Vorfahren vergessen zu machen, als daß sie auf eine dauernde Sympathie des französisches Volkes zählen könnten. Dagegen schien mir die Familie Orleans alle Bürgschaften zu bieten, die man nur irgend von einer in Frankreich, diesem Lande der Unruhe, herrschenden Familie verlangen kann.

„Trotz einzelner Fehlgriffe, die sie begangen haben, und von denen ich sie auch jetzt nicht freisprechen will — denn ich gehöre immer noch zu den gemäßigten Liberalen, schien mir dieses Haus mit seinen intelligenten, mannichfach gebildeten Söhnen eine dauernde Garantie für die Ruhe Frankreichs zu bieten. Unerwartet kam mir also der Sturz dieses Hauses in jener verhängnißvollen Februar-Revolution, und ich beklagte ihn tief, da ich nun eine Reihe unendlicher Verwirrungen für Frankreich voraus-

sah. Die Ereignisse in Paris, der Aufstand im Juni bestätigten meine Ansicht, und ich beschloß, da mich die Nothwendigkeit nicht in Paris fesselte, eine Stadt zu verlassen, in welcher der Aufenthalt lebensgefährlich wurde. Ich ging nach Italien, das ich stets geliebt hatte. Aus Rom vertrieb mich die Belagerung meiner Landsleute, die von demselben Louis Napoleon, der einst für die Unabhängigkeit der Romagna gekämpft, dorthin gesandt wurden, um die beginnende römische Freiheit zu unterdrücken. Ich ging, um Ruhe zu finden, nach Malta. Aus jener Zeit datiren die Briefe, die ich an Dich gesendet, und die leider ihr Ziel nicht erreicht haben.

„Später entschloß ich mich, den Wünschen meiner Familie nachgebend und um die Erziehung meiner Kinder besorgt, nach Paris zurückzukehren. Royer und Leonie hatte ich leider dort zurückgelassen — ich sage leider! wie Du bald hören wirst. Als ich in Paris eintraf, war Louis Napoleon Präsident, und den Eingeweihten war es nicht mehr verborgen, daß er nach der Kaiserkrone strebte. Nun weiß ich nicht, ob ich früher mit Dir davon gesprochen

habe — aber die Familie Napoleon habe ich nie geliebt. Ich verkenne durchaus nicht, was der erste Napoleon gethan hat. Er hat Frankreich zur ersten Macht Europa's emporgehoben, wenigstens was den äußern Einfluß anbetrifft. Aber meine Sympathien waren stets für die Orleans —"

„Ich weiß," unterbrch ihn Eschenburg lächelnd. „Du hast mir damals schon davon gesprochen. Der erste Napoleon hat Deinen Großvater empfindlich gekränkt, als er ihm nach einer Schlacht — ich glaube, es war die Schlacht bei Eylau — wegen eines säumig ausgeführten Manövers eine öffentliche Rüge ertheilte, in Folge deren Dein Großvater den Abschied nahm. Und andererseits hat die Familie Orleans die Deinige stets ausgezeichnet. Du warst häufig an der königlichen Tafel —"

„Du willst die Frage ins persönliche Gebiet hinüberspielen!" rief d'Orville. „Nein, Du irrst Dich. Ich bin aus Prinzip Orleanist. Nur unter dem Schutze eines gemäßigten liberalen Regiments, wie es die Orleans auf die Dauer stets einschlagen müssen, kann Frankreich zum Glück und zur Ruhe gelangen."

„Nun, lassen wir das!“ sagte Eschenburg. „Du hattest Deine Gründe, das ist für mich genug. Erzähle nur weiter!“

„Also, ich war gegen die Napoleoniden, wie ich es auch jetzt noch bin,“ fuhr der Baron fort, „und als nun gar die Konfiskationen kamen, da wurde ich so erbittert, daß ich mich zu einigen Aeußerungen hinreißen ließ, die gerecht — gewiß gerecht, aber unter den obwaltenden Verhältnissen unbedacht waren. Bis dahin war ich von dem neuen Regiment mit ziemlicher Rücksicht behandelt worden. Von jenem Augenblicke an kümmerte sich keine Seele mehr um mich — ich lebte in Paris einsam, wie ein Murmelthier. Die Mehrzahl der Orleanisten war im Auslande — genug, kurz und gut, ich faßte den Entschluß, ein Land zu verlassen, das von dem Neffen seines Onkels tyrannisirt wurde. Roger und Leonie ließ ich abermals leider in Paris zurück und ging auf Reisen. So kam ich an den Comer See, hörte daß diese Villa verkäuflich sei, und wurde ihr Besitzer.“

„Und Du hast Dich immer noch nicht mit der napoleonischen Politik ausgesöhnt!“ sagte

der Graf. „Du hoffst immer noch auf die Rückkehr der Familie Orleans?“

„Natürlich!“ rief der Baron. „Wie kann ich mich mit Louis Napoleon aussöhnen, der alles Bestehende mißachtet, bald die Arbeiter, bald das Militair karessirt, bald wieder mit der Legitimität liebäugelt, sich heute einen Parvenu nennt, und morgen sich zum Vorkämpfer der Herrscher von Gottes Gnaden aufwirft, sich den Erwählten der Nation nennt, und doch seine ganze Stütze in dem Namen seines Oheims sucht, heute das Kaiserreich das Reich des Friedens nennt und morgen wegen einiger Streitigkeiten in Jerusalem Rußland den Krieg erklärt? Nein, lieber Freund, eine derartige echt chamäleonisch-napoleonische Politik ist nicht meine Sache! Frankreich geht darüber zu Grunde, und bei diesem Gedanken blutet mir das Herz, wenn ich hier auch glücklich lebe — denn diese Villa ist nicht Frankreich, und ein Franzose kann nur in Frankreich glücklich sein!“

„Gut, ich weiß nun, wie ich es mir zu erklären habe, daß Du hier Mozart's Don Juan aufführen läßest,“ sagte Eschenburg lächelnd.

„Und am Ende ist in allem Unglück ein Glück. Louis Napoleon hat Dich zu einem vortrefflichen Sänger und Regisseur gemacht!"

„Spotte nicht!" rief d'Orville. „Aber da Du einmal die Sache erwähnt hast, so will ich Dir sagen, wie das gekommen ist. Du weißt, daß ich stets die Musik geliebt habe und daß meine Frau vortrefflich sang. Meine Kinder haben diese Vorliebe geerbt. Als wir in diese Villa einzogen, fanden wir hier, der Himmel weiß, wie sie hierhergekommen sind! — eine Menge Partituren und Instrumente vor. Im Scherz begannen wir eine kleine französische Oper einzuüben, und da unsere Bemühung von einem unerwarteten Erfolg gekrönt wurde — wenigstens spendeten uns die Zuhörer bei der ersten Aufführung jener Oper reichlichen Beifall — so beschloß ich, an unserer Vervollkommnung zu arbeiten. Irgend etwas muß der Mensch doch thun, und ich bin nun einmal ein lebhafter, unruhiger Charakter, ich muß etwas zu schaffen haben. Politik kann ich hier nicht treiben, Ackerbau ist auf diesem felsigen Boden nicht sehr ergiebig, das Nöthige besorgt mein Gärtner — so warf ich mich denn mit

Leib und Seele auf die Musik. Ich ließ einige gute Musiker kommen, Gabriele, Alphonse und Leonie — die inzwischen von Paris zurückgekehrt war, erhielten Unterricht, und so bildeten wir allmählich im Verein mit Zanetta und Alberto, die als geborne Italiener auch musikalisch von Natur sind, eine förmliche Kunstgenossenschaft. Ich war bemüht, nur solche Personen zu engagiren, die zugleich musikalische Kenntnisse besaßen, und in Italien ist das nicht schwer. Mein Verwalter zum Beispiel bläst die Flöte, mein Inspektor die Clarinette, der Sprachlehrer Gabrielens spielt ausgezeichnet Cello, und so weiter. Genug, das ganze Orchester, das Du gesehen hast, besteht aus Leuten, die am Tage diejenigen Dienste verrichten, deren ich zur Aufrechthaltung eines geordneten Hauswesens bedarf, und da sie sich der Musik mit Lust und Liebe hingeben, so sind diese Aufführungen ein Grund, sie dauernder an mich zu fesseln, als irgend etwas Andres vermöchte. Nur der Geiger ist ein Musiker von Fach; er ist der Musiklehrer meiner Kinder und hat die Oberleitung alles Musikalischen. Regisseur bin ich selbst. Genug, wir haben uns so in die

Kunst hineingelebt, daß sie uns zu einem wahren Bedürfniß geworden ist, und Du sagst ja selbst, daß wir mittelmäßigen Ansprüchen genügten."

„Nicht allein das, sondern sogar hohen!" rief der Graf. „Insofern kann ich es nicht im mindesten beklagen, daß Du Paris verlassen hast. Dort hättest Du Dich verzehrt in Aerger und Mißmuth und Nichts geleistet, während Du hier etwas geschaffen hast, das Dir wirklich Ehre macht!"

„Du bist mild in Deinen Ansprüchen, nun desto besser für uns!" sagte d'Orville. „Dennoch vermag die Befriedigung, die ich in diesen Kunstgenüssen empfinde, die Sehnsucht nach der Heimath nicht ganz zu unterdrücken, und ich seufze oft, wenn ich an Paris denke. Freilich ist Italien mir eine zweite Heimath geworden. Meine Frau ist ja eine Italienerin, aus der Familie der Alberoni, und dieses Land ist mir nach Frankreich das liebste gewesen. Ich würde — nun ich weiß nicht was — darum geben, wenn es frei, glücklich und unabhängig wäre, wenn diese Zersplitterung, dieser verschiedenartige, und doch in seinen Endzwecken gleiche

Einfluß der fremden Mächte einmal aufhörte und die Italiener eine glückliche, zufriedene, selbstständige Nation bildeten!"

„Oho!" rief Eschenberg. „Wie klingt denn das! Vergißt Du, daß ich ein Oesterreicher bin?"

„Ach, Eschenburg, Du bist zu vernünftig, um das Fortbestehen eines Zustandes zu wünschen, der auf die Dauer doch zusammenbrechen muß!" sagte d'Orville. „Sieh dieses herrliche Land, das einst so groß war —"

„Weißt Du, davon sprechen wir, wenn alle anderen Themata erschöpft sind, und Du mir keine Erläuterungen mehr zu geben hast!" unterbrach ihn Eschenburg. „Für jetzt wünschte ich zu wissen, warum Du stets ein „leider!" hinzugefügt hast, wenn Du von Leonie und Roger sprachst!"

„Unerbittlicher Mensch! Gut, ich will Dir antworten!" sagte d'Orville. „Du bist ja einmal doch mein vertrauter Freund, und wirst von dem, was ich Dir mittheile, einen vorsichtigen Gebrauch machen. Ich sagte Dir also, ich hätte Roger und Leonie in Paris erziehen lassen. Das war eine Thorheit. Ich

hätte voraussehen können, wohin das führen würde; denn der napoleonische Nimbus wirkt vorzugsweise auf die Jugend und exaltirt die Köpfe. Als ich also an Roger schrieb, er solle zurückkehren, antwortete mir der Bursche, was denn aus ihm werden solle? Er müsse doch irgend Etwas ergreifen, sich irgend einer Carriere widmen, und das könne er doch nur in Frankreich. Wenn er auf die Retablirung der Familie Orleans warten wolle, so könne er alt und grau darüber werden! — Ich war außer mir über diesen Brief und ahnte sogleich, was dahinter stecke."

„Da hattest Du Unrecht!" sagte Eschenburg. „Denn am Ende war das, was Roger schrieb, ganz vernünftig. Du kannst ihn doch unmöglich zu einem Sänger oder Schauspieler machen wollen, wenn er keine Neigung zu diesem Berufe in sich fühlt!"

„Nun ja, mache Dich nur noch zum Vertheidiger des Burschen!" rief d'Orville. „Ich antwortete ihm kurz, er solle hierher kommen, dann würden wir weiter darüber reden. Denkst Du, er kam? Er wußte recht gut, daß ich ihn nicht wieder fortgelassen hätte! Damals be-

gann der Krieg mit Rußland. Er schrieb mir also, daß er es als Franzose für seine Pflicht halte, unter der Fahne Frankreichs zu kämpfen, gleichviel, wer diese Fahne entfalte. Weder Bitten, noch Drohungen halfen, er zog nach der Krim, und von diesem Augenblicke an ist er ein enragirter Anhänger Louis Napoleons geworden!"

„Du sagst das in einem so verzweifelten Tone, daß ich nicht recht weiß, was ich davon denken soll," sagte Eschenburg. „Hat er sich wacker gehalten? Ist er ein braver, ehrenhafter Mensch?"

„Wer kann daran zweifeln?" rief der Baron. „Ein d'Orville und nicht brav und ehrenhaft! Ich würde ihn mit meinen eigenen Händen zerreißen, wenn es anders wäre! Nein, er hat sich brillant geschlagen, er ist Oberst mit fünfundzwanzig Jahren, hat eine Menge Orden, ist rühmlich überall erwähnt worden — aber er ist Napoleonist, und wir sind für ewig geschieden!"

„Hm!" sagte Eschenburg nach einer kurzen Pause, während deren d'Orville mit erbitterter Miene neben dem Freunde einherschritt. „Ich

mag mich nicht zum Richter in Deinen Familien-Angelegenheiten aufwerfen. Aber am Ende blieb Deinem Sohne, wenn er sich auszeichnen, oder wenn er auch nur seine Zeit nützlich anwenden wollte, gar keine andere Wahl. Ich will hier gar nicht von der Berechtigung des Napoleonismus, von seiner Dauer, von seinen Vorzügen oder Nachtheilen sprechen — sondern Dich nur fragen: Was sollte Roger thun? Hierher kommen? den Don Juan singen? — das ist gut für Dich, für Deine Töchter. Aber für einen sprudelnden Geist, der sich nicht ausschließlich der Kunst widmen will, scheint mir dies doch nicht genügend. Ich glaube, Du bist etwas streng in dieser Hinsicht, und verlangst von Roger, daß er durchaus denken und handeln soll, wie Du selbst! Bedenke aber, daß wir Alten an den Erinnerungen der Vergangenheit hängen, während die Jugend nach der Gegenwart greift, und die Gegenwart Frankreichs, man mag die Sache nun drehen und wenden wie man will, heißt Louis Napoleon."

„Ich bitte Dich, sei still!" rief d'Orville. „Die Gegenwart Frankreichs heißt Unbestän-

digkeit, Unsicherheit, Liebäugelei mit dem alten Ruhme, Unterdrückung aller entgegengesetzten Meinungen im Innern, Machtentfaltung nach außen — genug, Willkür im vollsten Sinne des Wortes! Und selbst, wenn es anders wäre — Roger ist mein Sohn, er hat zu gehorchen! Das hat er nicht gethan, folglich hat er aufgehört mein Sohn zu sein!"

„Dabei hast Du Dir selbst die schwerste Wunde geschlagen!" sagte Eschenburg ernst. „Unthätigkeit ist das Schwerste und Verderblichste, was Du einem jungen Manne auferlegen kannst, und fast möchte ich es als das Zeichen eines guten und tüchtigen Kernes bei Roger ansehen, daß er sich einer solchen Unthätigkeit nicht unterwerfen wollte. Außerhalb Frankreich konnte er nicht kämpfen, gegen Frankreich noch weniger, also mußte er Napoleons Fahnen folgen, oder hier in Deiner stillen Villa vor Ingrimm und Sehnsucht vergehen, während seine Freunde Lorbeern ernteten. Nun, wie Du willst, Du bist sein Vater, ich will mich nicht einmischen. Aber ich weiß nicht, ob ich unter ähnlichen Umständen mit meinem

Sohne gebrochen haben würde. Hast Du denn das wirklich?"

„Ganz und gar!" antwortete d'Orville entschieden. „Er schreibt nur noch der Mutter zuweilen, und wie ich höre und sogar aus den Zeitungen ersehe, gehört er zu den brauchbarsten und eifrigsten Subjecten Louis Napoleons, der ihn zu allen möglichen Missionen verwendet und ihn erst vor einiger Zeit nach Wien gesendet hat!"

„Ich beklage diesen Zwiespalt tief!" sagte der Graf. „Aber Du mußt am besten wissen, wie Du in diesem Falle zu handeln hast. Fast fürchte ich, daß Deine Tochter Leonie sich eines ähnlichen Vergehens schuldig gemacht! Doch ich will nicht in das Geheimniß einer Dame eindringen!"

„Nun, eine Andeutung kann ich Dir geben, wenn ich auch, da es sich um eine Dame handelt, in meinen Mittheilungen nicht zu weit gehen mag!" sagte d'Orville. „Ja, Leonie hat in Paris einen Freund Rogers, der ebenfalls ein enragirter Anhänger Napoleons ist, kennen gelernt, und es scheint sich ein zarteres Verhältniß zwischen Beiden entsponnen zu haben.

Sie hat ihn später durch einen leidigen Zufall in Nizza wieder gesehen, als meine Frau der Bäder wegen sich dort befand, und dort scheint dieses Verhältniß noch inniger geworden zu sein. Wenn ich es nun überhaupt meiner Tochter nie verzeihen würde, eine solche Liaison, mag sie nun noch so unschuldig sein, hinter meinem Rücken anzuknüpfen, so kann ich ihr es noch weniger vergeben, wenn der Gegenstand ihrer Wahl ein Adjutant und specieller Günstling Louis Napoleons ist! Gerechter Himmel, ich müßte vor Scham in die Erde sinken, wenn irgend ein Mitglied der Familie Orleans mir die Ehre seines Besuches erwiese, und ich müßte ihm gestehen, daß mein Sohn Roger der Freund Louis Napoleons, und meine Tochter Leonie die Braut oder Gattin eines Adjutanten des Neffen seines Onkels sei! Nein, nimmermehr! Was Roger anbetrifft, so kann ich ihn nicht zwingen! Er mag seinen Weg gehen — für mich existirt er nicht. Aber Leonie muß mir gehorchen. Ich habe ein ernstes Wort mit ihr gesprochen, und — nun, sie ist ein gutes Kind, und folgt den Wünschen ihres Vaters. Ich hoffe, ich werde einen Gatten für sie finden,

der den Adjutanten Louis Napoleons zehnmal aufwiegt, so gut, wie ich für Gabriele den Vicomte d'Ayrac gefunden, der Orleanist durch und durch ist."

„Du hast also, um einfach und klar zu reden, Leonie gezwungen, ihre Neigung Deinen Ansichten zu opfern," sagte Eschenburg. „Glaubst Du, das sei ihr leicht geworden, und glaubst Du, so leicht einen Ersatz finden zu können?"

„Nun, nun, wir werden sehen!" rief d'Orville, und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Der Gedanke, meine älteste Tochter für immer zu verlieren — denn sie an einen Napoleonisten verheirathen, heißt sie verlieren, da ich sie dann nie wiedersehen würde! — dieser Gedanke war mir unerträglich. Es giebt ja noch mehr Männer auf der Welt, die es mit einem Adjutanten Louis Napoleons aufnehmen können!"

„Gewiß. Aber ob Leonie einen unter ihnen finden wird, der ihrem Herzen zusagt — das ist die Frage!" sagte Eschenburg. „Nicht jede Tochter ist wie Gabriele, der Du einen Mann zudiktiren kannst?"

„O, das habe ich nicht gethan!“ rief d'Orville. „Sie hat ihn in Mailand kennen gelernt.“

„Und geliebt, ehe sie wußte, daß er Orleanist war!“ ergänzte Eschenburg.

„Ja, aber sie ist von dem richtigen Gefühl geleitet worden, das jedes Glied der Familie d'Orville beseelen muß!“ sagte der Baron. „Roger und Leonie haben leider diesen Instinkt nicht!“

„Nun, über diese Ansicht von dem richtigen Gefühl ließen sich doch Zweifel erheben,“ sagte Eschenburg. „Ein Glück für Gabriele, daß Deine Sympathie und ihre Neigung in Harmonie standen. Glaubst Du denn nun, daß Leonie wirklich jeder Hoffnung entsagt habe, die Gattin dessen zu werden, der sie liebt?“

„Welche Frage!“ rief d'Orville. „Sie weiß, daß ich zu einer solchen Ehe nie mein Jawort geben würde und das ist genug. Es thut mir leid — das ist wahr! Sie scheint zuweilen traurig zu sein. Aber das ist eine Wirkung der Einsamkeit. Wir wollen den Winter nach Mailand, Venedig, nach Florenz, oder nach London. Sie muß andere Gesellschaften, andere Männer sehen!“

„Und wenn nun jener Adjutant in sich ginge und ein Anhänger der Familie Orleans würde?" sagte der Graf.

„Hm! Nun — das wäre eine andere Sache!" antwortete der Baron. „Ich würde ihm dann immer freilich anfangs mit einem gewissen Mißtrauen begegnen, aber ich würde auch nicht strenger sein, als der Himmel, der mehr Freude hat über einen Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte — vorausgesetzt, daß seine Bekehrung eine aufrichtige wäre, und daß er sich wirklich überzeugt hätte, daß wahres Heil und dauernder Friede für Frankreich nimmer von dem Regiment Louis Napoleons zu erwarten seien."

„Dann wünschte ich im Interesse Leonies eine baldige Restitution der Orleans!" sagte Eschenburg. „Aber leider nimmt die Weltgeschichte auf ein leidendes Frauenherz keine Rücksicht! Und eine Sinnesänderung jenes Adjutanten läßt sich in diesem Augenblicke, in welchem Louis Napoleons Macht fester begründet scheint, als je, leider auch nicht erwarten. Doch genug davon! Das Gespräch scheint Dir nicht angenehm zu sein! Brechen wir ab!"

„Ach, die leidige Politik!" rief der Baron seufzend. „Ja, Du hast Recht! Ich wünschte alle meine Kinder um mich versammelt und glücklich zu sehen! — Doch, um nun endlich auf einen Gegenstand zu kommen, den Du gestern berührtest — wie steht es mit jener Heirath des Prinzen Napoleon und der Prinzeß Clotilde? Ist das Ernst? Und welche Folgen knüpft man an diese Verbindung?"

„So eben seufzest Du noch über die leidige Politik, und nun bist Du wieder voller Feuer und Flammen mitten in ihr!" rief Eschenburg. „Du liebst Italien als Dein zweites Vaterland, sagst Du. Nun, wie würdest Du denn über Louis Napoleon denken, wenn er Italien frei, unabhängig, selbstständig machte?"

„Er? Ha, das thut er niemals!" rief d'Orville laut auflachend. „Vor einer solchen Möglichkeit sind wir sicher und ich habe also gar nicht nöthig, eine solche Frage zu beantworten."

„Ueberlege Dir die Antwort bei Zeiten!" sagte Eschenburg. „Denn wenn mich nicht Alles täuscht, so dürfte Dir die Frage bald vor den Ereignissen selbst vorgelegt werden.

Louis Napoleon geht mit dem Gedanken um, Sardinien zu unterstützen, falls es in einen Krieg mit Oesterreich verwickelt werden sollte — und bei der gegenseitigen Haltung dieser beiden Kabinette ist eine solche Möglichkeit jeden Tag vorhanden!"

„Wenn ich Dich so reden höre, so glaube ich zu träumen!" rief d'Orville. „Wie kann ein Mensch nur im Ernst daran denken, daß derselbe Mann, der Rom gefesselt in die Hände des Papstes überliefert, der alle Versprechungen, die er den Italienern gemacht, nicht nur unerfüllt gelassen, sondern sogar an der Unterdrückung Italiens gearbeitet hat — daß derselbe Mann auch nur den Finger rühren werde, um irgend etwas zu thun, das Italien nützlich wäre? Ich dächte, das Orsinische Attentat hätte Dir gezeigt, was die Italiener selbst von ihm denken und erwarten!"

„Die Wandlungen der napoleonischen Politik sind wunderbar!" sagte Eschenburg. „Ich, der ich keiner Partei angehöre — wenigstens keiner solchen, die persönliche Zwecke verfolgt — ich beobachte die Politik ruhiger, als Ihr heißblütigen Menschen, und glaube deshalb

Manches klarer zu sehen, als Ihr. Daß Louis Napoleon vor einem neuen wichtigen Abschnitte seiner Politik steht, scheint mir klar erwiesen. Er bereitet irgend etwas vor, und der Lauf seiner Politik scheint sich Italien zuzuwenden."

„Wohl möglich, aber nimmermehr, um Italien zu helfen!" rief d'Orville entschieden ablehnend.

„Was dieser Mann im Innern seiner Seele denkt, welche Triebfedern seine Handlungen leiten, das wird uns wohl noch lange ein Geheimniß bleiben — wir Beide, mein alter Freund, werden es überhaupt wohl nie erfahren," sagte Eschenburg. „Und ob seine Seele wirklich von großartigen Ideen geleitet wird, oder ob nur die Nothwendigkeit, immer neue Thaten zu ersinnen, um sich auf dem Throne zu erhalten, ihn zum Handeln zwingt — das ist eine Frage, die nur von der Zukunft beantwortet werden kann, und für diejenigen, die in den Bereich seiner Politik hineingezogen werden, augenblicklich von untergeordnetem Interesse ist. Genug, ich sage Dir, die Unterhandlungen mit Sardinien wegen eines Bündnisses sind im Gange; ja möglicher Weise ist

ein solches Bündniß längst geschlossen, und es dringen jetzt nur die ersten Gerüchte von demselben in die Oeffentlichkeit. In Oesterreich weiß man das, zweifelt aber allerdings, wie Du, an der praktischen Ausführung eines solchen Bündnisses, weil man glaubt, Louis Napoleon werde es nicht wagen, sich gegen ganz Europa aufzulehnen. Wenn man aber in Wien wirklich der Ansicht ist, ein Versuch Louis Napoleons, die Lage Italiens zu verbessern, werde auf den Widerstand aller übrigen Großmächte stoßen, so ist das ein Irrthum, der noch in alten, längst überlebten Ansichten wurzelt. Im Gegentheil, England ist für die Schwächung des österreichischen Einflusses in Italien, und Preußen und Rußland werden sich wohl hüten, ihre Armeen für einen Staat zusammenzurufen, der in den letzten Jahren nur sein eigenes Interesse gekannt hat. Außerdem würde eine Unterstützung Oesterreichs gegen Italien in jenen beiden Ländern unpopulär sein. Louis Napoleon weiß, was er thut; er hat Oesterreich isolirt, wie er damals im Krim-Krieg Rußland isolirte, und er weiß, daß er in einem Kriege für die Unabhängigkeit Italiens die Sympathieen

nicht nur der Franzosen, sondern aller derjenigen für sich hat, die aus irgend einem Grunde Italien und die Italiener lieben."

„Ich kann mich immer noch nicht in den Gedanken finden, daß Du diese Frage mit einem solchen Ernst besprichst," sagte d'Orville kopfschüttelnd. „Es giebt eine Möglichkeit, ja, daß Louis Napoleon einen Krieg mit Oesterreich beginnt; aber dann geschieht es, weil er den unzufriedenen Franzosen den Mund mit Gloire stopfen will — oder, weil er einen zweiten Orsini fürchtet. Aber für die wirkliche Freiheit und Unabhängigkeit Italiens thut er nichts. Im besten Falle würde er versuchen, hier, möglicher Weise auf Kosten Sardiniens, ein Königreich für Peter Napoleon zu schaffen — und ob Italien so bleibt, wie es ist, oder ob es unter napoleonische Herrschaft geräth, das ist, glaube ich, nicht nur mir, sondern auch den Italienern vollkommen gleichgiltig — ja, dann ist am Ende der alte Zustand dem neuen, der nur durch Ströme von Blutvergießen herbeigeführt werden könnte, vorzuziehen."

„Als Oesterreicher kann ich Dir nur beipflichten," sagte der Graf. „Als Italiener

würde ich anders sprechen. Gesetzt, ich wäre ein solcher, und ich hätte die Ueberzeugung, daß Italien nicht aus eigenen Kräften dasjenige erlangen könne, was man hier Freiheit und Unabhängigkeit nennt, so würde ich mir zu jeder Veränderung des bestehenden Zustandes Glück wünschen. Ich würde versuchen, eine solche Veränderung zu benutzen, jede günstige Gelegenheit zu ergreifen, und daß es in einem Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich nicht an günstigen Gelegenheiten fehlen wird, daran kann Niemand zweifeln!"

„Gott bewahre die Italiener vor einer solchen günstigen Gelegenheit!" rief d'Orville. „Sie sind verloren, wenn sie diesem Louis Napoleon trauen. Er wird sie benutzen, wird ihre Truppen gegen Oesterreich führen, wird Frieden schließen, wann und unter welchen Bedingungen es ihm gut dünkt — sobald er nur seinen Zweck, Frankreich in Athem zu erhalten und das Avancement in der Armee zu befördern, erreicht hat, — und wird die Italiener den Oesterreichern überlassen, die dann statt zur Geißel, zu Skorpionen greifen werden."

„Das ist allerdings die eine Möglichkeit!"

sagte Eschenburg. „Die andere aber wäre, daß die Italiener durch Tapferkeit, Muth, Ausdauer, Ordnungsliebe, genug durch Tugenden, die man bis jetzt stark bei ihnen bezweifelt, sich die Achtung Europa's und Oesterreichs erwürben, und selbst wenn sie von Louis Napoleon im Stich gelassen würden, wenigstens einen Theil dessen erlangten, was sie so sehnlich wünschen."

d'Orville sann nach, schüttelte den Kopf und sann wieder nach.

„Nein!" rief er dann. „Wenn ich ein Italiener wäre, so würde ich es vorziehen, mich auf meine eigene Kraft zu verlassen und lieber einen verzweifelten Kampf wagen, als mich Louis Napoleon anzuvertrauen, der schließlich doch nur darauf sinnen würde, Italien unter die Fesseln seiner Willkürherrschaft zu schlagen."

„Es ist lächerlich genug, daß ich, obgleich ein Oesterreicher, die Italiener selbst in einem solchen Falle gegen Dich vertheidigen muß," sagte Eschenburg. „Ein einzelner Mensch mag lieber untergehen, als sich der Hilfe eines Freundes anvertrauen, den er weder liebt noch achtet.

Aber ob man einer ganzen Nation einen Vorwurf daraus machen dürfte, fremde Hilfe zu ihrer Befreiung angenommen zu haben, das wäre eine offene Streitfrage, in welcher die Ansichten doch wohl für eine solche Hilfe sich entscheiden würden. Ein ganzes Volk wird sich nicht von Antipathieen leiten lassen, wenn es sich um seine Existenz handelt. Ich wiederhole es, daß ich hierbei nicht meine eigenen Gesinnungen zur Richtschnur nehme. Diese würden mich, für meine Person, ganz anders handeln lassen."

„Nun, Du hast eine Menge von Gedanken in mir angeregt, und ich werde für die nächsten Tage Arbeit genug haben, diese Möglichkeit nach allen Seiten zu überdenken!" sagte d'Orville. „Du darfst nicht eher von hier fort, als bis ich mir ganz klar bin. Nein, es ist abgeschmackt — von Louis Napoleon etwas für irgend einen Zweck zu erwarten, der nicht auf sein eigenes Wohlergehen und die Befestigung seiner Macht hinzielt! Wenn die Franzosen sich in diese neue Falle hineinlocken lassen, wenn sie einen Krieg beginnen — nur um die Existenz Louis Napoleons wieder auf

einige Jahre zu sichern — dann verdienen sie wirklich kein andres Loos. Ja, es ist weit gekommen mit dieser Nation! Doch, sieh da, Signor Alberto! Er verlangt etwas von mir!"

Der junge Italiener meldete dem Baron, daß einige Pächter, die ihren Zins gezahlt, ihn persönlich zu sprechen wünschten, um seine Ansicht über einige Veränderungen, die sie vornehmen wollten, zu hören. Der Baron bat also Eschenburg, ihn zu begleiten, und zugleich, wenn es ihm gefällig sei, ein kleines Dejeuner einzunehmen.

„Herr Baron," sagte Alberto dann, als er mit den beiden Herren nach der Villa ging, „dürfte ich mir vielleicht erlauben, Sie um eine kleine Gefälligkeit zu bitten?"

„Gewiß," antwortete d'Orville freundlich. „Wollen Sie eine Reise machen, wollen Sie Urlaub haben? Sie wissen ja, daß Ihnen Ihre Zeit, so viel als es nur immer möglich ist, zur Disposition steht. Ich glaube nicht, daß jetzt viel zu korrespondiren ist."

„Nein, Herr Baron," antwortete der junge Mann lächelnd. „Ueberhaupt habe ich eher über Mangel, als über zu große Fülle von

Geschäften zu klagen. Auch danke ich Ihnen von Herzen für Ihre Erlaubniß. Dieses Mal aber betrifft es etwas Andres. Es sind in der Nähe einige Verhaftungen vorgenommen worden, und die Gendarmerie ist eifriger als je. Ich höre, daß namentlich die jüngeren Leute scharf beaufsichtigt werden und daß man sich über ihr politisches Verhalten unterrichtet. Sie würden mir also eine große Gefälligkeit erweisen, Herr Baron, wenn Sie, falls man sich auch nach mir erkundigt, bezeugen wollten, das ich mich gar nicht um Politik bekümmere, und die Villa selten verlasse!"

„Von Herzen gern," rief d'Orville lachend. „Doch wie sollte man bei Ihnen derartige Vermuthungen hegen? Nun, jedenfalls bin ich bereit, wenn es verlangt wird, Ihnen das Zeugniß zu geben, daß Sie sich um die Freiheit und Unabhängigkeit der Lombardei so wenig kümmern, wie um die Freiheit von China!"

Der junge Italiener lächelte etwas eigenthümlich, während er sich dankend gegen den Baron verneigte. Eschenburg bemerkte es, und dachte bei sich selbst, daß der Baron eine Garantie übernehme, die er von Rechtswegen nicht

gewissenhaft leisten könne, denn Signor Alberto, obgleich er sonst ein braver und offener Charakter zu sein schien, sah gar nicht so aus, als ob er derartige Geheimnisse Jedem mittheilen würde.

Das kurze Geschäft des Barons mit den Pächtern war beendet, und die beiden alten Herren standen, ein Glas Wein trinkend und eine Cigarre rauchend, an dem epheu-umrankten Fenster, und plauderten von Paris, als der Hufschlag von Pferden ihre Aufmerksamkeit auf die Landstraße lenkte, die kaum hundert Schritt von der Villa entfernt, vor derselben vorüber führte, dem Ufer des Comer-Sees zu, dessen blaue Fläche man zwischen einigen niedrigen Hügeln im Westen glänzen sah.

Gleich darauf fesselte ein nicht sehr erfreuliches Bild ihren Blick. Sechs Gendarmen, von einem Serganten geführt, kamen von den Bergen her geritten, und führten einen einzelnen Mann zwischen sich. Er war bestäubt, und sein halb zerrissener Anzug deutete auf einen Mann aus der Volksklasse — denn er trug die Nationaltracht, nicht die moderne Kleidung, die von den sogenannten Gebildeten diesseits

und jenseits des Oceans angenommen worden ist. Dennoch lag in seinem noch jugendlichen Gesicht und in seiner Haltung etwas Stolzes, und er schien die Schmach dieses öffentlichen entehrenden Aufzuges tief zu empfinden. Die Hände waren ihm auf dem Rücken zusammen gebunden, und die Sonne brannte heiß auf seinem schwarzen Haar und gebräunten Gesicht; denn er trug keinen Hut.

„Ei, sieh!“ sagte d'Orville bedauernd. „Das ist gewiß einer von den Verhafteten, von denen Alberto gesprochen; der Mann sieht nicht aus, wie ein gewöhnlicher Verbrecher. Aber einen Hut oder irgend eine Kopfbedeckung hätten sie ihm geben sollen. Die Sonne muß ihn ja wahnsinnig machen!“

Und da er ein Mann schnellen Entschlusses war, so ergriff er sogleich seinen Strohhut, winkte den Gendarmen, zu halten, und befahl einem Gärtnerburschen, der unter dem Fenster Blumen begossen, und seine Arbeit unterbrochen, um auf den Zug zu blicken, den Hut hinüber zu tragen, damit ihn der Gefangene aufsetzen könne.

„Du wirst Dich in den Verdacht bringen,

ein Anhänger der National-Partei zu sein," sagte Eschenburg lächelnd, „vorausgesetzt, daß dieser Mann wirklich ein politischer Verbrecher ist."

„Ein Verbrecher? Das wäre noch die Frage!" antwortete d'Orville. „Nicht alle sind Verbrecher, die in Ketten und Banden einherschreiten. Wenn ich heut nach Frankreich käme, und dort meine Ansichten offen ausspräche, so würde man mich auch in ähnlicher Weise nach der Küste, und von dort nach Cayenne transportiren."

Der Gärtnerbursche war jetzt bei den Gendarmen angelangt und schien seinen Auftrag auszurichten. Die Gendarmen zögerten, der Gefangene aber verneigte sich mit vieler Höflichkeit und gutem Anstande dem Fenster zu. Endlich wurde der Hut zurückgewiesen, und der Gärtnerbursche kam langsam, ihn in der Hand tragend, nach der Villa zurück, während die Gendarmen weiterritten.

„Ah, das ist nicht gut!" rief d'Orville mit zürnender Miene. „Menschlich muß man immer sein, selbst wenn es einem wirklichen Verbrecher gilt. Wer weiß, ob dieses Mannes Schuld

erwiesen ist; die Gerichte sprechen ihn vielleicht frei, nachdem er sich in dieser Sonne den Tod geholt."

Eschenburg zuckte die Achsel und antwortete nichts, obgleich sein Gesicht ernst und trübe war.

„Sie sagen, es wäre ein Unruhestifter, ein Friedensstörer, ein Fremder, ein Piemontese!" rief der Gärtnerbursche zum Fenster hinauf. „Niemand hätte sich um ihn zu kümmern, ob er einen Hut trüge, oder nicht. Doch schienen sie unter sich selbst nicht einig zu sein. Auch fragten sie mich, wer der Herr der Villa sei."

„Siehst Du!" rief Eschenburg. „Nun steht Dein Name bald auf der schwarzen Liste! Also ein Piemontese war es! Bald wirst Du noch mehr Anzeichen erhalten, daß sie drüben jenseit des Tessin und auch jenseit der Alpen mehr an die Lombardei denken, als den Oesterreichern lieb ist."

d'Orville war verstimmt, hielt aber seinen Unmuth zurück und schaute den Gendarmen nach. Die Straße war weithin zu überblicken, bis sie sich in einen Hohlweg verlor, der von ziemlich steilen Felswänden begrenzt war. In

dem Moment, in welchem die Gendarmen in den Hohlweg einritten, hörte man einen scharfen Ruf, der deutlich bis zur Villa drang und es fielen einige Schüsse.

„Ein Ueberfall!“ rief der Baron lebhaft. „Ah, man befreit ihn! Hurrah, ein Kampf!“

Signor Alberto, der soeben in das Zimmer getreten war, eilte ebenfalls an das Fenster. Es war in der That ein Ueberfall. Ungefähr ein Dutzend Männer hatten sich von beiden Seiten des Hohlweges in diesen hinab und auf die Gedarmen gestürzt. Nur zwei von diesen konnten ihre Waffen gebrauchen; den anderen schienen die Hände festgehalten zu werden. Der Staub, der unter den Hufen der unruhig gewordenen Pferde aufwirbelte, entzog das Getümmel schon nach einigen Minuten den Augen der Zuschauer. Dann aber erschienen einzelne Männer auf dem Felsen, der den Hohlweg begrenzte, ihnen folgten schnell die anderen; — dann kamen die Gendarmen zurückgesprengt.

„Victoria!“ rief der Baron. „Ich gönne es ihnen! Wie konnten sie so unmenschlich

sein! Der Gefangene ist befreit. Meinen Sie nicht, Signor Alberto?"

„Es scheint so," antwortete der junge Italiener sehr ruhig. „Die Gendarmen versuchen, die Angreifer zu verfolgen. Aber das wird ihnen schwer werden. Diese Leute von den Bergen haben schnelle Füße!"

In der That waren die Italiener längst in dem Gebüsch, das die Felsen bedeckte, verschwunden, während die Gendarmen noch in voller Verwirrung bald hierhin, bald dorthin sprengten, um einen Höhepunkt zu finden, der es ihnen gestatte, einen Blick in die Ferne zu werfen, und die Richtung zu entdecken, welche die Fliehenden genommen. Endlich schlugen Alle eine bestimmte Richtung ein, aufmerksam den Boden betrachtend.

„Es muß einer von den Männern, die den Gefangenen befreit, verwundet sein," sagte Signor Alberto. „Die Gendarmen verfolgen eine Blutspur. Nun, das wird ihnen wenig helfen. Ihre Pferde sind keine Ziegen und können die steilen Abhänge dort drüben nicht hinabklettern. — Hier sind die Briefe und Zeitungen, Herr Baron!"

Darauf verließ er das Zimmer, ganz gelassen und scheinbar gleichgiltig. Nur um seine Mundwinkel zuckte etwas wie der Schimmer geheimer Befriedigung. — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Graf Eschenburg hatte spät am Nachmittage, während der Baron seine Siesta hielt, mit Lorenzo einen Spaziergang durch die Umgegend der Villa gemacht, und sich an der reizenden Aussicht ergötzt, die fast alle Höhepunkte darboten. Die Sonne war bereits im Untergehen, als sie beide zurückkehrten. Lorenzo hatte den Grafen vorher noch zu der Klause des Einsiedlers geführt, die ungefähr zweitausend Schritt von der Villa an dem fast unzugänglichen Abhange eines hohen Berges lag, hatte aber vergebens an die Thür geklopft, um den Pater Eremita herauszurufen.

„Wahrscheinlich ist der fromme Vater zu einem Kranken gegangen," hatte Lorenzo gesagt. Dem Grafen war es freilich gewesen, als ob er aus dem Innern der Klause ein leises Stöhnen vernehme. Er hatte aber nicht im geringsten weiter darüber nachgedacht, da

ihn der Einsiedler bis jetzt wenig oder gar nicht interessirte.

„Und hier, Signore, ist der Geisterbrunnen!“ sagte Lorenzo leise, als Eschenburg bereits den Park und die Mauer desselben vor sich sah. „Hier, hinter dieser steinernen, verfallenen Bank!“

„Nun, das sieht ja gar nicht so unheimlich aus!“ rief der Graf, der den Knaben nicht wissen lassen wollte, daß er den Ort bereits kenne. „Etwas dunkel freilich, aber das macht der Schatten der hohen Bäume!“ — und während Lorenzo ihm nicht ohne Zögern folgte, ging er auf den Brunnen zu, um ihn in Augenschein zu nehmen.

Er sah nicht viel mehr, als er bereits am vergangenen Abend im Mondschein bemerkt — ein verfallenes Brunnengemäuer, von hohen Bäumen überragt und in mannigfachem verschlungenen Gestrüpp fast verborgen. Aus den Fugen des Gemäuers sickerte hier und dort eine röthliche Flüssigkeit, und der rothe Niederschlag auf den Steinen deutete darauf hin, daß das Wasser eisenhaltig sei. Der Graf bog einige Zweige zurück und blickte in das Innere des Brun-

nens. Er war vollständig, fast bis zum Rande des Gemäuers, mit Sand, Felsstücken, Blättern und trockenen Aesten angefüllt — ein wüster, melancholischer Ort.

„Siehst Du, man hört und sieht nicht das mindeste von der Gräfin Luigia," sagte Eschenburg lächelnd, als er mit dem Knaben, der froh war, diese Stätte zu verlassen, weiterging.

„Ja, bei Tage bemerkt sie selten Jemand," antwortete Lorenzo. „Obschon einige Leute selbst am Tage schon bald eine weiße, bald eine schwarze Gestalt hier in der Nähe gesehen haben wollen. Aber wenn Sie des Abends und des Nachts hier verweilen, so werden Sie gewiß auch bemerken, daß es um den Brunnen herum nicht geheuer ist. Aber thun Sie es lieber nicht, Signore. Was liegt denn am Ende daran, ob Sie die arme Gräfin Luigia sehen oder hören!"

„Da hast Du nicht Unrecht!" rief der Graf. „Ich werde sie auch nicht aufsuchen. Wenn sie mir nicht zufällig begegnet, so werde ich meine Zeit nicht mit solchen Dingen verschwenden!"

Er machte noch mit Lorenzo einen kurzen

Besuch bei Vater Raspi, dem Gärtner, in welchem er einen schweigsamen Alten fand, dessen ruhige Züge auf Gutmüthigkeit, aber auch auf einen guten Theil italienischer Schlauheit deuteten, und ging dann nach der Villa.

Hier fand er wider Erwarten Alles in einer gewissen Aufregung. Eine Abtheilung Husaren hielt vor der großen Freitreppe und auf den Marmorquadern der Vorhalle hörte Eschenburg schon aus der Entfernung das bekannte Klirren eines Schleppsäbels. Sämmtliche Bewohner der Villa — die Damen ausgenommen — waren herbeigeilt, um die unerwarteten Gäste zu sehen. Signor Alberto kam mit dem Baron, den er herbeigerufen, aus dem Zimmer desselben. Eschenburg traf mit ihnen in der Mitte des breiten Ganges zusammen, der die Villa durchschnitt und nach der großen Vorhalle führte, in welcher ein Husaren-Offizier, von einem Wachtmeister begleitet, auf und abschritt.

„Was giebt's denn?" fragte der Graf. „Ist das eine unerwartete Einquartierung?"

„Du fragst mich zuviel, lieber Freund," antwortete d'Orville. „Man hat nach mir ver-

langt, das ist Alles, was ich weiß. Begleite mich und Du wirst hören, was man von mir will."

Sie traten in die Vorhalle. Der Husaren-Offizier, der sie dort erwartete, war noch jung, und schritt, seinen Schnurrbart drehend, auf und ab. Seine Miene deutete nicht auf allzugroße Höflichkeit und Freundlichkeit, und erst als er die beiden Herren — Alberto war zurückgeblieben — gemustert hatte, stand er still, griff an seine Feldmütze und verbeugte sich mit leidlicher Artigkeit.

„In welchem von den beiden Herren sehe ich den Besitzer dieser Villa?" fragte er in sehr mittelmäßigem Italienisch.

„Ich heiße d'Orville," antwortete ihm der Baron in derselben Sprache.

„d'Orville, Baron d'Orville, ganz recht!" sagte der Offizier, sogleich französisch sprechend und viel höflicher. „Ah, ich erinnere mich, Sie in Mailand gesehen zu haben, und bedaure sehr, Sie stören zu müssen. Aber der Dienst —"

„Ich stehe ganz zu Ihrer Disposition," unterbrach ihn d'Orville trocken.

„Sie sind kein Italiener, Herr Baron,"

fuhr der Offizier fort und versuchte zu lächeln. „Mein Auftrag gilt also nicht für Sie. Ein unangenehmer Auftrag, durchaus nicht kavaliermäßig, nicht einmal soldatisch, gehört mehr ins Reich der Polizei — hätte gewünscht, daß man mich damit verschonte. Aber die Polizei genügt nicht mehr. Genug — Pardon, Herr Baron! — man hat entdeckt, daß sich in dieser Gegend fremde Emissaire gezeigt haben, die das Volk aufwiegeln — Geld vertheilen, um Waffen dafür zu kaufen — im Auftrage einer fremden Macht oder fremder Wühler — und ich bin beauftragt, einige Haussuchungen halten zu lassen, um Briefe zu finden oder dergleichen, damit man der Quelle dieser Umtriebe auf die Spur kommen könne."

„Und scheine ich Ihnen verdächtig?" fragte der Baron lächelnd.

„Nicht im mindesten, o, durchaus nicht!" rief der Offizier. „Ich wollte mich nur erkundigen, ob Sie Italiener in Ihren Diensten haben — vielleicht solche, die Ihnen verdächtig scheinen, oder als Anhänger der sogenannten nationalen Partei bekannt sind."

„Nicht, daß ich wüßte," antwortete d'Or-

ville, und Eschenburg dachte bei sich, daß der junge Offizier dem Baron viel Offenheit zutraue. „Fast meine ganze Dienerschaft besteht aus Italienern; nur wenige sind Franzosen, die mir aus Frankreich hierher gefolgt sind, und ich muß bekennen, daß mir auch nicht das mindeste Verdächtige bisher an irgend einem von ihnen aufgefallen ist."

„Ja, o ja, ich bin überzeugt davon," sagte der Offizier stotternd und durchaus nicht zufrieden mit seiner Rolle. „Mein Auftrag bezieht sich nur auf Italiener und zwar auf gebildete — das heißt, auf solche, wissen Sie, die einen Anspruch auf eine gewisse Art von Bildung machen. Man vermuthet nämlich — in Mailand — daß diese Wühlerei gerade von den Gebildeteren ausgehe, die das niedere Volk verführen wollen."

„Ich verstehe sehr wohl," antwortete d'Orville. „Aber von solchen Italienern befindet sich nur ein einziger in meinem Hause, und dies ist zugleich ein Freund unsrer Familie — Signore Alberto Farini."

„Ah — so!" sagte der Offizier. „Farini

— ein solcher Name befindet sich, glaube ich, auf meiner Liste."

Alberto, der ziemlich entfernt am Ausgang der Vorhalle gestanden und seinen Namen, oder auch vielleicht die ganze Unterredung gehört hatte, trat näher und fragte den Baron, ob er etwas wünsche. d'Orville erzählte ihm schnell, warum es sich handle. Der Italiener zuckte ruhig die Achseln, und sah halb fragend, halb gleichgiltig auf den Offizier, als sei er neugierig zu hören, was derselbe weiter sagen werde.

Für Eschenburg war es von eigenthümlichem Interesse, zu sehen, wie das bis dahin höfliche und verlegene Wesen des Offiziers sich sogleich veränderte, als er sich einem Italiener gegenüber sah. Seine Miene wurde verächtlich, finster, beinahe spöttisch. Er zog ein Notizbuch hervor, blätterte darin, und sagte dann mit einem forschenden Blick auf Alberto:

„Farini — der Name befindet sich wirklich hier auf der Liste."

Die ruhige Marmorglätte auf dem Gesicht Alberto's zeigte nicht die geringste Veränderung. d'Orville erwartete, er würde sprechen. Aber der Italiener that es nicht.

„Ich glaube, der Name ist sehr häufig in Italien,“ sagte der Baron dann.

„Gewiß, Herr Baron,“ antwortete der junge Mann jetzt, als ob er eine weltbekannte Thatsache bestätige.

„Und dieser Herr Farini ist Ihr Diener, Herr Baron?“ fragte der Oesterreicher.

„Mein Secretair,“ antwortete d'Orville schnell. „Ich glaube in politischer Beziehung vollkommen für ihn gut sagen zu können. Wir bekümmern uns hier nicht viel um Politik.“

„Ich würde dennoch darum bitten, die Papiere dieses Herrn untersuchen zu dürfen,“ sagte der Offizier, dessen Stirn finsterer und gerötheter wurde, je ruhiger und gleichgiltiger Alberto vor sich hinblickte.

„Wie Sie wünschen,“ sagte d'Orville, der empfindlich darüber zu werden schien, daß der Offizier seiner Versicherung keinen Glauben schenkte. „Aber ich bin überzeugt, Ihre Mühe wird vergeblich sein. Haben Sie denn diesen Herrn Farini oder einen anderen notirt?“

„Die ganze Familie steht im Verdacht von Gesinnungen, die dem Gouvernement nicht freundlich sein sollen,“ antwortete der Offizier, der

seine frühere höfliche Verlegenheit jetzt mit einem mürrischen, abweisenden Tone vertauscht hatte. „Wollen Sie mir Licht bringen lassen, Herr Baron — es ist sehr dunkel?“

„Und mit dieser Untersuchung ist das Geschäft, das mir die Ehre Ihres Besuches verschaffte, beendet?“ fragte der Baron kalt.

„Ich glaube ja,“ antwortete der Offizier ebenso.

Der Baron rief nach Licht. Alberto's Miene behielt dieselbe kühle Ruhe.

„Wenn Sie uns nachher zum Souper die Ehre schenken wollen —“ sagte d'Orville.

„Ich danke ergebenst,“ antwortete der Offizier schnell. „Ich muß noch weiter.“

„So spät? Es wird bald Nacht sein,“ sagte der Baron, der die Pause, bis Licht gebracht würde, ausfüllen wollte.

„O ja, gerade die Nacht ist günstig, um Fledermäuse zu fangen!“ antwortete der junge Offizier, und da ihm seine Bemerkung zu gefallen schien, so lächelte er zufrieden in sich hinein.

Die Diener kamen mit Licht, der Baron machte dem Offizier seine Verbeugung und zog

sich mit Eschenburg zurück. Alberto hatte eine Kerze genommen. Er sagte kein Wort zu dem Offizier; aber eine flüchtige Bewegung schien anzudeuten, derselbe möge ihm folgen. Das that der Oesterreicher, indem er energisch den Säbel auf die Marmorfliesen niederfallen ließ.

d'Orville und Eschenburg erzählten den Damen, die sie im Salon erwarteten, was geschehen, und diese, so wie der Vicomte, der so eben von einem Spazierritt zurück gekommen war, lächelten über die Möglichkeit, daß der heitere, lebenslustige Alberto, dessen Stirn nie eine Falte zeigte, im Verdacht politischer Intriguen stehen könne, tadelten es aber auch, daß er nicht mit einigen Worten den Irrthum, der höchst wahrscheinlich obwaltete, aufzuklären versucht habe. Eschenburg stimmte ihnen darin bei und suchte den österreichischen Offizier zu rechtfertigen, dem dieses Amt gewiß sehr lästig würde und der gerade deshalb, und um nur irgend etwas zu thun, den ersten besten, der schlecht verhehlten Trotz zeigte, für verdächtig halte. Zanetta scherzte lebhafter als die anderen Damen über den Verfall und lachte

überlaut bei dem Gedanken, daß Signor Alberto politisch verdächtig sei.

„O, wer rettet mich! Er trägt einen Dolch verborgen!" rief sie mit komischem Schrecken und wollte fliehen, als der junge Italiener endlich eintrat.

Die Miene Alberto's war noch etwas düster und heiterte sich erst allmählich auf, als er erzählte, wie man in seinem Zimmer Alles durchwühlt habe. Endlich lachte er selbst, und schilderte die komischen Scenen, die bei der Durchsuchung vorgefallen, mit einem Humor, dessen Bitterkeit vielleicht nur Eschenburg ganz begriff.

„Es ist doch eigenthümlich," rief er endlich, „daß ein Fremder das Recht hat, mein Zimmer, in welchem selbst der Herr Baron, wie ich glaube, noch nie ein Buch von der rechten Stelle auf eine unrechte gelegt, so umwühlen darf, daß ich selbst es kaum wiedererkenne, und blos deshalb, weil ich zufällig auch Farini heiße, und weil jener Herr Lust dazu hat. Zum Glück besitze ich weder politische, noch andere Geheimnisse —"

„Nicht einmal Briefe von Freundinnen?“ fragte Zanetta unbefangen.

„Leider auch das nicht,“ antwortete Alberto. „Ich hatte stets das Glück, meine Freundinnen in meiner unmittelbaren Umgebung zu besitzen, und es wäre ein Luxus gewesen, zu schreiben, wo das Wort genügte.“

„Und Sie haben Ihre Freundinnen stets vergessen, nachdem Sie sich von Ihnen getrennt?“ sagte Zanetta. „Und umgekehrt haben Ihre Freundinnen Sie vergessen? Denn sonst müßten Sie doch später Briefe gewechselt haben — vorausgesetzt, daß diese unmittelbare Nähe überhaupt irgendwie existirt hat.“

„Signora, es ist sehr grausam, meinen Kummer über diesen trüben Zwischenfall noch durch solche Zweifel vermehren zu wollen,“ sagte Alberto, seine Verlegenheit schnell verbergend.

„Es ist wahr, ich bitte sehr um Verzeihung,“ erwiederte Zanetta. „Ich habe die Freundschaft verletzt, dieses Gefühl, das den Männern das heiligste von allen ist, in Ermangelung — oder nein, ich irre mich, wenn sie sich von der Unbeständigkeit und der glänzenden Nichtigkeit

der Liebe hinreichend überzeugt haben! — Doch das ist ein sehr ernstes Thema! Sagen Sie mir, Signor Alberto, ist es möglich, frei aufzuathmen, oder schwebt das Schwert dieses Husaren-Offiziers — der übrigens, so weit ich bemerken konnte, eine recht stattliche Figur machte — immer noch über unserm Haupte?"

„Geruhen Signora die Hufschläge der Rosse zu vernehmen, die diese stattlichen Krieger von hinnen führen!" sagte Alberto mit schlechtverhehlter Empfindlichkeit. „Diese Helden werden in der nächsten Stunde wahrscheinlich eine andere Wohnung überfallen und —"

Der Baron warf dem jungen Italiener einen Blick zu und deutete auf Eschenburg. Alberto unterbrach sich also. „Nun, die Husaren thun ihre Pflicht!" rief er. „Man verlangt es in Mailand. Jedenfalls will ich diese zufällige Gelegenheit benutzen, und mein Zimmer morgen anders arrangiren. Ich wollte es immer, ließ mir aber nie die Zeit. So saugt die Biene selbst aus giftigen Pflanzen Honig, Signora!" wandte er sich dann sehr ernst an Zanetta.

Diese antwortete ihm in gleichem Tone:

und bald waren die jungen Leute in einen allgemeinen, scherzhaften Krieg verwickelt, dem später der Wunsch Eschenburg's, einige Lieder, von denen man beim Diner gesprochen, zu hören, ein Ende machte. Leonie sang einige klassische Arien, Gabriele leichtere französische Compositionen, und Zanetta entzückte den Grafen durch einige italienische Volkslieder. Später sang sie mit Alberto italienische Duette, die ebenfalls Volksmelodieen entnommen waren. Eschenburg spendete ihnen den reichsten Beifall. Es that ihm ungemein wohl, als ein so alter vertrauter Freund im Kreise einer Familie zu leben, die Alles was Jugend, Schönheit und Kunst gewähren kann, im reichsten Maße bot. Die Fenster waren halb geöffnet, so daß die kühle Luft sanft durch das Zimmer strich, die Wangen der jungen Leute glühten, ihre Augen leuchteten, die Kerzen flackerten lustig und die weichsten, vollsten Töne füllten das Gemach — genug, wer den Reiz des Lebens in sanfteren Freuden, im Genuß der Kunst, im Schooß der Familie fand, wie Graf Eschenburg, der mußte hier fast das Ideal eines Daseins verwirklicht sehen.

Zanetta hatte so eben ein sicilianisches Lied beendet, als ein Diener eintrat und dem Baron meldete, daß ein Herr, der im Auftrage eines Reisenden komme, ihn zu sprechen wünsche. Der Baron ging hinaus, und kehrte nach einigen Minuten mit lächelnder Miene zurück.

„Nun, Eschenburg,“ rief er, „seit Du mir die Ueberraschung Deiner Ankunft gemacht hast, scheinen die kleinen Abenteuer kein Ende zu nehmen. Du hast das Eis dieses einförmigen Lebens gebrochen. So eben schickt mir ein Reisender seinen Intendanten, der mich bittet, seinem Herrn für einige Stunden ein Asyl unter diesem gastfreien Dache zu gewähren, weil hier in der Nähe ein Rad am Wagen gebrochen ist. Ich habe ihn natürlich bitten lassen, mein Haus als das seinige zu betrachten und Ludovico angewiesen, den Herrn, wenn er kommt, nach dem Fremdenzimmer zu führen. Wenn ich den Namen recht verstanden habe, so ist es ein Principe Coltagirone.“

Der leichte Ruf der Ueberraschung, den Eschenburg und der Vicomte hören ließ[...] anlaßte die allgemeine Frage, ob sie de[...] cipe kennten. Beide hatten jedoch me[...]

seiner Schwester, als von dem Fürsten selbst gehört. Der Vicomte war der Principessa einmal in Paris begegnet, und schilderte sie als eine sehr schöne Dame. Eschenburg hatte sie ebenfalls nur vorübergehend auf der Reise gesehen, und Manches von ihr gehört, worüber er sich nicht weiter aussprach. Er sagte nur, so viel er wisse, sei sie eine Anhängerin der italienischen National-Partei. Dann nahm die Unterhaltung ihren Gang, während das Souper servirt wurde. d'Orville beauftragte seinen Intendanten, den Principe zu ersuchen, nach dem Salon herabzukommen, falls er dazu geneigt sei, und ging dann selbst, um die Bitte zu wiederholen und seine Diener anzuweisen, den Domestiken des Principe bei der Reparatur des Wagens Hilfe zu leisten.

„Der Principe wird uns beehren," sagte er, als er zurückkam. „Er scheint das vollkommene Ebenbild seiner Schwester zu sein. Ich fürchte, Signora Zanetta wird ihr Herz verlieren."

Wenige Minuten darauf trat der Principe selbst ein, und die Damen konnten eine leichte Bewegung des Erstaunens und der Ueber-

raschung kaum unterdrücken. Selten vielleicht hatte die Natur ein Wesen geschaffen, das weniger den Namen eines Menschen verdiente. Quasimodo und Caliban konnten nicht mißgestalteter gedacht werden. Und doch war es seine Gestalt am wenigsten, die unwillkürliches Erschrecken einflößte — es war der Ausdruck dessen, was man bei anderen Menschen Gesicht genannt haben würde, was diesen Ausdruck hier aber kaum verdiente. Es giebt Zwerge und verwachsene Menschen, bei deren regelmäßigen, sanften, ausdrucksvollen Zügen man die Mißbildung ihrer Glieder augenblicklich vergißt und von einem lebhaften Mitleid ergriffen wird, das sehr oft in ein aufrichtiges Wohlwollen, selbst in Sympathie übergeht. Aber auf diesem Chaos von verschobenen Linien konnte das Auge kaum ohne Entsetzen verweilen. Eine Schilderung desselben wäre unmöglich gewesen. Die häßlichste Phantasie hätte ein solches Gesicht nicht auf der Leinwand entwerfen können und der Meißel würde zurückgebebt sein, es in Marmor zu fixiren. Nur die Augen waren groß und trotz ihrer stechenden Unruhe schön. Aber gerade darin, in diesem Gegensatze des

menschlich schönen Auges mit diesen thierischen Zügen, lag für den Beobachter das Abstoßende dieses Gesichtes, weil der Gegensatz zu einer um so schärfern Prüfung herausfordert. Die niedrige Stirn, auf welcher das struppige Haar nur mit Zwang niedergehalten zu sein schien, glich der des Affen, die Nase war kaum sichtbar, das breite Kinn mit spärlichem schwarzem Haar besetzt. Unwillkürlich mußte man bei diesem Gesicht an das der Kröte denken, die ja auch, wie man sagt, schöne Augen hat, und die Aehnlichkeit wurde noch erhöht durch die gelbe, in viele Falten gezogene Haut auf dem Gesichte des Principe, die mit vielen dunklen Flecken wie bestreut war. Doch genug! Eine Phantasie, die an den Schöpfungen des Häßlichen Gefallen findet, mag sich dieses Gesicht ausmalen; sie wird die Wirklichkeit kaum erreichen. Denn es war ja nicht allein die Form, sondern der Ausdruck dieser mißgestalteten Form, die Abscheu und Grauen hervorrief — dieser verschmitzte, thierische, listige und dabei so freche Ausdruck! Schon Tanowrath hatte seinem Freunde Leopold eine flüchtige Schilderung jener Gestalt entworfen; aber seitdem waren

Jahre vergangen und die Zeit hatte furchtbare Verwüstungen in diesem Gesichte angerichtet. Niemand hätte das Alter des Principe anzugeben vermocht. Sein Haar war an einzelnen Stellen grau, an anderen tiefschwarz, wie das Auge, das allein auf Jugend hindeutete und in einem wild energischen Feuer glühte.

Der modische Anzug dieses Gnomen, der schwarze Frack, die weiße Kravatte hoben die Unnatur seiner Gestalt noch mehr hervor. Ein peinliches Schweigen herrschte, als er eintrat. Selbst der Baron schien erst jetzt die ganze Häßlichkeit seines Gastes zu erkennen und nur mit Mühe seine Verlegenheit zu verbergen.

Um so unbefangener und kecker trat der Principe Teodore, nachdem sein Auge blitzschnell die ganze Versammlung überflogen, auf die Baronin zu, welcher ihn der Graf vorstellte, und entschuldigte sich mit schriller, kreischender Stimme, aber im vollkommensten Französisch, wegen der Störung, die er ihr bereitet. Die Damen machten ihm stumm ihre Verbeugung, und Zanetta's Gesicht, aus dem sonst stets der Schelm hervorlugte, wurde bleicher, als der Principe bei der Vorstellung scharf zu ihr auf-

blickte. Der Baron war jedoch ein zu feiner Weltmann, und seine Gattin besaß zu viel Wohlwollen, als daß eine neue Pause der Verlegenheit hätte eintreten können. Sie beklagten das Schicksal ihres Gastes und sprachen dennoch ihre Befriedigung aus, daß es ihnen die Ehre seines Besuches verschafft, ja der Baron sprach lebhafter als je — und er war doch überhaupt nicht schweigsam! — um den Eindruck zu verwischen, den der Eintritt des Principe hervorgerufen. Eschenburg und der Vicomte thaten das ihrige, Zanetta hatte sich von ihrer Bestürzung erholt und man setzte sich zum Souper. Ein mit dem Principe zugleich eingetretener Diener desselben schob ihm ein Kissen unter. So allein wurde es dem Gnomen möglich, auf den Tisch zu blicken.

Aber ein gefeierter verzogener Stutzer vom Pariser Hof hätte kein größeres Selbstbewußtsein, keine größere Anmaßung zeigen können, als dieser Principe, den die Natur in einer ihrer traurigsten Verirrungen geschaffen. Er wußte, welchen Eindruck er machte; das errieth man an dem fast höhnischen Blick, mit dem er plötzlich denjenigen fixirte, der das

Auge auf ihm weilen ließ. Aber er war auch entschlossen, diesem Eindruck zu trotzen, und dadurch erhielt sein ganzes Wesen etwas Freches, Herausforderndes, das selbst auf denjenigen unangenehm wirken mußte, der gern geneigt gewesen wäre, das zu vergessen, was Schuld der Natur und nicht des Principe war. Es lag etwas in seinem Blick, in seiner schrillen Stimme, das auf eine böse, mißgestaltete Seele deutete; Alle fühlten dies, und vergebens suchte der Baron den heitern, unbefangenen Ton wach zu rufen, der sonst in diesem frohen Kreise herrschte. Das Gespräch wurde nicht allgemein und man überließ dem Principe das Wort. Er erzählte von seinen Reisen und sagte, daß er von einem Schlosse komme, das er im Sardinischen besitze, um nach Venedig zu gehen, wo seine Schwester ihn erwarte. Er erzählte unruhig, hastig, abgebrochen, so daß man ihm kaum zu folgen vermochte, und gestikulirte mit seiner kleinen, zierlichen Hand, deren magere Finger mit einer Menge funkelnder Ringe bedeckt waren.

„Dieser Kutscher schwor mir zu, er wolle mich einen kürzern Weg fahren,“ rief er, „und

sagte mir, bei Mondschein habe das keine Gefahr. Ich kenne das, gab aber nach. Nun, ich wußte schon, daß mir hier etwas Unangenehmes bevorstand; ich kenne diese Gegend und diese Villa. Vor längeren Jahren reiste ich einmal durch diese Gegend. Indessen — im neunzehnten Jahrhundert darf man sich nicht von Ahnungen beherrschen und zurückhalten lassen. Man muß ihnen trotzen und dem Gespenst in's Gesicht sehen. Dann schwinden sie zu Nebelbildern zusammen, über die man spottet. Und wie sollte ich auch etwas einen Unfall nennen, das mich in die Gesellschaft einer so liebenswürdigen Familie geführt hat?"

Die Baronin, an welche diese Worte gerichtet waren, antwortete höflich.

„Für ein böses Omen könnte ich es freilich immer halten," fuhr der Principe geschwätzig fort. „Denn ich bin auf meiner Hochzeitsreise. Ich stehe im Begriff, meiner Braut in Venedig endlich zu sagen, daß die Stunde gekommen ist, in der wir glücklich sein dürfen!"

Dasselbe Frösteln flog wieder durch die Gesellschaft. Dieser Mensch wollte sich vermählen, wollte ein junges Mädchen glücklich machen!

Welche Betrachtungen rief dieser Gedanke hervor! Wer mußte die Unglückliche sein, die durch ein trauriges Schicksal gezwungen wurde, diesem Manne die Hand zu reichen — denn daß sie sich freiwillig entschließen könne, einem solchen Wesen, an welchem Alles, bis auf den Klang der Stimme, widerwärtig war, ihr Leben zu opfern, das konnte Niemand glauben, der den Principe vor sich sah!

„So sind Sie also glücklicher Bräutigam?" sagte der Baron. „Ich gratulire aufrichtig."

„Meine Braut ist eine Venetianerin," antwortete der Principe, und sein Blick flog über die Versammlung, als wolle er prüfen, welchen Eindruck die Nachricht, er sei Bräutigam, auf Jeden übe. „Eine schöne, stille, einfache Dame aus sehr guter, sehr alter Familie. Ich würde ihren Namen nennen, aber es ist unter unseren Familien ausgemacht, daß die Verbindung vorher nicht proklamirt werde. Ich glaube, schon unsere beiderseitigen Väter haben die Verbindung beschlossen, und ich muß gestehen, ich bewundere meine Braut wegen des Gehorsams, den sie dem väterlichen Wunsche leistet. Denn ich weiß recht gut, daß die Natur mich nicht

mit Reizen ausgestattet hat. Aber, wie gesagt, ich bewundere meine Braut um so mehr!"

Er sagte das in einem so eigenthümlichen, fast schneidend höhnischen Ton, daß sämmtliche Damen den Blick senkten, um ihre Verwirrung nicht zu verrathen. Dieser Mensch schien über seine Häßlichkeit zu spotten und das Schicksal der Armen zu verhöhnen, die durch einen väterlichen Befehl an ihn gefesselt war.

Da Niemand etwas erwiederte, so trat eine peinliche Pause ein, die jedoch plötzlich durch einen grellen, unbeschreiblichen Schrei unterbrochen wurde. Alle Anwesenden fuhren voller Entsetzen auf und richteten ihre Blicke starr und scheu auf das Fenster, von dem er zu kommen schien. War es Täuschung? War es Wirklichkeit? Eine dunkle Gestalt mit marmorbleichem Gesicht und aufgelöstem Haar zeigte sich eine Sekunde lang in dem Schatten, den die hohen Bäume auf die Terrasse unter dem Fenster warfen. Dann verschwand sie mit einem noch lautern, längern, anhaltendern Schrei, der etwas unsäglich Erschütterndes und Quälendes hatte, und langsam in der Nacht erstarb.

Eschenburg, der Baron und der Vicomte

waren sogleich nach dem Fenster geeilt, aber sie sahen nichts mehr. Die Gesellschaft stand lautlos um den Tisch. Nur der Principe war wieder auf sein Kissen niedergesunken, den starren Blick auf das Fenster gerichtet, das Gesicht fahl, häßlicher als jemals.

„Großer Gott, was war das?" rief Eschenburg ängstlich.

„Die unglückliche Gräfin Luigia!" antwortete Signor Alberto, sich bekreuzend.

„Unmöglich! Das war kein Geist, kein Gespenst, oder, wie ich wohl sagen muß: keine Erscheinung, kein Spukbild der Phantasie!" rief Eschenburg. „Das war eine wirkliche lebende Gestalt! Wer ist das? Habt Ihr hier eine Wahnsinnige in der Nähe? Die Fabel von der unglücklichen Gräfin Luigia kenne ich — Lorenzo hat sie mir erzählt. Aber das ist auch nur eine Fabel. Wer ist dieses Weib, das unruhig in der Nacht um die Villa irrt, und Euch erschreckt?"

„Still!" flüsterte der Baron. „Hörst Du?"

Eschenburg lauschte und da noch immer die tiefste Stille im Zimmer herrschte, so hörte er deutlich in der Ferne einen klagenden, dahin-

schwindenden Ruf. Daß dieser Ruf geisterhaft und unheimlich sei, daß er vollständig dem entspreche, was eine geängstigte, aufgeregte Phantasie sich unter dem Klagen eines unglücklichen, ruhelosen Geistes vorzustellen pflegt — das konnte sich selbst Eschenburg nicht verbergen, obgleich er fest überzeugt war, eine lebende Person gesehen zu haben. Denn da er dem offenen Fenster gegenüber saß und unmittelbar, nachdem der erste Ruf erschollen, die Gestalt bemerkt hatte, so hatte er, trotz der Dämmerung, in welche die Gestalt gehüllt war, deutlich ihre Umrisse, ja fast die Züge ihres bleichen Gesichts erkannt.

Eschenburg schloß die Fensterflügel und kehrte an den Tisch zurück. Die Damen waren noch immer bleich; der Principe fast noch immer starr und leblos.

„Wie Lorenzo mir erzählt, scheint dieser Spuk schon seit langer Zeit sein Wesen hier zu treiben," begann Eschenburg ruhig und in der Absicht, den bösen Zauber zu brechen, den die Erscheinung hervorgerufen.

„Ja," antwortete d'Orville, „schon seit einigen hundert Jahren!"

„Aber, Henri, ich bitte Dich, seit wann glaubst Du an Gespenster?“ rief Eschenburg fast vorwurfsvoll. „Die Sache ist ganz einfach und nur Eure Furcht hat Euch abgehalten, ihr auf die Spur zu kommen. Wenn ich noch acht Tage hier bleibe und sich diese sogenannte Gräfin Luigia mir wieder zeigt, so werde ich schon erfahren, wer sie ist und sie hoffentlich auch verhindern, ihr Wesen weiter zu treiben. Der Herr Principe hat ganz Recht! Im neunzehnten Jahrhundert ziemt es sich, einem solchen Spuk zu Leibe gehen und sich zu überzeugen, daß nichts dahinter sei, als Wirklichkeit, die, mag sie auch zuweilen traurig und finster sein, dennoch niemals so unheimlich ist, als die Vorstellungen, die unsere Phantasie uns schafft!“

„Aber, lieber Freund,“ sagte d'Orville, „ich sträube mich eben so wie Du, an die Existenz eines Gespenstes zu glauben. Wenn schließlich aber alle Ermittelungen nichts fruchten, so gewöhnt man sich an den Gedanken, daß hier irgend ein Spuk sein Wesen treibe, um so mehr, da er uns nichts zu Leide thut. Von einer Wahnsinnigen weiß ich nichts. Weder in den Häusern, die zur Villa gehören, noch

in dem Dorfe, dem kleinen Belviglio, das dort unten am Abhang des Berges liegt, giebt es, so viel ich weiß, eine Wahnsinnige — und ich kenne doch alle Familien. Bisher haben wir stets nur aus weiter Ferne den Ruf gehört. Es ist heut das erste Mal, daß sich die Erscheinung uns gezeigt, daß sie sich uns genaht hat!"

Der Principe hatte sich inzwischen erholt und hastig einige Gläser Wein getrunken. Er kletterte von seinem Stuhle herab und ging in sichtlicher Unruhe durch das Zimmer.

„Herr Baron," sagte er dann, vor d'Orville stehen bleibend, und seine unruhigen Augen irrten in sichtbarer Angst nach allen Seiten, „Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie mir die Nachricht zukommen ließen, ob mein Wagen reparirt ist und ich die Reise fortsetzen kann!"

„Sie wollen uns verlassen?" rief der Baron lachend — denn wenn der Zwerg vorher in seiner Anmaßung widrig gewesen, so war er jetzt in seiner Angst lächerlich. „Sie fürchten das Gespenst?"

„Offen gesagt, ja!" antwortete der Prin-

cipe mit vieler Anstrengung und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. „Dieser Ort ist mir unheimlich. Ich bin nicht zum ersten Male hier und habe die Gestalt nicht zum ersten Male gesehen! Bitte, lassen Sie Erkundigung einziehen, ich muß fort!“

Der Baron sandte einen Diener ab. Erstaunen und Neugierde traten bei Allen an die Stelle des frühern Schreckens. Eschenburg begann zu ahnen. Der Principe schien mit sich selbst zu kämpfen, ob er sprechen solle oder nicht. Aber die innere Unruhe und Angst verlangt in solchen außergewöhnlichen Fällen nach Mittheilung, um sich selbst zu erleichtern und zu beruhigen.

„Ich habe es damals für eine Phantasie erklärt, für Thorheit, für Einbildung!“ rief er, als ob er zu sich selbst spräche. „Aber es ist mehr, es ist Wahrheit! Vor längerer Zeit war ich in dieser Villa mit meinem Vater und meiner Schwester. Wir hörten jenen Schrei, wir sahen die Gestalt mehrere Nächte hinter einander. Mein Vater wurde krank und starb und ich verließ bald darauf mit meiner Schwester

die Villa. Ich muß fort von hier, sonst trifft mich ein Unglück!“

„So kennen Sie also auch die Geschichte der Gräfin Luigia?“ fragte Eschenburg.

„Ja, ich kenne sie,“ antwortete der Principe hastig und scheu. „Ich hielt sie damals, als man sie mir erzählte, für eine Fabel. Sie ist es nicht! Diese Villa ist ein unheilbringender Ort für unsre Familie. Wir sind die letzten Abkömmlinge jener Grafen von Bremba!“

„Beruhigen Sie sich, Durchlaucht!“ sagte Eschenburg fast spöttisch. „So seltsam dieses Zusammentreffen auch sein mag, so wird es sich doch auf natürlichem Wege erklären lassen, und ich werde Ihnen, wenn ich Aufklärung erhalten, zu Ihrer Beruhigung mittheilen, wie Alles zusammenhängt.“

„Sie würden mir einen großen, sehr großen Gefallen thun!“ rief der Principe eifrig. „Aber ich glaube, hier ist wirklich ein Spuk im Spiele! Ich wünschte, ich wäre erst weit von hier!“

Und er rannte durch das Zimmer, ein Bild lächerlichen Abscheues, das augenblicklich in allen Anderen die letzen Reste des Schreckens,

die noch in ihnen zurückgeblieben waren, verscheuchte. Zanetta begann Gabrielen spöttische Blicke zuzuwerfen.

„Auf jeden Fall, Signor Principe," sagte Zanetta, „können wir Alle, die wir nicht von der erlauchten Familie der Grafen Bremba abstammen, uns gratuliren, daß dieser Warnungsruf nicht uns gegolten hat."

Der Principe schleuderte ihr einen boshaften Blick zu. Aber der dämonische Einfluß, den das erste Auftreten Coltagirone's auf Zanetta geübt, war bereits vorüber. Der fröhliche Spottvogel hatte erkannt, daß auch dieses Ungeheuer lächerlich sein könne und seine schwache, sehr menschliche Seite besitze.

„Es ist ein süßes Gefühl, während des Gewitters einen Blitz-Ableiter in der Nähe zu wissen," fügte sie dann hinzu.

Der Principe murmelte etwas zwischen den Zähnen. Da jedoch ein Diener eintrat, der die frohe Nachricht brachte, daß das Wagenrad erneuert sei und die Reise jeden Augenblick fortgesetzt werden könne, so vergaß er die scharfe und boshafte Antwort, die er wahrscheinlich auf den Lippen hatte, und beeilte sich, Abschied

zu nehmen. Er that dies zwar mit der größten Höflichkeit, aber doch so hastig, daß fast Alle nur mit Mühe ihr Lächeln unterdrückten, und als er nach vielfachen Versicherungen des Dankes und in der Erwartung, diese liebenswürdige Familie bald wiederzusehen, den Salon verlassen, folgte ihm — demselben Manne, dessen Eintreten einen allgemeinen Schauder hervorgerufen hatte! — ein lautes Lachen, das er vielleicht noch hören konnte.

„Vor dem sind wir sicher!" rief Zanetta. „Der kommt nicht wieder in die Villa, und wir müssen dem Gespenst aufrichtig dafür dankbar sein. Gott behüte uns vor diesem Sprößling der Familie Bremba! Wenn jener Bremba auch solch' ein kleines Ungeheuer war, so begreife ich wohl, wie er der armen Luigia sein Schwert ins Herz stoßen konnte, aber daß dieses Herz ihn liebte — brrr! Das möchte dann ein Anderer begreifen!"

Indessen folgte diesem Scherz bald eine ernstere Stimmung; der unheimliche Anblick der gespenstischen Erscheinung wirkte nach, und Jeder begann zu schildern, welche Wirkung sie auf ihn geübt. Darüber bemerkte man, daß

außer dem Baron, der den Gast bis vor die Thür geleitete, auch der Graf Eschenburg fehle, und man vermuthete, daß er dem „kleinen Ungeheuer“ — dieser Name, den Zanetta dem Principe beigelegt, schien stehend zu werden — ebenfalls das Geleit gegeben.

Das war indessen nicht ganz richtig. Allerdings hatte Eschenburg den Salon zugleich mit dem Principe und dem Baron verlassen. Er hatte sich aber dem Park zugewendet und durchschritt diesen schnell, bis er an die Stelle der Mauer gelangte, von welcher er in der vergangenen Nacht der Oper zugeschaut. Dort stieg er über die Mauer fort und schlug die Richtung nach dem Geisterbrunnen ein.

Graf Eschenburg war ein entschlossener, über jedes Vorurtheil, jede abergläubische Furcht erhabener Mann, ein Mann mit starken Nerven, der sich am allerwenigsten vor einer Erscheinung der andern Welt fürchtete. Mit seinem guten Gewissen glaubte er ruhig jedem Geiste begegnen zu können. Er war also entschlossen, diesem Geheimniß, dieser Erscheinung sobald als möglich auf die Spur zu kommen. Er verhehlte sich nicht, daß das Zusammentreffen

ein seltsames sei und in wirklich beunruhigender Weise mit der alten Sage im Einklang stehe. Trotzdem glaubte er an einen Zufall oder hielt es für möglich, daß hier ein tieferer, wenn auch schwer zu erklärender Zusammenhang zwischen jener Gestalt und der Familie Coltagirone bestehe, den nur genaue Nachforschung oder die Zukunft enträthseln könne. Wenn irgend jemals, so mußte diese gespenstische Gräfin Luigia heut an dem Brunnen sein; die Nähe eines Abkömmlings des Grafen Bremba mußte ihre gequälte Seele nicht ruhen lassen. Graf Eschenburg lächelte zwar selbst über diese Folgerung; aber sie war richtig, vorausgesetzt, daß es wirklich Geister gab. So schritt er also langsam und vorsichtig, damit er nicht bemerkt werde — falls das Gespenst etwa doch kein Gespenst sei — im Schatten der Mauer, die hier ziemlich hoch war — den Park entlang.

Er gelangte an den Geisterbrunnen, der hell vom Monde beschienen war, ohne irgend etwas zu bemerken. Alles war still, nicht einmal die Blätter der Bäume bewegten sich, denn die Luft war vollkommen ruhig. Um so deut-

licher hörte der Graf das Rollen des Wagens, der den geängstigten Principe von der Villa entfernte. Er hörte auch deutlich, wie der Wagen eine Straße hinauffuhr, die er am Nachmittage mit Lorenzo herabgekommen war, und die hinter dem Geisterbrunnen über einen nicht sehr hohen Berg führte.

„Gut," sagte Eschenburg bei sich selbst. „Es ist jetzt Mitternacht; ich bin am Geisterbrunnen, ein Abkömmling Bremba's ist in der Nähe und diese unglückliche Gräfin Luigia regt sich nicht! Das spricht nicht eben für die Annahme eines Gespenstes. Aber —" fügte er sogleich bei sich selbst hinzu, — „ich bin im Irrthum. Sie muß ja in der Nähe des Wagens sein, sie muß ja den Principe selbst aufsuchen. Ich will sehen, ob ich den Wagen erblicken kann!"

Er verließ schnell den Brunnen, umschritt den Hügel, und da der Mond hell schien, entdeckte er bald einen Fußpfad, der den Hügel hinauf, zu der breitern Straße führte. Während er diesen entlang ging, glaubte er jenen eigenthümlichen klagenden Ton wieder zu hören. Das beschleunigte seine Schritte, und nach

wenigen Minuten hatte er die Höhe des Hügels erreicht.

Hier, wo Alles vom reinsten silbernen Mondlicht fast tageshell erleuchtet war, erblickte er den großen Reisewagen des Principe, der so eben die Höhe erreicht hatte. Er hörte auch deutlich, wie der Principe mit seiner schrillen Stimme „Vorwärts! Vorwärts!" rief. Doch war es dem Kutscher nicht möglich, sehr schnell zu fahren, da der Weg — wie Eschenburg am Nachmittag bemerkt hatte — uneben und von dem letzten Gewitterregen ausgespült war. Deutlich hörte der Graf abermals den klagenden Ton, und plötzlich bemerkte er, überrascht aber nicht erschreckt, die Umrisse einer weiblichen Gestalt, die dem Wagen folgte. Der Wagen und die Gestalt waren jedoch mehr als hundert Schritte von ihm entfernt, und er vermochte nichts Deutliches zu erkennen. Der Kutscher peitschte auf die Pferde, die Wagenräder krachten — von Staunen und Neugierde ergriffen, eilte Eschenburg durch das Gebüsch vorwärts, der Straße zu.

Es war so. Eine weibliche Gestalt im dunklen Anzug, mit fliegendem Haar, folgte dem Wagen, oder schwebte vielmehr in der Nähe

desselben über den Hügel. Die Ränder des Weges waren etwas erhaben, wie bei den meisten Gebirgswegen, die im Laufe von Jahrhunderten oder Jahrtausenden durch die Fußtritte der Menschen, die Hufe der Thiere und mehr noch durch die Regengüsse, die sich in ihnen sammeln, ausgehöhlt sind. Auf einem dieser Ränder, die hin und wieder in der Nähe des Weges mit niedrigem Gebüsch besetzt waren, das mehr vom Wege entfernt dichter wurde, auf der andern Seite des Wagens, schwebte die Gestalt, die, ohne scheinbar große Anstrengung, stets in gleicher Richtung mit demselben blieb, obgleich der Wagen jetzt, da der Weg etwas ebener wurde, rascher fuhr. Unablässig ertönte dabei der klagende Ruf, bald stärker, bald schwächer, bald anwachsend, bald verhallend. Eschenburg eilte noch schneller vorwärts. Der Augenblick, das Geheimniß zu erfahren, schien gekommen. Er war nur noch ungefähr funfzig Schritt von dem Wagen entfernt.

Da fiel aus diesem ein Schuß; ein langer, gellender Schrei erschütterte die Luft. Die Gestalt stand still und streckte leidenschaftlich und heftig die Arme aus. Auch Eschenburg stand

unwillkürlich still. „Vorwärts! In des Teufels Namen vorwärts!“ hörte er den Principe kreischen.

Der Wagen, jetzt auf dem Punkte angelangt, an welchem der Weg sich den Hügel auf der andern Seite hinabzog, flog rasselnd davon. Die Gestalt folgte ihm nicht. Noch einmal stieß sie einen langen, unheimlich gellenden Schrei aus und hielt die Arme unbeweglich in der Richtung des Wagens ausgestreckt. Dann sank sie allmählich zusammen.

Eschenburg, von dem Gedanken ergriffen, daß sie verwundet sei, und eine Verwünschung über den Principe murmelnd, der sich von seiner Furcht zu einer solchen Gewaltthat hatte hinreißen lassen, eilte vorwärts, auf die Gestalt zu, die zu knieen schien. Aber so wie er aus dem Gebüsch hervortrat, und den Weg erreichte, der ihn nur noch von der Fremden trennte, schien ihn diese zu bemerken, und mit einem scharfen, ängstlichen Rufe, der wie ein Ruf der Ueberraschung und des Schreckens klang, raffte sie sich auf und floh vom Wege ab, in das Gebüsch.

Auch jetzt folgte ihr der Graf, entschlossen, wenn es irgend möglich sei, sie zu erreichen.

Aber bald begriff er, daß dies unmöglich sein würde. Denn das Gebüsch wurde höher, und obgleich er die Fliehende noch immer deutlich sah, so sagte er sich dennoch, daß er sie aus dem Auge verlieren müsse, sobald sie die Felsen erreicht haben würde, die sich im Norden des Hügels erhoben. Auch floh sie mit einer Schnelligkeit durch das Gebüsch, die es ihm auf die Dauer unmöglich gemacht haben würde, ihr zu folgen. Plötzlich war sie seinen Blicken verschwunden, und obgleich er scharf nach der Richtung hinblickte, in der sie geflohen, vermochte er nichts mehr zu erkennen.

Dagegen war es ihm, als höre er in weiter Ferne den Ruf einer tiefen männlichen Stimme, der mehrmals wiederholt wurde. Dann wurde Alles still. Eschenburg blieb noch Minuten lang stehen. Nichts war zu sehen noch zu hören.

Er kehrte mißgestimmt nach dem Wege zurück, suchte die Stelle, auf der die Gestalt zusammengesunken, fand sie auch, vermochte aber kein Blut zu erkennen.

Kopfschüttelnd, unzufrieden mit sich selbst, daß er sich von einem solchen Abenteuer hatte hinreißen lassen, aber um so entschlossener, das

Geheimniß zu ergründen, kehrte er nach der Villa zurück, wo man über seine lange Abwesenheit beunruhigt war.

Der Graf entschuldigte sich damit, daß es ihm nothwendig gewesen sei, noch einen Spaziergang in der freien Luft zu machen und suchte dann sein Schlafzimmer auf, um mit seinen Gedanken allein zu sein.

Julia.

Als der Graf Leopold von Eschenburg mit schwerem Herzen und zögernd seinen Freund verlassen hatte, ging dieser noch einige Minuten im Zimmer auf und ab, aber wie es schien, nur um Eschenburg zu täuschen, falls dieser noch lausche. Dann näherte er sich der Thür, öffnete sie leise und blickte in das Nebenzimmer. Es war leer und dunkel. Nun kehrte Tanowrath in das Kabinet zurück. Seine Miene war vollständig verändert, seine Augen leuchteten unruhig, eine seltsame Hast prägte sich auf seinem Gesichte aus, und als er nach der Feder auf dem Schreibtisch griff, zitterte seine Hand so stark, daß er es selbst bemerkte, und erschreckt einen Augenblick inne hielt, um sich zu sammeln.

Es war abermals ein Fieber, das ihn ergriffen hatte — das Fieber der Hast und Ungeduld. Vor Eschenburg hatte er während der letzten Viertelstunde Ruhe geheuchelt. Jetzt, da er allein war, schlug die unglückselige Leidenschaft ihn wieder in ihre Fesseln. Julia wiederzusehen, war sein einziger Gedanke, und eben dieser Gedanke ließ ihn zittern vor Ungeduld und Aufregung.

Gewaltsam seine Hand zur Ruhe zwingend, schrieb er einige Zeilen auf ein Papier.

„Ich muß Sie sehen, Julia, und zwar sogleich! Versuchen Sie nicht, mich zu täuschen oder von sich fern zu halten. Ich muß mit Ihnen sprechen, wenn auch nur ein einziges Mal. Gewähren Sie diesen Wunsch einem Manne nicht, der Sie seit vielen Jahren todt glaubte, so fürchten Sie Alles. Auch ich kenne die Rache!"

Er faltete das Papier in Briefform und versiegelte es. Dann, mit scheuer Miene, einem Verbrecher ähnlich, lauschte er noch einmal an allen Thüren, ob auch Niemand in der Nähe sei, und verließ dann ohne Hut das Zimmer. Alles im Hause, oder wenigstens in

dem Stockwerk, in welchem Eschenburg wohnte, schien zu schlafen. Eine kleine Lampe erhellte den Corridor nur matt, und zeigte dem Novizen die aufwärts führende Treppe. In dem Augenblick, in welchem Tanowrath die erste Stufe derselben betrat, hörte er einige Personen herabsteigen. Er trat zur Seite und ließ sie an sich vorüber. Es waren zwei Männer, in Mäntel gehüllt, aber mit französischen Hüten, keine Italiener aus dem Volke.

„Ich möchte wissen, was sie noch mit ihm zu reden hat," sagte der Eine.

„Wir werden unten in der Gondel auf ihn warten, und wenn er kann, so wird er es uns sagen," erwiederte der Andere.

Das war Alles, was sie sprachen. Für Tanowrath war es genug. Er wußte nun, daß Julia noch wach sei, daß er sie noch sprechen könne. Wer jene Männer seien, kümmerte ihn wenig. Er errieth, daß Julia politische Geheimnisse habe. An das Corridorfenster tretend, blickte er hinaus, und sah unten eine Gondel halten. Dann stieg er langsam die Treppe hinauf.

Eine Klingel befand sich an keiner Thür

des obern Stockwerkes, und da die Beleuchtung hier fast noch spärlicher war, als in dem untern, so zögerte er, welcher Thür er sich zuwenden solle. Endlich bemerkte er, daß eine von den Thüren nur angelehnt war. Er öffnete sie und sah einen alten Diener schlafend in einem Vorzimmer sitzen. Bei dem Geräusch erwachte der Alte und fuhr auf, beruhigte sich jedoch und grüßte ehrerbietig, als er das geistliche Gewand des jungen Mannes bemerkte, obwohl die verstörten, bleichen Züge desselben, so wie die mancherlei Zeichen von Unordnung in dem Anzuge desselben, ihn auffallen mochten.

„Deine Herrin ist noch wach, wie ich gehört habe," sagte Tanowrath zu ihm. „Sei so gut, mein Freund, ihr sogleich diesen Brief zu übergeben und mir Antwort zu bringen. Es betrifft eine wichtige Angelegenheit."

„Ihre Durchlaucht spricht in diesem Augenblicke noch mit einem Herrn," antwortete der Diener.

„Gleichviel, mein Freund," sagte Tanowrath. „Geh hinein und gieb ihr diesen Brief."

„Wie Sie befehlen, ehrwürdiger Herr!" antwortete der Alte mit dem Respekt, den der

Italiener selten dem geistlichen Kleide verweigert, und ging.

Tanowrath setzte sich auf den Stuhl des Alten. Er fühlte sich in diesem Augenblicke matter, als vorher. Aber der Gedanke, daß er Julia wiedersehen werde — und wie er sie in den nächsten Minuten sehen, wie sie ihn empfangen, wie dieses Zusammentreffen enden werde — erfüllte ihn sogleich wieder mit fieberhafter Ungeduld und er erhob sich. Der Diener blieb länger, als es wohl nöthig gewesen wäre.

„Durchlaucht wird den ehrwürdigen Herrn empfangen, sobald der Besuch sie verlassen," sagte er, als er wieder kam.

Nun vergingen Minuten, lange Minuten, die zu einer Viertelstunde anwuchsen. Da es ihm in dem kleinen Vorzimmer zu eng wurde, so ging Tanowrath auf dem Korridor auf und ab. Endlich sah er einen Herrn aus einer Thür treten, der seinen Mantel höher zog, und die Absicht zu haben schien, nicht von Tanowrath erkannt zu werden. Der Novize dachte an nichts weniger, als zu sehen, wer der Fremde sei. Dagegen trat dieser, als er an

Tanowrath vorüberging, dicht an ihn heran und sah ihm scharf in's Gesicht.

„Entschuldigen Sie," sagte er dann weiter gehend, „ich glaubte, es sei ein Bekannter."

Tanowrath ging nach der Thür, an welcher der alte Diener ihn erwartete.

„Sie werden Ihre Durchlaucht in dem dritten Zimmer zur rechten Hand finden!" sagte der Alte.

Die Zimmer, durch welche Tanowrath schritt, waren nicht freundlich, und in einem kaum geordneten Zustande. Eine schwache Beleuchtung gestattete übrigens nur mit Mühe, die Gegenstände zu erkennen. Der Novize nahm sich diese Mühe nicht. Seine Gedanken waren nur erfüllt von dem Wiedersehn, das ihn erwartete.

Als er die Thür des dritten Zimmers öffnete und eine weibliche Gestalt in demselben erblickte, fühlte er sein Blut stocken. Bis dahin hatte ihn eine wilde Entschlossenheit erfüllt; er wollte Julia sehen, um jeden Preis. Jetzt, als der Moment herangekommen war, drohte seine Kraft, ihn zu verlassen. Er stand in der Thür still.

Das Zimmer Julia's war etwas wohnlicher eingerichtet, aber ebenfalls nur schwach erhellt. Die kurze Zeit ihrer Anwesenheit, vielleicht auch die Denkungsweise der Prinzessin, für welche die Annehmlichkeiten einer freundlichen Häuslichkeit nur einen geringen Reiz zu haben schienen, ließen diese Mängel in den Augen eines unparteiischen Gastes entschuldigen. Für Tanowrath bedurfte es einer solchen Entschuldigung nicht. Er sah nur die Eine — nur Julia. Sie saß in einem Sessel, vor einem kleinen Tische, der mit Briefen und Zeitungen bedeckt war, und blickte mit ihren großen Augen ruhig zu dem Eintretenden herüber. Ihr Gesicht war etwas bleicher als damals, wo es in der Frische der Jugend geglänzt hatte. Ihre Gestalt schien höher oder wenigstens voller geworden zu sein; doch war die Erscheinung derselben durchaus frisch und jugendlich. Ihre schönen blauen Augen glänzten in einem festen energischen Feuer, und der matte Zug unter denselben schien mehr von Nachdenken und geistigen Anstrengungen, als von körperlicher Ermattung hervorgerufen. Ihr volles reiches Haar trug sie schlicht und ein

fach, in der Art, wie man es auf einigen Bildern der Kaiserin Eugenie sieht. Auch ihr Anzug war fast bescheiden für eine so hohe Dame — ein dunkles Sammetkleid, ohne jeden Schmuck, das aber die Weiße ihrer Schultern und des Gesichts noch deutlicher hervorhob.

Ihre rechte Hand lag auf dem Tische und hielt einen Brief. Die linke ruhte nachläßig auf der Lehne des Sessels. So erwartete sie die Ankunft des Mannes, der ihr einst so nahe gestanden — mit einer gewissen aufmerksamen aber ruhigen Spannung, mit der man einen Fremden empfängt, der sich in wichtigen Angelegenheiten anmelden ließ.

Um so schwieriger war es für Tanowrath, den rechten Ton der Anrede zu finden. Brannte auch in seinem Innern die Leidenschaft, fachte auch diese herrliche Schönheit sie zu einer wilderen Gluth an, so war er doch nicht mehr der Knabe aus jener Zeit vor zehn Jahren, und die Ermahnung Eschenburg's, wenigstens den Versuch zu machen, der Prinzessin zu imponiren, war ihm in der Erinnerung geblieben. Sein Herz war unverändert, aber die äußere Form seines Gefühls war eine andere gewor-

den. Ob sie es bleiben, oder ob sie zu dem alten Ungestüm zurückkehren solle, das hing von der Zukunft, vielleicht von der nächsten Stunde ab. Und wahrscheinlich wollte Julia errathen, welche Veränderung mit ihm vorgegangen; denn ihr großes Auge schien auch die leiseste Bewegung, das flüchtigste Zucken der Mienen Tanowrath's klar und scharf in sich aufzunehmen.

So verging eine Minute, ohne daß Julia sich bewegte, oder Tanowrath ein Wort sprach. Dann senkten sich die Brauen der Prinzessin ein wenig, und sie sagte kurz, schnell, fast scharf:

„Sie wollten mich sprechen, Signore, wenigstens sagte mir das Ihr Brief."

Wenn diese Anrede den Novizen verwirren oder zurückschrecken sollte, so verfehlte sie ihren Zweck. Sanfte, weiche, an die Vergangenheit erinnernde Worte, vielleicht auch ein stolzer, zurückweisender Empfang würden ihn um die Antwort verlegen gemacht haben. Diese höhnischen Worte aber verletzten seinen Stolz.

„Ich komme nicht, Signora," antwortete er, „um da wieder anzufangen, wo ich aufgehört.

Fürchten Sie Nichts! Ich wünschte nur, eine Dame wieder zu sehen, für die ich einst eine so große Theilnahme empfunden."

„Und dazu wählten Sie diese späte Stunde?" fragte die Prinzipessa, leicht die Achseln zuckend.

„Ich weiß, daß Sie es lieben, die Nacht zum Tage zu machen, und diese Stunde ist also für Sie keine späte!" erwiederte Tanowrath. „Auch wünschte ich nichts, als einige Aufklärungen über die Vergangenheit."

„Weiter nichts?" fragte die Prinzipessa, „Nach Ihrem stürmischen Briefe vermuthete ich, es handele sich um Leben und Tod! Aufklärungen? Worüber? Denken Sie, ich erinnerte mich dessen noch, was vor zehn Jahren vorgegangen, und hätte Lust, Aufklärungen darüber zu geben?"

Ein so entsetzlich kalter Hohn, eine solche Nichtachtung lag in jedem ihrer eisigen Züge, daß den Novizen fast ein Grauen anwandelte. Fast wäre dieser Moment entscheidend geworden! Fast wäre er umgekehrt — denn es war, als ob der Hauch des Todes ihn anwehe. Diese verächtliche Gleichgiltigkeit schien ihm zu

zeigen, daß auch nicht ein Funke der Erinnerung in ihrem Herzen geblieben sei, daß auch nicht die leiseste Freude über das Wiedersehn sie ergreife. Ein Krampf schnürte sein Herz zusammen. In diesem Momente schwieg seine Leidenschaft, und Eschenburgs warnende Stimme klang an sein Ohr. O, hätte er die Kraft gehabt, ihr ein ebenso verächtliches Wort zuzurufen, und zurückzukehren, woher er gekommen. Aber wie sollte ein Mann diese Kraft besitzen, der nie den Muth gehabt, sich selbst zu beherrschen? Und lag nicht bei all' dieser Gleichgiltigkeit ein furchtbarer Zauber in ihrem Blicke, der starr auf ihm ruhte? Klar und deutlich fühlte Tanowrath, daß mit dieser Stunde, in welcher er Julia wiedersah, sein altes Leiden — dieser vernichtende Kampf zwischen Vernunft und Leidenschaft beginne. Aber er ging nicht, er zitterte und — blieb! Jener Blick fesselte ihn an die Stätte, auf der er stand. Wie hätte er gehen können, so lange er wußte, daß i h r Blick auf ihm weilte?

„Sie gebrauchen zwei Worte, Principessa, die allerdings wohl im Zusammenhange stehen," sagte er mit bewegter Stimme. „Aufklärung

— und Tod und Leben! Um das Eine handelte es sich damals; deshalb wäre ich wohl im Rechte, auch das Andere zu verlangen! Ja, verlangen, fordern könnte ich, zu wissen, was in dem Herzen eines Weibes vorgegangen sein muß, das mir an dem einen Tage eine Nachricht mit der Gewährung der höchsten Seligkeit lohnte, und für dieselbe, oder wenigstens für eine ähnliche Nachricht am folgenden Tage nichts hatte, als einen kalten, verächtlichen Scheidebrief!"

„Ich muß Ihnen bekennen, Graf, daß ich Sie wirklich nicht recht verstehe," sagte Julia. „Indessen, ich will Sie nicht verstehen. Ich liebe nichts weniger, als Erklärungen über vergangene Dinge, die längst todt und vergessen sind!"

„Todt sind nur Gianconi und Rospoletti!" rief Tanowrath. „Ich lebe. Und von den Todten wollte ich sprechen! Den Tod des Einen verlangten Sie von mir, und Sie belohnten mich — obgleich ich mich nicht erinnere, daß Sie gesagt, er hätte Sie persönlich beleidigt. Rospoletti aber hatte Sie beleidigt, und dafür

tödtete ich ihn. Der Antwort, die mir darauf zu Theil würde, werden Sie sich erinnern!"

„Nicht ganz genau," antwortete Julia. „Ich habe auch wirklich nicht den Wunsch, derartige Erinnerungen zu wecken. Wenn ich Ihnen aber damals geschrieben habe, daß ich Rospoletti liebte, so war es die Wahrheit. Ich liebte ihn, das heißt, ich empfand eine gewisse Theilnahme für ihn, die ich Liebe nenne, da ich keinen andern Ausdruck für dieses Gefühl weiß. Und wenn ich Sie damals als den Mörder Rospoletti's verabscheute, so glaube ich, werden Sie mich jetzt kaum tadeln. Konnte ich etwas Andres für möglich halten, als daß Sie einen Streit beabsichtigt, um sich eines Nebenbuhlers zu entledigen?"

„Rospoletti that das, nicht ich!" rief Tanowrath. „Er führte das Duell herbei, indem er Sie beleidigte. Und ihm galt Ihre Theilnahme, nicht mir, dem Sie am Tage vorher die Versicherung Ihrer Liebe gegeben!"

„Wahrlich, ich kann mich mit dem besten Willen nicht erinnern, daß ich dies gethan," antwortete die Principessa sehr ruhig. „Doch genug davon! Ich will nichts von Erklärun-

gen wissen! Rospoletti hat mich nie beleidigen können!"

„O, und doch that er es!" rief Tanowrath allmählich erglühend. „Er beschuldigte Sie, ihm mehr gewährt zu haben, als mir, er beschuldigte Sie, gegen jenen Gianconi noch weiter gegangen zu sein, als gegen uns Beide —"

„Still!" unterbrach ihn die Principessa, und zum ersten Male erhob sie gebieterisch den Arm, während ein lebhaftes Roth über ihre Wangen flog. „Wenn Sie nicht lügen, Graf —"

Tanowrath wollte sie unterbrechen. Sie machte eine zweite Bewegung, die ihm Schweigen gebot.

„Wenn Sie nicht lügen, wenn Rospoletti das wirklich gesagt hat, so ging seine Eifersucht über die Grenzen hinaus, die ein Mann ihr einräumen darf, und er verdiente eine Züchtigung, selbst den Tod!"

Seltsam! So gräßlich der Gegenstand war, um den es sich handelte, so klangen diese Worte doch fast süß in den Ohren des Novizen. Enthielten sie nicht eine Billigung, Rechtfertigung, Vertheidigung?

„Und dennoch verdammten Sie mich damals, ohne mich auch nur gehört zu haben!“ sagte er bittend und vorwurfsvoll.

„Keine Erklärungen!“ erwiederte Julia, zu ihrer frühern Ruhe zurückkehrend. „Das Geschehene ist nicht zu ändern. Nur Thoren reißen alte Wunden auf. Ich sehe, daß Sie das Gewand der Kirche tragen, und es setzt mich in Erstaunen, daß ein Mann, der die Gelübde abgelegt, noch zu einer Dame kommt, um über eine solche Vergangenheit zu sprechen! Es müßte denn sein, daß Sie mich verdammen wollen!“ fügte sie fast spöttisch hinzu. „Seit wann sind Sie Geistlicher? Weshalb sind Sie es geworden?“

„Noch bin ich nicht in den Orden eingetreten, noch bin ich Novize,“ antwortete Tanowrath.

„Es ist wahr,“ sagte die Principessa. „Und was veranlaßte denjenigen, der einst auf den Mauern Roms gegen die Herrschaft des Papstes stritt, jetzt in die Reihen seiner Vertheidiger zu treten?“

„Es ist gut, daß Sie diese beiden Thatsachen zusammenstellen,“ sagte Tanowrath. „Sie

entstammen derselben Quelle. Damals kämpfte ich in Rom, weil ich Sie zu gewinnen hoffte, und dieses Gewand wählte ich, weil ich Sie für immer verloren zu haben glaubte."

„In der That, Sie haben bereits gelernt, was die Abbates so trefflich verstehen — zu schmeicheln!" rief Julia fast verächtlich.

„Wie, Sie glauben, ich könnte Ihnen etwas Anderes sagen, als die Wahrheit?" rief Tanowrath. „Ja, obgleich ich wußte, daß Sie mich nicht liebten, gab ich die Hoffnung nicht eher auf, als bis ich die Nachricht von Ihrem Tode erhielt. Erst dann entschloß ich mich, dem weltlichen Leben zu entsagen!"

„Fürwahr, eine Schmeichelei, deren Größe und Kühnheit mir imponiren könnte!" rief die Principessa mit einem trocknen Lachen. „Lassen Sie Andere glauben, Tanowrath, daß die Liebe eines jungen Mannes, und eines so heißblütigen Mannes, so lange währen könne!"

„Julia!" rief der Graf fortgerissen und mit der Gluth der vollsten Hingebung. „Julia, ich schwöre es Ihnen, kein anderer Gedanke, als an Sie, hat mein Herz erfüllt. Ich hoffte, so lange Sie lebten. Dann, als ich

das Gerücht Ihres Todes erfuhr, als ich wußte, daß der einzige Wunsch meines Lebens nie in Erfüllung gehen könne, dann erst faßte ich den Entschluß, nach Rom zu gehen. Ich schwöre es Ihnen, daß es so ist!"

„Männer schwören leicht!" sagte die Principessa ruhig. „Es ist wahr, das Gerücht meines Todes war verbreitet. Ich verwundete mich bei einem Falle in der Schweiz. Nun, und was werden Sie jetzt thun, da Sie wissen, daß ich noch lebe?"

„Sie fragen das?" rief er schmerzlich. „Ich werde mein Leben anfangen, wo ich es liegen gelassen. Ich werde fortfahren, Sie zu lieben, zu leiden, zu hoffen und zu verzweifeln!"

„Das ist eine Leidenschaft von einer wunderbar langen Dauer!" sagte die Principessa in einem Tone, der eben so viel Anerkennung, als Ironie verrieth. „Und wie werden Sie diese Leidenschaft mit Ihrem Gewande vereinigen?"

„Ich werde es ablegen, ablegen müssen, da ich weiß, daß Sie leben," antwortete Tanowrath.

„Dann scheint Ihr Beruf zum geistlichen

Stande kein wahrer und echter zu sein," sagte Julia leichthin.

„Ich habe Ihnen gesagt, weshalb ich diesen Stand wählte," antwortete Tanowrath. „Nicht die Ueberzeugung, sondern die Verzweiflung hat mich in die Arme der Kirche getrieben!"

„Bleiben Sie in diesen Armen!" sagte die Principessa. „Für Ihr glühendes Herz wird keine Sterbliche genügen! Bleiben Sie Ihrem Vorsatze treu. Sie werden dann wenigstens eine treue Geliebte finden!"

„Das ist wahr," seufzte Tanowrath. „Und daß Sie es sagen, ist von um so größerer Bedeutung für mich. Dennoch werde ich nie der Kirche angehören, so lange mein Herz von einer irdischen Leidenschaft gefesselt ist, und ich danke Gott, daß er mich Sie hat wiederfinden lassen, ehe ich das unwiderrufliche Gelübde abgelegt."

Der Graf stand immer noch in der Nähe der Thür. Er hatte es nicht gewagt, oder hatte es auch vergessen, vorzutreten. Julia wandte sich ein wenig mehr zu ihm hin und der Strahl der Lampe ruhte heller auf ihrem

Gesicht. Täuschte sich Tarnowrath? Nein, er sah es deutlich. Dieses Gesicht hatte den Ausdruck seiner entsetzlichen Gleichgiltigkeit verloren. Es spielte ein lächelnder Triumph um ihre Lippen, und in ihren Augen glänzte etwas, das ihn an die hoffnungsvollen Tage jener vergangenen Zeit erinnerte. O, wie schön war dieses Gesicht wieder in diesem Augenblicke, wie zaubervoll spiegelte sich dieses Lächeln in allen ihren Zügen wieder! Tanowrath fühlte sein Herz aufwallen. Der Gedanke an jenen Kuß durchzuckte seine Erinnerung; er zitterte. Ja, auch wenn dieses Weib keinen Funken von Theilnahme für ihn empfand, selbst wenn sie ihn haßte, so mußte ihr Inneres jubeln vor Stolz, eine solche Macht über ein Männerherz auszuüben, einen Mann so vollständig gebrochen vor der Macht ihrer Schönheit knien zu sehen!

„Tanowrath!“ sagte sie. „Lassen Sie mich ein kurzes, aber ernstes Wort mit Ihnen sprechen. Ich bedarf keiner weiteren Erklärung, um den Zustand Ihres Herzens zu errathen. Daß ein Mann mir seine Leidenschaft so lange und so ungeschwächt bewahrt, selbst über meinen Tod hinaus — denn Sie glaubten mich todt! —

das könnte meiner Eitelkeit schweicheln. Aber es erfüllt mich im Gegentheil mit Bedauern. Denn auch jetzt, obwohl ich in manchen Dingen anders denke und obwohl ich den Werth einer treuen und innigen Hingebung vielleicht jetzt mehr zu schätzen weiß, als früher — auch jetzt kann ich Ihnen keine Hoffnung geben. Mein Herz ist frei von Liebe, ganz frei. Nicht deshalb also weise ich Sie von mir. Und dennoch gehört mein Herz nicht mir, es gehört dem Vaterlande, mehr als jemals. Ich könnte Ihnen auch jetzt nichts anders sagen, als damals: Werben Sie um mich, suchen Sie meine Liebe zu erringen, aber hoffen Sie nicht, daß Ihnen nur um dieser Liebe und Hingebung der Preis meiner Gegenliebe zu Theil werde. Ein doppeltes Unrecht würde ich begehen, wollte ich jetzt, wo Sie Willens sind, der Welt für ewig zu entsagen, Sie durch eine trügerische Hoffnung zurückhalten. Nein, Tanowrath, gehen Sie! Wir wollen uns nicht wiedersehen! Sie werden, wenn Sie meine Laufbahn verfolgen, erfahren, daß ich Ihnen die Wahrheit gesagt, und daß mein Herz nicht gefesselt ist. Das mag Ihnen genügen. Ich verkenne den

Werth einer solchen Anhänglichkeit nicht. Aber weil ich mich nicht im Stande fühle, sie zu belohnen, so muß ich sie zurückweisen. Ich bin keine Kokette. Es liegt mir nichts mehr daran, möglichst viele Männer zu meinen Füßen zu sehen. Deshalb gehen Sie, es ist besser für uns Beide, jedenfalls besser für Sie!"

Sie hatte dies sanft, ernst, eindringlich gesprochen, und Tanowrath hatte ihren Worten gelauscht, als wären sie Musik. So mild, so offen war ihre Sprache nie gewesen. Lag nicht in dieser sanften Zurückweisung etwas, das einer Aufforderung nahe kam? Sagte sie nicht, ihr Herz sei frei, und sie habe den wahren Werth einer treuen Anhänglichkeit kennen gelernt? Wieder ergriff ihn der ganze Zauber dieser Leidenschaft.

„Julia!" rief er, in den Busen greifend und das Medaillon hervorziehend. „Julia, sehen Sie, dieses Zeichen der Erinnerung, das ein Anderer beleidigt und voller Zorn von sich geworfen haben würde, weil Sie es mit so harten Worten begleiteten — es hat mich nie verlassen. Das Herz, auf dem es ruhte, ist eben so unverändert geblieben. Weisen Sie

mich nicht zurück! Ich will Sie nicht ermüden, ich will Ihnen meine Qualen nicht schildern! Wenige Minuten des Nachdenkens müssen Ihnen sagen — selbst wenn die Stimme Ihres Herzens für mich schweigt! — daß ich durch die Erinnerung, durch die Macht der ersten Liebe, selbst durch die Qualen des Gewissens für ewig an Sie gekettet bin und daß ich entweder untergehen, oder Erhörung finden muß! Ich verlange diese Erhörung nicht, ich verlange nichts, als daß Sie mich nicht zurückweisen, daß Sie mich wieder aufnehmen in den Kreis Derer, die Sie sehen dürfen! Können Sie mir das versagen? Fürchten Sie nichts von meiner Leidenschaftlichkeit! Gestatten Sie mir nur, daß ich Sie sehen und sprechen darf, und empfangen Sie mein Wort, daß ich dann nie eher von Liebe zu Ihnen reden will, als bis Sie es mir gestatten. Ich weiß es — mögen Sie auch darüber lächeln — ich weiß, daß so viel Treue und Liebe endlich ihren Lohn finden wird, mögen Sie selbst es auch nicht glauben! Ich will dieses Kleid wieder ablegen, noch ist es Zeit. Ich will Ihr ergebener, stets bereiter Diener sein. Ich will Sie nicht durch

Eifersucht quälen — es genügt mir, wenn Sie mir sagen, daß Ihr Herz frei ist. Können Sie mir diese Bitte abschlagen? Wollen Sie mich zur Verzweiflung treiben? Kann diejenige mich aus ihren Augen verbannen, für die ich mein Seelenheil verscherzt habe?"

Julia hatte, während Tanowrath dies mit erregter Stimme sprach, den Kopf auf die Hand gestützt.

„Still, still!" rief sie jetzt, schnell wieder aufblickend. „Ich bitte Sie, rufen Sie diese Erinnerungen nicht wieder wach! Gut, ich fühle, daß ich Ihnen Ihre Bitte nicht verweigern darf! Sie wollen es — so mag es sein! Aber erinnern Sie sich daran — was auch geschehen möge! — daß ich Ihnen nie eine Hoffnung gegeben, ein Versprechen gemacht habe!"

— „Das ist ein bitteres Wort!" erwiederte Tanowrath schmerzlich, und doch in seinem Innern jubelnd. „Aber es sei darum! Ich will vergessen, daß ich jemals hoffte. Die Vergangenheit —"

„Muß todt sein, vollkommen todt!" unterbrach ihn Julia fast herrisch.

Der Novize verneigte sich. Die Principessa erhob sich und ging langsam, wie es schien in Gedanken versunken, durch das Zimmer. Tanowrath's Blicke folgten ihr. Das waren noch immer dieselben schönen klassischen Formen, nur entwickelter, aber auch herausfordernder, begehrenswerther.

„Ich werde einige Zeit lang hier in Venedig bleiben," sagte sie dann. „Wie lange, das weiß ich noch nicht. Ich erwarte in den nächsten Tagen die Ankunft meines Bruders. Sie haben Zutritt zu mir, so oft und wann Sie wollen. In welchem Kloster wohnen Sie?"

Tanowrath nannte den Namen eines bekannten Klosters und fügte dann hinzu:

„Ich habe die längste Zeit dort gewohnt. Es versteht sich jetzt von selbst, daß ich einem Berufe entsage, dem ich nie mit ganzer Seele hätte angehören können und dem ich mich unter ganz anderen Voraussetzungen gewidmet."

„Nein!" rief Julia lebhaft, „das werden Sie nicht thun! Freilich — ich kann Ihnen nichts vorschreiben. Aber, wenn Ihr Herz wirklich das für mich fühlt, was Sie soeben aussprachen, so glaube ich hoffen zu dürfen,

daß Sie kleine Aeußerlichkeiten und Nebensachen gern diesem einen großen Gefühle zum Opfer bringen werden!"

„Das will ich, Principessa, ja!" rief Tanowrath. „Sprechen Sie, befehlen Sie!"

Julia blieb vor ihm stehen. Ihr Blick traf ihn voll, groß und ernst.

„Graf," sagte sie, „damals in Rom opferten Sie mir Ihre Ueberzeugung, denn Sie waren Aristokrat und kämpften für das römische Volk. Wie Sie jetzt denken, weiß ich nicht. Aber vielleicht müssen Sie mir von Neuem ein Opfer bringen. Sie kennen meine Gesinnungen, Sie wissen, daß ich Italienerin bin mit Leib und Seele. Nun — es bereiten sich große Dinge vor, in die ich Sie mit der Zeit einweihen werde. Denn ich kann nicht glauben, daß ein Mann, der mein Herz erringen will, auch den Gefühlen dieses Herzens fremd bleiben wolle!"

„Sprechen Sie!" rief Tanowrath und seine Augen leuchteten.

„Italien wird bald seiner ganzen Kraft bedürfen, und nicht nur seiner Kraft, sondern auch seiner Vorsicht," sagte die Principessa.

„Ich selbst — freilich nur ein kleiner Theil des Ganzen, aber nicht der schlechteste, vielleicht auch nicht der unbedeutendste — bedarf ebenfalls aller Mittel, die mir zu Gebote stehen, und meine Freunde müssen mir helfen, das scheinbar Unmögliche zu erringen. Wollen Sie sich meinem Dienste widmen, Graf?"

„Es bedarf keiner Frage, Principessa!" antwortete Tanowrath. „Ich will!"

„Gut! Dann müssen Sie dieses Kleid behalten!" sagte Julia. „Nicht um es für immer zu tragen!" fügte sie mit einem Lächeln hinzu, das Tanowrath's Herz stärker klopfen machte. „Sie haben das ewig bindende Gelübde noch nicht abgelegt; aus denselben Gründen, wie bisher, werden Sie auch ferner sich diesem letzten Schritt entziehen können. Aber daß Sie dieses Kleid beibehalten, daß Sie scheinbar einem Stande angehören, bei welchem man Gesinnungen, wie die meinigen, nicht voraussetzt — das ist von Wichtigkeit für mich. Dieses Kleid schützt Sie vor Verdacht, gestattet Ihnen überall Zutritt. Wollen Sie es behalten um meinetwillen?"

„O fragen Sie nicht!“ rief der Novize. „Ich will, ja, ich will!“

„Und Sie werden meinen Wünschen jede andere Rücksicht zum Opfer bringen?“ fragte Julia.

„Jede!“ antwortete Tanowrath. „Nur, Principessa,“ — fügte er dann, von einem Gedanken ergriffen, schaudernd hinzu — „nur einen Auftrag, wie damals in Genua, dürfen Sie mir nicht geben!“

„Das will ich auch nicht! Eines so verzweifelten Mittels werden wir nicht wieder bedürfen!“ antwortete Julia. „Und weshalb nahmen Sie es so wörtlich? Ich wollte Sie nur auf die Probe stellen! Jeder Bravo hätte mir denselben Dienst gethan. Doch genug davon! Was ich jetzt von Ihnen verlange, ist unbedingte Ergebenheit, vollständiges Vertrauen und unverbrüchliches Schweigen. Sie werden allmählich, ohne daß ich nöthig habe, Sie vorzubereiten, mit den Plänen und den Hoffnungen bekannt werden, welche die italienische nationale Partei jetzt beschäftigen. Offen dürfen Sie an denselben nicht Theil nehmen, das verbietet Ihnen Ihr Kleid. Falls man Sie also

beobachtet, und falls Ihre Besuche bei mir den Verdacht Ihrer Oberen erregen sollten, so müssen wir ein Mährchen erfinden und den Schein hervorzurufen suchen, als ob Sie mich bekehren wollten. Mit einiger Festigkeit und Umsicht wird sich dieser Schein leicht aufrecht erhalten lassen. Doch finden wir Gelegenheit, darüber noch öfter zu sprechen; die Anwesenheit meines Bruders wird es Ihnen erleichtern, mich zu sehen. Sie begreifen, Graf, daß ich Alles thue, mehr vielleicht, als ich thun sollte, um auf Ihre Wünsche einzugehen!"

„Ich begreife es, Signora, und ich danke Ihnen dafür," antwortete Tanowrath fast ehrerbietig.

„Jetzt habe ich einige kurze Fragen und Aufträge für Sie," fuhr Julia fort. „Sie sind ein Freund des österreichischen Grafen Eschenburg, der mit mir in der Casa Feretti wohnt?"

„Ich glaube es zu sein, so weit eine nähere Bekanntschaft mich berechtigt, auf den Namen Freund Anspruch zu machen," antwortete Tanowrath. „Und woher wissen Sie dies, Signora?"

„Weil ich vermuthe, daß Sie der Herr waren, den ich heut Mittag mit dem Grafen unten an der Treppe sah,“ sagte die Principessa. „Ich erkannte Sie nicht, ich denke mir nur, daß Sie es waren. Kennen Sie die politischen Gesinnungen des Offiziers? Hat er überhaupt politische Gesinnungen, oder lebt er in den Tag hinein, wie so viele seines Standes?“

„Ich kann darüber nur Vermuthungen aussprechen,“ antwortete Tanowrath, „denn die Politik ist ein Gegenstand, den wir bisher in unseren Gesprächen nur selten berührt haben. Graf Eschenburg ist ein Mann von einem guten Herzen, von bedeutenden Fähigkeiten, die er freilich mehr entwickeln könnte, und von bravem Charakter, übrigens Oesterreicher durch und durch. In seinem Vaterlande würde er vielleicht zu den freisinnigen Offizieren gezählt werden; auch ist sein Umgang mit seinen Genossen hier nur ein sehr lockerer. Den Italienern gegenüber, glaube ich, ist er vollkommen österreichisch gesinnt, obgleich auch in dieser Hinsicht Edelmuth und Menschlichkeit seine Handlungsweise leiten, wie ich heut erst wieder bemerkt habe, als er sich eines italienischen

Flüchtlings annahm, dessen auch Sie sich vielleicht erinnern, Signora. Ich meine jenen Carlo Brunelli, der mit uns auf dem Vascello focht!“

Das Erschrecken, die Bewegung der Principessa, als Tanowrath den Namen Brunelli nannte, war so heftig, daß selbst Tanowrath trotz der glücklichen Aufregung, in der sein Wesen sich befand, sie bemerkte. Ein eifersüchtiges Gefühl durchzuckte ihn. Fast reute es ihn, den Namen genannt zu haben.

„Brunelli!“ rief sie. „War er es wirklich? Haben Sie recht gehört? Haben Sie ihn gesehen, ihn erkannt? Sollte er wirklich Venedig erreicht haben? Wir hielten ihn für todt, für gefangen!“

„Ihre Theilnahme für unsern einstigen Waffengefährten scheint noch immer sehr rege zu sein,“ sagte Tanowrath.

„Ja, das ist sie!“ rief Julia lebhaft. „Brunelli ist einer der vortrefflichsten Menschen und eines der bedeutendsten Mitglieder unserer Partei. Ich achte, ich liebe ihn als solchen. Um Himmelswillen, Graf, lassen Sie nicht etwa wieder die Eifersucht in Ihr Herz ein-

ziehen! Ich würde Sie dann nur bemitleiden; helfen könnte ich Ihnen nicht. Ja, ich verehre Carlo Brunelli, ich werde nie ein Geheimniß daraus machen, ich werde es ihm und Allen zeigen. Ich verlange, daß auch Sie ihn achten und ehren; denn er verdient es! Keine Eifersucht, Tanowrath — am wenigsten da, wo sich politische Beziehungen in meine Verhältnisse zu Männern mischen! Das ist eine Hauptbedingung, die ich Ihnen stelle!"

„Ich nehme sie an, denn ich muß sie annehmen!" antwortete der Graf.

„Also Brunelli hier!" fuhr die Principessa fort. „Das ist mir ein Trost, eine Erleichterung, eine Nachricht, für die ich Ihnen aufrichtig danken muß, Graf! Wann ist er gekommen? Welcher Zufall hat ihn mit Eschenburg zusammengeführt?"

Tanowrath erzählte das Abenteuer, während die Principessa in großer Spannung lauschte, und zuweilen durch ein Wort, einen Ausruf ihre Theilnahme zu erkennen gab. Der Novize bemühte sich aufrichtig und ehrlich, seine Eifersucht niederzukämpfen. Sein Verstand sagte ihm, daß ein Weib wie Julia, das von männ-

lichen Interessen bewegt wurde und an dem Kampfe der Männer Theil nahm, einen Mann wohl anders, als mit dem Herzen allein verehren könne. Auch die Principessa ihrerseits bemühte sich, allmählich ruhiger zu werden.

„Auf jeden Fall werden Sie Brunelli zu sprechen suchen, und ihm sagen, daß ich hier in Venedig bin, ja sogar mit ihm in demselben Hause wohne," sagte sie dann. „Sobald er wiederhergestellt ist, soll er mich aufsuchen. Nun, ich glaube, es ist kaum nöthig, ihm das zu sagen. Er wird es thun, sobald er hört, daß ich in seiner Nähe bin! — Kommen wir jetzt auf Eschenburg zurück! Sie glauben also, daß er nicht auf irgend eine Weise für die italienische Sache zu gewinnen wäre?"

„Ich weiß wahrlich nicht, auf welche Weise man ihm eine Interesse einflößen sollte, das gegen seine Gesinnungen und seine Nationalität verstößt," antwortete Tanowrath. „Von Bestechung kann bei einem Manne wie ihm, keine Rede sein; von einem Wechsel seiner Gesinnungen eben so wenig. Ich glaube nicht, daß sein Blut so heiß ist, wie das meine, und daß er auf dem Vascello gekämpft haben würde!"

„Das kann man nicht behaupten," sagte Julia nachdenklich. „Es ist ein Vorurtheil, die Deutschen für kälter zu halten, als die Italiener. Freilich enthusiasmiren sie sich nicht so leicht. Aber wenn die Leidenschaft in ihnen erweckt ist, so glüht sie länger, nachhaltiger. Was bei dem Italiener oft nur die Aufregung weniger Wochen ist, wird bei dem Deutschen zum Mittelpunkt, zu einer Entscheidung für das ganze Leben!"

„Ja wohl, Principessa," sagte Tanowrath mit einem Seufzer. „Sie sehen das an mir!"

„Nun, ich denke gar nicht mehr daran, daß Sie ein Deutscher sind, ich halte Sie für einen Italiener; das ist doch wohl das größte Lob, das ich Ihnen geben kann," sagte Julia lächelnd. „Wenn sich also in Eschenburg eine Leidenschaft erwecken ließe, die stärker wäre als jede andere Macht, und ihn zugleich an das Schicksal Italiens kettete — glauben Sie dann, daß er seine Geburt so weit vergessen könnte, um unserer Sache zu dienen?"

„Ich glaube es nicht," sagte Tanowrath, „weil er glücklicher Weise zu den Leuten gehört, die nicht dem Gefühl allein die Herrschaft

über sich einräumen, sondern auch dem Verstande sein Recht gewähren. Indessen versuchen Sie es, Signora!" — fügte er bitter hinzu. „Vielleicht bewährt sich Ihre Macht auch an ihm!"

„Ich habe nicht von mir gesprochen," antwortete Julia scharf. „Und wenn ich es thäte, so hoffe ich, würde Graf Tanowrath auch in dieser Hinsicht zwischen dem politischen Verstand und dem Frauenherzen zu unterscheiden wissen. Ich werde übrigens Eschenburg kennen lernen, und mir selbst mein Urtheil bilden. Daß er sich Brunelli's so freundlich angenommen, deutet jedenfalls auf ein Herz, das edlen Regungen leicht zugänglich ist. Nun eine andere Frage. Wissen Sie, wer die Dame ist, die bei dem Grafen wohnt, die er heut aus dem Hotel d'Inghilterra in seine Wohnung geführt?"

Da Tanowrath den ganzen Nachmittag und Abend in einem Zustande verlebt, der ihn vollständig unempfänglich für Alles außer ihm gemacht, so wußte er der Principessa auf diese Frage keine Antwort zu geben, bezweifelte sogar, daß eine Dame sich in Eschenburg's Wohnung

befinde. Indessen versprach er ihr, zu versuchen, ob es möglich sei, etwas Näheres über sie zu erfahren. Die Principessa erzählte ihm auch von dem Ständchen, dem Sänger und seinem Liede, das sie vermuthen lasse, es sei eine deutsche Dame, die bei Eschenburg wohne.

„Und was wissen Sie von den Besuchen, die der Graf bei der Familie Rimaldi macht?“ fragte Julia dann.

Auch über diesen Punkt war Tanowrath sehr ungenau unterrichtet. Er wußte nur im Allgemeinen, daß Eschenburg die Familie Rimaldi kenne und von Zeit zu Zeit eine Höflichkeits-Visite dort abstatte.

„Es würde mir lieb sein, wenn Sie bei Gelegenheit den Grafen über diesen Punkt sondirten,“ sagte Julia. „Weshalb ich ein Interesse daran nehme, wird Ihnen bald klar werden. Ich werde Sie übrigens in die Familie Rimaldi einführen. Vielleicht können Sie mir dort in Ihrer Eigenschaft als Geistlicher nützen. Ihre Zeit ist doch unbeschränkt? Sie stehen stets zu meiner Verfügung?“

Tanowrath antwortete bejahend. Sein Rang,

so wie das ganze Verhältniß, in welchem er bis jetzt noch zu seinem Orden stand, gewährten ihm viele Freiheit und machten ihn zum fast unumschränkten Herrn seiner selbst.

„Gut denn, so lassen Sie es Ihre nächste Aufgabe sein, Brunelli von meiner Anwesenheit zu benachrichtigen, und die zweite, zu erfahren, wer die Dame ist, die bei Eschenburg wohnt," sagte Julia dann. „Ich werde vielleicht Personen finden, die Sie in Ihren Bemühungen unterstützen. Jetzt bitte ich Sie, mich allein zu lassen. Ich bin sehr ermüdet und sehne mich nach Ruhe. Gute Nacht, Tanowrath. Jetzt, da ich weiß, daß Sie ein Mann geworden sind, und da ich, wie ich glaube, keine Unklugheit mehr von Ihnen zu befürchten habe, freut es mich, daß der Zufall oder das Schicksal uns wieder zusammengeführt. Ich hoffe aufrichtig, daß das neue Verhältniß, in welches wir jetzt zu einander treten, glücklicher enden wird, als jenes erste!"

Obgleich sie dies in einem ruhigen Tone sagte, so lag doch in ihrer Stimme etwas so Sanftes und Ermuthigendes, daß Tanowrath die Stimme eines Engels zu hören

glaubte. Er nahm die Hand, die sie ihm reichte, und drückte sie zitternd an seine Lippen. Dann, gehorsam ihrem Wunsche, verließ er sie, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Seine Schritte schwankten, als er die Treppe hinabstieg. Aber er war glücklich. Er hatte sie nicht nur wiedergefunden, er hoffte auch, sie zu besitzen. Hatte sie nicht gesagt, daß sie treue Liebe und Hingebung zu schätzen wisse?

Wohl zog ihm etwas durch den Sinn von Spion, Lauscher, selbst von Verräther — ach, er fühlte es, Julia verlangte abermals schwere Opfer von ihm! Aber hatte er nicht schon mehr für sie gethan? Ihn schauderte, wenn er daran dachte. Nein, er durfte jene Erinnerungen nicht aufsteigen lassen! Die Vergangenheit vergessen, in der Gegenwart, in der Nähe Julia's leben, von der Zukunft hoffen, und thun, was sie, die Herrin, verlangte — das war Alles, was ihm übrig blieb. Ob es ihm dann gelingen würde, allmählich die tiefe, tiefe Kluft der Vergangenheit auszufüllen? —

So suchte er mit brennender Stirn das Schlafzimmer, das Eschenburg ihm angewiesen. Er suchte auch die Ruhe, und er fand sie, denn

seine körperlichen Kräfte waren bis auf den Tod ermattet. Gönnen wir sie ihm von ganzem Herzen, denn wir wissen im Voraus, daß diese arme und gequälte Seele hienieden eine dauernde Ruhe niemals finden wird!

Zwei Napoleonisten.

Um dieselbe späte Stunde der Nacht saß in einem der besten Zimmer des Hotels Regina d'Inghilterra ein junger Mann an dem Schreibtisch und arbeitete emsig, ja, wie es schien, mit einiger Mühe. Denn seine Gedanken weilten nicht immer bei dem Gegenstande, mit welchem seine Feder sich beschäftigte — das sah man, wenn er zerstreut aufblickte, sich dann plötzlich der Arbeit erinnerte und mit erneuter Hast die Feder über das Papier fliegen ließ. Allmählich schien er sich jedoch zu sammeln und arbeitete mit Ernst und Ausdauer.

Er war ein junger Mann, der jedenfalls das dreißigste Lebensjahr noch nicht erreicht hatte. Wenigstens trug sein ganzes Wesen noch

jenen Stempel jugendlicher Lebendigkeit, der sich bei der Mehrzahl der Männer in den späteren Jahren allmählich verliert. Seine Kleidung war bürgerlich; dennoch lag in seinen Bewegungen und selbst in seiner Miene etwas Soldatisches, das durch eine kleine Narbe auf der linken Wange erhöht wurde. Er trug Schnurr- und Knebelbart, nach Art der französischen Soldaten, und in seiner ganzen Erscheinung lag etwas Französisches — wenn man nämlich mit diesem Worte, wie man es oft thut, etwas Leichtes, Bewegliches, Feuriges bezeichnen will.

Er unterbrach seine Arbeit, sah nach der Uhr — es mochte ungefähr zwei Uhr nach Mitternacht sein — und ging einige Male durch das Zimmer, sich mit der Hand über die Stirn fahrend, wie Jemand der seine Gedanken sammeln will — als plötzlich ziemlich laut an die Thür geklopft wurde.

»Eh bien? Was giebts? Wer klopft noch so laut?“ rief er in französischer Sprache und öffnete dann.

Der Kellner antwortete in derselben Sprache, etwas gebrochen, daß so eben ein Herr ange-

kommen sei, der nach dem Herrn Baron gefragt habe und ihn zu sprechen wünsche.

„Gut, gut!" antwortete der Baron lebhaft in italienischer Sprache. „Ich bin noch auf, wie Ihr seht. Hat der Herr keinen Namen genannt, keine Karte gegeben?"

„Ja wohl, Excellenza, ich hatte es vergessen," antwortete der schlaftrunkene Kellner und reichte ihm eine Karte.

„Ah! Ah!" rief der Baron nach einem Blick auf dieselbe. „Führt den Herrn augenblicklich zu mir?"

Er holte eine Kerze und blieb mit derselben in der Thür stehen, bis ein Herr im Reise-Anzuge auf der Treppe erschien. Diesem eilte er entgegen und schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Das nenne ich eine Ueberraschung!" rief der Baron. „Ich hatte Dich erst in einigen Tagen erwartet. Um so besser! Es fehlt mir hier ein Freund, in jeder Hinsicht. Willkommen Victor! Ist das Zimmer neben mir noch frei?"

Der Kellner antwortete bejahend, und erhielt den Auftrag, das Gepäck des so eben Angekommenen in das Nebenzimmer zu schaf-

fen. Dann gingen die beiden Freunde Arm in Arm in das Zimmer des Barons.

Victor war ungefähr in dem Alter seines Freundes, vielleicht um ein Weniges älter, ihm gleich an Lebhaftigkeit. Auch in seinem Wesen zeigte sich neben französischer Leichtigkeit etwas Militärisches. Er trug den Bart, wie sein Freund, und das blonde kurzgeschnittene Haar verrieth bei ihm noch bestimmter, als bei dem Baron, dessen dunkles Haar sich in einer Fülle von kurzen Locken um Stirn und Schläfe ringelte, den soldatischen Stand. Im Uebrigen schienen sie beide Söhne guter Familien zu sein; in ihren Bewegungen und in ihrer Sprache lag bei aller Vertraulichkeit des Alleinseins etwas Würdiges und Ernstes, das auf eine gute Erziehung deutete.

„Ich erhielt den Brief, in welchem Du mir Deine Ankunft in Venedig meldetest, in dem Augenblick, in welchem ich Florenz verlassen wollte," sagte Victor. „Nun, Du kommst von Wien? Hast Du neuere Nachrichten, als ich? Welche Entwickelung nimmt der Gang der Dinge?"

„Ich bin seit vier Wochen ohne direkte

Nachricht aus Paris," antwortete der Freund. „Auch bedurfte ich einer solchen nicht. Mein Plan war mir vorgezeichnet, und ich habe ihn auszuführen gesucht. Du triffst mich soeben im Begriff, einen Rapport nach Paris zu senden."

„Nun, und wie hast Du es in Wien gefunden?" fragte Victor.

„Ungefähr so, wie wir es vermutheten," antwortete der Freund. „Die Truppen sind gut, zum Theil vortrefflich. Die Kavallerie ist superb, die Artillerie etwas schwerfällig, aber zahlreich, die Offiziere zum größten Theil nicht nur militärisch, sondern auch wissenschaftlich gebildet — genug, die Armee in einem respektablen Zustande. Aber die Verwaltung langsam, lückenhaft, zum Theil in den Händen von Männern, die entweder nicht wollen, oder wenn sie wollen, nicht können. Fast Alles in dieser Hinsicht noch auf dem Fuße des vorigen Jahrhunderts. Dabei die Ungarn nicht zuverlässig, obwohl sie sich, wie ich glaube, gegen uns mit ihrer bekannten Bravour schlagen werden. Von den Italienern brauche ich nicht zu reden. Sie werden sich gegen uns schlagen, wenn sie müssen, aber auch nur dann. Genug, meine

Ansicht von der Sache ist die: Vorwärts! Zwei, drei Schlachten schlagen, in welchen die Oesterreicher besiegt werden müssen, da sie gegen unsere Taktik nicht Stand halten können — und dann Frieden schließen! Dauert der Krieg länger, ist das österreichische Heer geschult und kriegsgeübt geworden, haben sie dort Verbesserungen eingeführt, vielleicht Alliirte an sich gezogen — dann ein langwieriger Kampf, der freilich mit unserm Siege enden wird, der aber ganz Europa in Flammen setzen kann! In dieser Ansicht bin ich durch Autoritäten, die ich in Wien und an anderen Orten gesprochen, bestärkt worden, und in diesem Sinne berichte ich an Mac Mahon, der mein unmittelbarer Vorgesetzter geworden ist!"

„Also Du meinst, wenn einige Schlachten nicht genügten, den Frieden herbeizuführen, so würde der Ausgang des Kampfes wenn auch nicht zweifelhaft, aber doch in die Länge hinausgeschoben werden?" fragte Victor.

„Ja, mein Freund, das ist meine Ueberzeugung!" antwortete der Baron. „Oesterreich besitzt natürliche Hilfsquellen, wie außer ihm vielleicht nur noch Frankreich — denn

Deutschland, das sie in noch höherem Grade als beide besitzt, ist glücklicher Weise für uns keine Macht, sondern nur ein geographischer Begriff. Gewinnt Oesterreich Zeit, seine Hilfsquellen zu benutzen, so kann es uns einen Widerstand leisten, der selbst unsere Kräfte erschöpft. Du weißt, ich bin Franzose mit Leib und Seele, ich glaube an die Unbesieglichkeit unserer Nation — von Besiegtwerden ist auch gar keine Rede — aber ich sehe die Dinge immer, wie sie sind. Ich habe in den letzten Jahren Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß unsere gewöhnlichen französischen Anschauungen doch bedeutender Berichtigungen bedürfen. Wir glauben, wir seien die civilisirteste Nation und allen anderen Völkern bei weitem überlegen — und es ist wahr, es giebt nur ein Paris! — aber das Uebergewicht ist nicht so groß, als man in Frankreich im Allgemeinen annimmt; und was die Tapferkeit anbetrifft, so glaube ich, hat jede Nation ihre eigene Art, die darum nicht schlechter ist, als die unsere. Bedenke nur, welche Perioden der Erniedrigung Frankreich auch in dieser Hinsicht aufzuweisen hat."

„Ich gebe Dir darin von vornherein Recht,"

sagte Victor, „und die Vernünftigen unter unseren Landleuten fangen jetzt wohl an, unsere Ansicht zu theilen. Aber um auf Oesterreich zurückzukommen — die großen Hilfsquellen dieses Landes werden von der Verwaltung theils nicht benutzt, theils wird ihre Benutzung unmöglich gemacht durch das Entgegenwirken der vielen Elemente, aus denen dieser Staat besteht."

„Sehr richtig," antwortete der Baron. „Aber wenn Oesterreich einen längern Krieg zu führen hat, so wird die Regierung genöthigt sein, diesen sich zum Theil widerstrebenden Elementen Rechnung zu tragen, sie wird Concessionen machen müssen, und so weit ich die Zustände im Oesterreichischen beobachtet habe, werden die gesammten Völker — natürlich die Italiener ausgenommen — solche Concessionen mit Begeisterung aufnehmen, und das Schauspiel, daß die persönliche Erscheinung Maria Theresias, die sich den Magyaren anvertraute, ihr eine Armee aus dem Nichts zauberte, könnte sich erneuen, wenn die Regierung genöthigt würde, das Vertrauen des Volkes zu suchen! Aber wir sprechen von Politik, anstatt uns persönliche Fragen zu beantworten. Du bist müde, hast

eine weite Reise gemacht und willst wahrscheinlich zu Bett gehen?"

„Durchaus nicht!" antwortete Victor. „Ich bin ganz munter, beinahe aufgeregt. Laß mir Kaffee bringen oder ein Glas Wein, wenn es noch zu haben ist, gieb mir eine gute Cigarre, — wenn Du sie hast! — und laß uns plaudern, Roger!"

„Ein kluger Mann weiß selbst in Oesterreich Rath!" sagte Roger lachend. „Hier hast Du vortreffliche Cigarren! Kein Mensch kann verlangen, daß man dieses Mailänder Stroh rauchen soll. O, man schmuggelt hier auch — ja, man schmuggelt, glaube ich, noch ganz andere Dinge ein, als Cigarren! Komm, setze Dich — mir ist es recht, wenn wir noch plaudern. Der Rapport und Deine unerwartete Ankunft haben mich munter gemacht!"

Er weckte seinen Diener, gab ihm die Weisung, dafür zu sorgen, daß sein Gast sobald als möglich Kaffee erhalte, und setzte sich dann neben Victor auf das Sopha.

„Wen hast Du hier vorgefunden?" fragte dieser. „Denn ich vermuthe, daß irgend Jemand

eine Mission auch für Venedig erhalten haben wird."

„O, ohne Zweifel," antwortete Roger — und zwar Roger d'Orville, wie der aufmerksame Leser bereits errathen haben wird. „Indessen sagt mir unser Agent hier nicht recht zu; er ist wirklich ein Agent, und Du weißt, daß zwischen unseren Missionen und denen politischer Agenten denn doch ein kleiner Unterschied ist. Man hatte auch mich aufgefordert, von Paris aus, die Festungswerke von Venedig, Mantua, Peschiera und Piacenza, so weit dies möglich sei, einer kleinen Inspection zu unterwerfen. Aber ich habe herzlich für diesen Auftrag gedankt. Ich überlasse dies den Fachmännern. Meine Mission geht nur dahin, Berichte über den allgemeinen militärischen und politischen Zustand Oesterreichs und der Lombardei nach Paris zu senden. Mehr kann ich und will ich nicht thun. Denn ich habe keine Lust, mich in Oesterreich zu kompromittiren."

„Dann denkst Du, wie ich," sagte Victor. „Es hat mit solchen Missionen seine eigene Bewandtniß, und bei aller Auszeichnung, die in dem Vertrauen liegt, das man in unsere Ein-

sicht setzt, muß man scharf darauf achten, die Grenze nicht zu überschreiten, die unsere persönliche Ehre uns zieht. Auch mir würde es nicht angenehm sein, für einen Spion gehalten zu werden. Meinen Auftrag im Kirchenstaat und in Toscana konnte ich jedoch erfüllen, ohne mich im mindesten zu kompromittiren. Auch ein Halbblinder hätte sich überzeugen können, daß die Zustände in diesen schönen Ländern von einer Art sind, die, sehr mild ausgedrückt, Bedauern erweckt, und was jeder Tourist nach seiner Heimath schreibt, das kann ich auch wohl nach Paris berichten. Hast Du denn Nachrichten darüber, wann uns der Augenblick bevorsteht, in welchem wir die Feder mit dem Schwert vertauschen werden?"

„Die Entscheidung wird ohne Zweifel in das nächste Frühjahr fallen," antwortete Roger d'Orville. „Bis dahin werden Oesterreich, Sardinien und Frankreich Noten wechseln, die mit der Zeit einen drohenderen Ton annehmen werden. Bis dahin wird auch das Bündniß zwischen Frankreich und Sardinien abgeschlossen und ein Plan für die Zukunft entworfen sein. Ich möchte eine Wette darauf eingehen, daß

wir im März oder April des nächsten Jahres Kanonendonner in den Ebenen der Lombardei hören. Ha, Victor, wenn wir wieder Beide zusammen, wie an der Alma und bei Inkerman, mit dem Degen in der Hand vor unseren Bataillons einherschreiten — oder nein, wir reiten ja, wir sind nicht mehr simple Lieutenants, wie an der Alma — ah, das soll ein Triumph sein! Und was mich am meisten freut, das ist die Gewißheit, die ich jetzt erlangt, daß wir uns mit Truppen schlagen werden, die mindestens so brav sind, wie die Russen. Denn nichts ist niederdrückender, als sich sagen zu müssen, daß man über eine Schaar von Feiglingen gesiegt hat!"

„Beim Himmel, ich wünschte, wir wären erst so weit!" rief Victor mit leuchtenden Augen. „Indessen, mein lieber Freund, was nützen alle Siege, wenn der Frieden nachher ein langweiliger und erfolgloser ist!" — fügte er seufzend hinzu.

„Langweilig, erfolglos? Ich verstehe Dich nicht!" antwortete Roger. „Hoffentlich wird Italien dann frei sein, und das ist doch der Hauptzweck, den wir erreichen wollen."

„Du erräthst nicht, was ich sagen will," erwiederte Victor. „Was hilft es mir, wenn ich mir auch selbst den Generalrang erwerbe und dann in das langweilige Paris zurückkehre? Im Kriege ist das Schwert uns genug. Aber im Frieden seinen Ruhm und seine Ehre allein tragen müssen, das ist fast bitterer, als gar keinen Ruhm besitzen."

„Jetzt verstehe ich Dich freilich!" sagte Roger ernster. „Es ist auch wirklich zum Verzweifeln. Und was das Schlimmste ist, ich stehe im Begriff — doch davon später! Hast Du Briefe von Leonie? An mich schreiben die Schwestern und die Mutter. Aber ich habe noch keine Silbe herausfinden können, daß mein Vater seinen Starrsinn aufgegeben!"

„Ich glaube, wir hoffen vergebens!" sagte Victor traurig. „Ja, daß Deine Schwester an mich schreibt, ist mein einziger Trost. Ich habe mit all' meinen Bitten nichts weiter erreichen können, als zuweilen einen freundlichen Brief. Eine Zusammenkunft, um die ich sie gebeten, hat sie mir nicht bewilligt. Du bist der Einzige, der um dieses Geheimniß weiß. Verrathe uns auch später nicht, wenn — woran

ich freilich immer mehr zweifle! Leonie und ich einst ein glückliches Paar sein sollen. Sie hat Recht; Dein Vater würde ihr selbst später noch zürnen, wenn er erführe, daß Leonie ohne sein Wissen, sogar gegen seinen Willen, Briefe mit mir gewechselt!"

„Er hätte nicht so Unrecht," sagte Roger. „Ich verzeihe es Leonie auch nur, weil sie an Dich, meinen Freund, schreibt. Wirklich, mein Vater ist seiner Ahnen würdig. Die d'Orvilles sollen stets wegen ihres Eigensinns berühmt gewesen sein. Auf Louis Napoleon, so schreibt mir die Mutter, sei er schlimmer zu sprechen, als je, natürlich deshalb, weil er seine Herrschaft sich mehr und mehr befestigen sieht. Nun, wie Du weißt, ist unglücklicher Weise der Bräutigam meiner jüngern Schwester Gabriele ein Orleanist vom reinsten Wasser. Das bestärkt ihn in dem Wunsche, auch für Leonie einen Gesinnungsgenossen zu finden!"

„Wenn der Kaiser wüßte, welches Opfer ich ihm bringe!" sagte Victor seufzend.

„Er würde vielleicht darüber lächeln, denn ich glaube, es hat selten einen Mann gegeben, über den persönliche Wünsche und Neigungen

so wenig vermocht hätten, wie über den Kaiser!" antwortete Roger.

„Niemand dürfte darüber lächeln, selbst der Kaiser nicht!" rief Victor erregt. „Roger, ich schwöre Dir, ich liebe Leonie nicht nur aufrichtig und treu, sondern mit einer Gluth und Innigkeit, deren ich mich in den früheren Jahren der leichteren Jugend nie für fähig gehalten hätte. Ich gestehe Dir, ich habe versucht, das Bild Deiner Schwester aus meinem Herzen zu verdrängen, weil sie selbst mich darum gebeten, und weil ich selbst glaube, daß meine Liebe hoffnungslos ist. Aber kein Weib, weder in dem lockenden Paris, noch in diesem Lande, wo es wahrlich nicht an Gelegenheit fehlt, die ferne Freundin zu vergessen, hat vermocht, auch nur auf eine einzige Stunde die Erinnerung an Leonie in mir zu schwächen. Ich gestehe Dir, ich bin wie umgewandelt, so daß ich über mich selbst erstaune. Der Zauber dieser schönen und edlen Weiblichkeit hat jeden Keim des frühern Leichtsinns in mir erstickt. Ich betrachte die Frauen mit ganz anderen Blicken. Auf der einen Seite liebe und verehre ich sie, weil Leonie zu ihnen gehört;

auf der anderen ist mir jede Einzelne gleichgiltig, weil es eben nicht Leonie ist. Erst jetzt, in Florenz, kokettirte eine der schönsten Frauen mit mir, die man sich denken kann — die Principessa Coltagirone, eine glühende Anhängerin der nationalen Partei, und wie ich behaupten möchte, ohne arrogant zu sein, eine Dame, die ein leichtes Vergehen gern mit dem Mantel der gleichen politischen Gesinnung zudecken würde. Aber so schön sie war — ich verglich sie nur mit Leonie, fand sie widerwärtig und konnte den Gedanken nicht fassen, um ihretwillen Leonie auch nur auf eine Stunde zu vergessen. Genug, ich sage Dir, Roger, wenn ich an die Hoffnungslosigkeit meiner Liebe denke, so erscheint mir Krieg und Frieden gleichgiltig, und ich bleibe sehr ruhig bei dem Gedanken, daß vielleicht in diesem Augenblick die Kugel gegossen wird, die mich an der Spitze meines Regiments niederstreckt."

Der junge d'Orville antwortete auf diese schmerzlich erregten Worte nicht. Er sah traurig vor sich hin.

„Ich bin Soldat," fuhr Victor dann fort, „und glücklicherweise bin ich das. Ein Soldat

soll nie verzweifeln. So thue auch ich es nicht. Ich gebe den Gedanken nicht auf, daß Dein Vater seinen Sinn ändern und einem Manne, der dem jetzigen Kaiser dient, sein Vertrauen schenken könnte. Freilich, die Hoffnung ist gering, sie ist nicht besser, als Hoffnungslosigkeit. Was mich am meisten schmerzt, ist der Gedanke, daß Leonie um meinetwillen ihr Dasein, das so süß, so herrlich sein könnte, vertrauert! Ach, sie verdiente das schönste Loos der Welt! Ein Mann kann ertragen, kann im Kampf, kann im Jagen nach Ruhm und Ehre Zerstreuung, wo möglich auch Vergessen suchen — obgleich ich wahrlich nicht weiß, wie ich einst vergessen soll! Aber Leonie sitzt trauernd, verlassen selbst im Kreise ihrer Familie, in jener Villa, und hat leider nur zu viel Muße, ihren trüben Gedanken nachzuhängen. Wie viel besser wäre es für sie gewesen, sie hätte mich in Paris nie gesehen, in Nizza nicht wiedergefunden. Dann wäre sie vielleicht die glückliche Gattin eines Mannes, den ihr das Geschick in den Weg geführt und den Dein Vater gern als seinen Eidam anerkannt! Ich beklage nur sie, nicht mich! Für

mich ist es schon ein Glück, von einem so herrlichen Mädchen geliebt zu werden."

„O, auch Leonie wird Trost in ihrer Liebe zu Dir finden!" rief Roger warm und theilnehmend. „Sie ist ein starkes Mädchen, glaube mir. Ihre Liebe zu Dir muß fest und innig sein, sonst wäre sie erloschen. Ist sie aber fest, so verleiht diese Liebe ihr auch die Kraft, auszuharren und zu dulden! Und der Versöhnungstag muß endlich kommen. Mein Vater liebt Italien; meine Mutter ist Italienerin! Wenn der Kaiser Italien frei macht, so weiß ich, wird selbst mein Vater ihm Anerkennung und Dankbarkeit nicht versagen können. Darauf hoffe ich, Victor; ich hoffe auf den Kampf und den Frieden, der ihm folgt!"

„Das wäre freilich eine Hoffnung, aber auch die einzige, und eine sehr ungewisse!" seufzte Victor. „Du fühlst es vielleicht nicht, Roger, was es heißt, sein Glück auf so viel Jahre und selbst dann noch in's Zweifelhafte hinausgeschoben zu sehen."

„Nun — vielleicht geschieht mir dasselbe!" antwortete Roger mit einem eigenthümlichen Blick. „Doch giebt es für Dich noch einen

andern Ausweg! Nur Muth und Selbstvertrauen! Ist Italien frei, und willigt mein Vater dennoch nicht in Eure Verbindung, so muß Leonie Deine Gattin werden auch ohne des Vaters Einwilligung! Ich weiß wirklich nicht, bei aller Ehrfurcht vor meinem Vater, der, seinen starren Orleanismus abgerechnet, ein vortrefflicher Mann ist, ob ihm das Recht zusteht, so diktatorisch über das Herz seiner Tochter zu entscheiden. Ich möchte wohl wissen, wie er gedacht und gehandelt haben würde, wäre meine Mutter, die er zärtlich geliebt, die Tochter eines Legitimisten oder gar Imperialisten gewesen, der sie ihm aus politischen Antipathieen verweigert! Er würde gewiß behauptet haben, daß das Herz nichts mit der Politik zu thun habe, und daß es nur darauf ankomme, der Bewerber sei ein Ehrenmann. Ein solcher bist Du, Victor! Gegen Deine Familie kann der Vater nicht das Geringste einwenden. Die Beaupré's sind von eben so gutem Adel, wie die d'Orvilles. Also — im schlimmsten Fall, Victor, gebe ich Dir die brüderliche Ermächtigung, meine Schwester auch ohne den Willen des Vaters heimzuführen."

„Ich danke Dir von Herzen,“ antwortete Victor de Beaupré mit einem trüben Lächeln. „Ich fürchte nur, Leonie selbst wird nicht einwilligen. Sie ist eine gute Tochter, vielleicht zu gut. Sie wird den Vater nicht betrüben wollen, wenn auch ihr eigenes Lebensglück darüber verloren ginge! Nun, ich will mir das Herz nicht schwer machen und Dich traurig stimmen! Wer weiß, wer noch lebt, wenn die Kanonen der Invaliden in Paris den Frieden eines Krieges verkünden, der noch nicht begonnen hat!“

„Ja wohl, laß den lieben Gott sorgen, er erhalte Dir Leonie's Herz treu, dann wird Alles gut werden!“ rief Roger, während Victor de Beaupré sich mit soldatischer Fassung und Ergebung dem Kaffee zuwandte, den Roger's Diener servirt hatte. „Wer weiß, mein lieber Freund, wer von uns Beiden das schlimmere Loos gezogen, Du oder ich! Du hast keinen andern Widerstand zu überwinden, als den eines eigensinnigen Vaters; eine Treuliebende und deren Bruder stehen Dir als Verbündete zur Seite. Aber, was wirst Du sagen, wenn ich Dir mittheile, daß ich bei meiner Liebe

nichts, nichts als Hindernisse, vielleicht unüberwindliche vor mir, und keinen einzigen Verbündeten zur Seite habe?"

„Bei Deiner Liebe? Aber mein Gott, Roger, ich weiß ja kein Wort davon, daß Du liebst!" rief Beaupré erstaunt. „Sprichst Du von einer ernsten Angelegenheit?"

„Von einer sehr ernsten," antwortete Roger d'Orville mit einem zweifelhaften Lächeln. „Ich bin nämlich auf dem besten Wege, mich in eine Oesterreicherin zu verlieben, oder, nun Du weißt ja, was das heißt — ich bin bereits verliebt, und nicht verliebt, nein, ich liebe aufrichtig!"

„Eine Oesterreicherin?" fragte Victor kopfschüttelnd. „Aber wie ist das möglich?"

„Möglich? Nun, so wunderbar ist das für denjenigen, der die Oesterreicherinnen kennt, nicht!" antwortete Roger. „Sie stehen seit lange bei uns in Frankreich im Rufe großer Schönheit und ich habe diesen Ruf leider nur zu sehr bestätigt gefunden! Genug, liebster Freund, ich bete eine Oesterreicherin an, eine Comtesse Eschenburg, und nun sage selbst, wo-

hin das führen soll, wenn es zum Kriege kommt, den ich doch wünsche!"

„Und wirst Du wieder geliebt? Wissen die Eltern darum?" fragte Victor.

„Wenn ich Dir die erste Frage bejahen könnte, so wäre mir die zweite fast gleichgiltig!" antwortete Roger. „Nein, sie weiß nicht einmal, daß ich sie liebe, und sie lacht vielleicht darüber, wenn sie es erfährt."

„Aber dann scheint mir diese Neigung Deines Herzens erst im Entstehen," sagte Victor. „Und ich würde versuchen, sie schon im Anfange zu bekämpfen, wenn ich keinen Erfolg voraussähe."

„Wirklich, kein übler Vorschlag!" rief Roger scherzhaft spottend. „Gebiete der Lawine, nicht weiter zu rollen, halte die Kugel in ihrem Lauf auf, sage dem Herzen bis hierher und nicht weiter! Nein, Victor, in vollem Ernst, ich empfinde dasselbe, was Du vorher über Dein Gefühl für Leonie ausgesprochen. Seit ich Stephanie Eschenburg gesehen, bin ich ein Anderer geworden. Ich liebe sie wirklich, ich weiß jetzt, was es heißt, wirklich lieben, und ich bin überzeugt, daß ich vielleicht für immer

ein unglücklicher Mann sein werde, wenn die Comtesse nicht meine Gattin wird, und wie gewagt diese Hoffnung ist, brauche ich Dir kaum näher auseinanderzusetzen. Du siehst also ein, Victor, daß Du im Verhältniß zu mir eigentlich ein glücklicher Mensch bist. Leonie liebt Dich wenigstens!"

„Aber ich bitte Dich um Alles in der Welt, wie ist denn das gekommen?" fragte Victor. „Ich kann noch kaum an Deinen Ernst glauben. Eine so tiefe Leidenschaft pflegt das Herz nicht so plötzlich zu erfüllen."

„Es ist nicht so plötzlich gekommen, wie ich es Dir hier gesagt," antwortete Roger. „Ja, ich möchte sagen, daß ich selbst erst die Größe meiner Leidenschaft erkannt, seit ich Wien verlassen und mir sagen mußte, daß ich Stephanie nicht wiedersehen werde. Ach, die Geschichte dieser Liebe ist sehr kurz, ich kann sie Dir mit wenigen Worten erzählen!"

„Und ich hoffe, Du wirst es sogleich thun," sagte Victor, ihn erwartungsvoll anschauend.

„Gut! Du weißt, daß ich im Februar nach Wien ging," begann Roger d'Orville. „Die Saison war noch in vollem Flor, und da ich

nicht nur durch unsern Gesandten, sondern auch durch einige österreichische Offiziere, die ich in der Krim und in Paris kennen gelernt, sehr gut empfohlen war, so war ich schon in den ersten vierzehn Tagen in den besten Cirkeln Wiens einheimisch. Der Himmel weiß, weshalb die Frauen überall ein Faible für uns haben — denn ich bin aufrichtig genug, zu gestehen, daß ich fast überall schönere Männer gefunden habe, als bei uns in Paris — aber es ist nun einmal so, und es wäre thöricht, den Vortheil nicht zu benutzen. Ich tanzte, machte Visiten und die Cour, ganz nach unserer leichten pariser Art, ohne natürlich meinen wahren Zweck darüber zu vergessen, der mir durch meine Bekanntschaft in hohem Grade erleichtert wurde. Die Frauen machen in Wien mehr als anderswo die Politik — ob zum Besten des Landes, das will ich Dir ein ander Mal beantworten. Genug, ich benutzte mein Glück nach besten Kräften, und war eben im Begriff, einer sehr einflußreichen Dame ziemlich ernst den Hof zu machen, als ich auf einem Balle der Comtesse Stephanie begegnete. Unser erstes Zusammentreffen war drollig genug. Der

Sohn des Hauses, einer meiner genauen Bekannten, hatte mir die Mehrzahl der Damen vorgestellt. — »Ah,« sagte er dann, »ich sollte Sie noch der kleinen Bäuerin vorstellen. Sie tanzt zum Entzücken!« — »Gut,« erwiederte ich, »thun Sie es nur! Wo ist denn la petite paysanne?« — »Hier bin ich, mein Herr!« hörte ich eine Stimme hinter mir, und als mein Freund und ich uns überrascht umwandten, sah ich die reizendste Erscheinung vor mir, die Du Dir denken kannst, Roger, so daß ich nicht allein vor Verwirrung, sondern auch vor Bewunderung vollkommen wortlos war. Vergleiche sie nicht — wie Liebende dies gewöhnlich thun! — mit Leonie's hoher, schlanker Gestalt und fast ernster Erscheinung. Nein, denke Dir die zierlichste, lebendigste Gestalt mit den schönsten abgerundeten Formen, in der ersten Blüthe der Jugend, mit einem Gesicht voller Frische und Schelmerei, blitzenden blauen Augen, wie nur die Wienerinnen sie haben, Arm und Hand zum Entzücken — genug, ein Wesen, von dem mir in demselben Augenblick klar wurde, daß es mir längst wie im Traume vorgeschwebt, das ich längst gesucht, und das

nun, wie aus dem Nichts geschaffen, plötzlich in der ganzen Fülle des Lebens vor mir stand, und mich voll schelmisch herausfordernden Trotzes anblickte! Was ich gesagt, weiß ich nicht; ich glaube, mein Freund arrangirte auf eine scherzhafte Weise sein Versehen. Ich weiß nur, daß ich gleich darauf mit der Comtesse Stephanie in einem schnellen Walzer durch den Saal wirbelte — in einem Walzer, wie man ihn nur in Wien tanzt! — und daß ich vollständig berauscht und betäubt war von dem Reize dieser reinen, frischen, sprudelnden Jugendlust, die fast elektrisch auf mich zu wirken schien. Ich bezwang mich natürlich, denn hätte ich das nicht gethan, so würde der ganze Saal bemerkt haben, daß ich Niemand weiter sah, als die Comtesse. Ich schlug ihr gegenüber einen höflichen Gesellschaftston an, ich mußte sie sogar oft genug verlassen, um mit Anderen zu tanzen. Aber es zog mich immer wieder zurück in diese helle, lachende Sphäre, von der die Comtesse umgeben schien. Wirklich, ich erinnerte mich lebhaft des alten mythologischen Amor, über den wir als Knaben so oft gelacht, der in irgend einer Wolke verborgen seinen Pfeil plötz=

lich in ein unbewachtes Herz schießt und dann lachend entflieht. Der Abend war vorüber, ehe ich zur Besinnung gekommen. Erst zu Hause fragte ich mich, was denn das zu bedeuten habe, und versuchte, die Empfindung fortzuscherzen. Aber — nun, ich will Dich nicht mit der Erzählung dessen ermüden, was wohl bei allen Liebenden den gleichen Verlauf nimmt. Ich konnte die Comtesse nicht vergessen, ich suchte Zutritt zu allen Cirkeln, in denen ich hoffen durfte, sie zu finden. Ich traf sie auch zuweilen, aber Du weißt ja, wie es in solchen Kreisen zugeht, außer einigen banalen Redensarten konnte ich wenige Worte mit ihr wechseln. Diese wenigen Worte mochten ihr freilich verrathen, daß sie mir nicht gleichgiltig sei. Aber seitdem schien sie mich zu vermeiden. Denn wenn sie auch im ersten Augenblick frei, schelmisch, selbst übermüthig scheint, wenn man auch versucht wird, ein kühneres Wort zu wagen, weil man von ihrer Natürlichkeit Verzeihung hofft, so zeigt doch der nächste Augenblick, daß sie das feinste Gefühl der Schicklichkeit im Herzen trägt. Sie ist empfänglich für Scherze, sie ist muthwillig, deshalb haben ihr die Herren

und Damen den Namen der kleinen Bäuerin gegeben — obwohl sie nicht klein ist, sie hat die schönste Mittelfigur, Victor! — aber es ruht etwas auf ihrer Stirn, das selbst dem Scherz seine Grenze anweist — genug, ich hatte nicht einmal den Muth, ihr das zu sagen, was ich anderen, mir gleichgiltigen Damen mit der größten Seelenruhe täglich sagte. Genug — der Mai kam, ich hatte Stephanie schon im April weniger gesehen, nun kehrte sie sogar mit ihren Eltern auf deren Landsitz Bilsenburg in der Nähe von Wien, an der Donau zurück. Seitdem habe ich sie leider, leider nur sehr selten wiedergesehen, obgleich ich fast täglich in der Nähe von Bilsenburg spazieren ritt und beinahe meine Mission darüber vergessen hätte."

„Aber warum hast Du denn nicht mit den Eltern gesprochen, oder die Vermittelung eines Freundes nachgesucht?" unterbrach ihn Victor.

„Ja, liebster Freund, ich hatte nicht den Muth dazu!" antwortete Roger kleinmüthig. „Nicht das geringste Zeichen von Seiten Stephanie's ermunterte mich zu einem solchen Schritte. Manchmal hatte es mir freilich ge-

schienen, als ob ihre Blicke mit einem prüfenden Ernst auf mir ruhten, aber, mein Gott, ein vernünftiger Mann wird doch nicht so thöricht sein, Aufmerksamkeit als Liebe zu deuten. Ja, wenn sie eine Andre gewesen wäre! Aber ich gestehe Dir, Stephanie gegenüber sank mir aller Muth. Ich glaube, in diesem kindlichen Herzen ist nicht eine Spur von Falsch, oder gar eine Spur von dem, was unsere Damen so bescheiden mit Koketterie und Galanterie bezeichnen. Sie ist eine kleine Bäuerin, Gott sei Dank! Sie ist rein und unschuldig, wie eine Blume auf dem Felde. Nein, ohne ein Zeichen, daß ich ihr nicht gleichgiltig sei, durfte ich einen solchen Schritt nicht wagen, um so mehr, da ich ein Franzose bin, der Krieg vor der Thür ist und meine Verhältnisse außerdem nichts Verlockendes bieten. Denn was bin ich am Ende? Oberst, Adjutant des Kaisers, Sohn eines Vaters, der mich vielleicht enterbt und außerdem an Reichthum sich nicht mit den Eschenburgs vergleichen kann, die freilich erst unter Kaiser Joseph II. geadelt, aber dennoch eine der geachtetsten Familien sind, und zu den wohlbegüterten zählen, was bei der reichen

österreichischen Aristokratie viel zu sagen hat. Man hätte mich vielleicht für einen Aventürier, einen Glücksritter gehalten, um so mehr, da ich ein so treuer Anhänger des Kaisers bin, den sie doch in Oesterreich bis jetzt noch nicht besonders hoch stellen. Nun, das wird sich ändern, denke ich! Aber was nützt es mir? Der Krieg wird eine lange Spannung zwischen Frankreich und Oesterreich hervorrufen, und wäre das selbst nicht der Fall — nach dem Frieden wird Stephanie längst die Gattin eines Andern sein! Ach — siehst Du, Victor! Ich bringe dem Kaiser ein so großes Opfer, wie Du! Wenn ich heut Orleanist oder gar Legitimist würde, und ginge nach Wien — doch Thorheit! Einen solchen Gedanken sollte ein guter Soldat nicht einmal in das Herz, noch weniger auf die Zunge lassen! Genug, meine Aussichten sind schwächer, als die Deinen. Zum Unglück erfuhr ich kurz vor meiner Abreise aus Wien, daß der reiche Fürst Ingelheim sich um Stephanie bewerbe. Er soll alt sein, aber der Vater, sagt man, begünstige die Heirath, um seinen ziemlich neuen Adel durch die Verbindung mit einem der ältesten Adeligen

Oesterreichs einen festern Halt zu geben. Ich hoffe freilich, Stephanie wird den Fürsten nicht heirathen, ja, ich habe sogar Vermuthungen, daß sie das nicht thun wird — denn, wenn mich nicht Alles täuscht, so ist sie jetzt in Venedig und zwar, um der Heirath mit Ingelheim zu entgehen!"

„Hier in Venedig?" rief Victor überrascht. „Nun, dann können wir sie ja sehen!"

„Liebster Freund, das ist noch sehr die Frage!" sagte Roger mit einem leichten Seufzer. „Obwohl ich Dir nicht läugnen kann, daß schon die Hoffnung, sie könnte hier sein, mich zu einem glücklichen Menschen macht. Höre nur! Es wird Dir etwas romantisch klingen und vielleicht zerspringen meine Vermuthungen, wie eine Seifenblase. Aber es ist mir fast, als ob Jemand mir zuriefe, daß ich mich trotzdem nicht täusche. Genug, heut Vormittag stand ich am Fenster, als eine tief verschleierte Dame vor dem Hotel landete — mit einem kleinen Koffer — und wie ich hörte, das Zimmer neben mir, dasselbe, welches Du erhalten, betrat. Ich fragte später den Kellner en passant wer sie sei. Er antwortete mir, daß er

es nicht wisse, daß die Dame sich von Niemand sehen lasse, und daß sie ein kleines Billet an den Grafen Eschenburg geschickt. Ich habe nämlich vergessen, Dir zu sagen, daß Stephaniens Bruder sich hier in Garnison befindet. Man rühmt ihn als einen vortrefflichen jungen Mann. Da er aber etwas eingezogen lebt, so ist es mir bis jetzt trotz meiner Bemühungen noch nicht möglich gewesen, seine Bekanntschaft zu machen. Der Name Eschenburg fiel mir natürlich auf, und so seltsam es Dir auch scheinen mag, da ich nicht den geringsten Anhaltspunkt für meine Vermuthung hatte — ich glaubte, die verschleierte Dame wäre seine Schwester Stephanie gewesen. Ich hielt mich natürlich im Hotel auf und blickte, von den Gardinen meines Fensters verborgen, auf den Kanal. Es hielt auch bald eine Gondel vor der Regina d'Inghilterra an, aus welcher ein junger Mann stieg, der mir der Graf Eschenburg zu sein schien und eine Minute darauf hörte ich im Nebenzimmer sprechen. Du wirst mir zutrauen, daß ich nicht gelauscht habe. Das wäre auch ganz unmöglich gewesen. Die einzelnen Worte, die ich wider meinen

Willen hören mußte, boten nicht den geringsten Zusammenhang. Nur den Namen Ingelheim glaubte ich zu hören. Indessen bin ich meiner Sache nicht ganz sicher. Vielleicht ließ mich nur meine vorgefaßte Meinung, es sei Stephanie, diesen Namen verstehen. Einige Zeit darauf sah ich beide — die Dame eben so tief verschleiert — das Hotel verlassen. Ich folgte ihnen in einer Gondel, und sah, daß Eschenburg sie in seine Wohnung, in die Casa Feretti führte."

„Und nun?" fragte Victor de Beaupré gespannt.

„Ja, nun ist meine Erzählung zu Ende, aber hoffentlich nicht meine Bekanntschaft mit der Comtesse," antwortete Roger. „Du kannst Dir denken, wie glücklich ich schon darüber bin, daß Stephanie überhaupt in dieser Stadt weilt; denn ich bekenne Dir, erst nachdem ich Wien verlassen, erst, als ich mir mit ruhiger Ueberlegung sagte, daß ich niemals auf den Besitz der Comtesse rechnen dürfte, fühlte ich, wie tief ihr Bild in mein Herz eingedrungen sei. Es ist mir seitdem ergangen, wie Dir, alle Frauen haben keinen Reiz für mich. Ich

vergleiche sie immer nur mit Stephanie, und finde, daß sie albern, linkisch, selbst häßlich sind. Wie Stephanie so allein hierhergekommen, darnach frage ich nicht. Sie hat gewiß ihre guten Gründe gehabt und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren — vorausgesetzt natürlich, daß sie es ist — daß sie vor der Verbindung mit jenem Ingelheim geflohen. Wenn es also irgend möglich ist, so werde ich hier versuchen, meine Bekanntschaft mit ihr zu erneuern. Freilich vermuthe ich, daß der Herr Bruder sie sehr verborgen halten wird — mit vollem Rechte. Einen Anfang habe ich gemacht. Nach venetianischer Sitte habe ich ihr ein Ständchen gebracht, und wenn sie mich gehört hat, so ist es möglich, daß sie dabei an mich gedacht; denn sie weiß, daß ich hier bin. Ich sprach davon, als ich ihr das letzte Mal auf einem Spazierritt in der Nähe von Bilsenburg begegnete. Uebrigens wohnt die Principessa Coltagirone in demselben Hause, und es ist leicht möglich, daß sie glaubt, das Ständchen habe ihr gegolten, namentlich, wenn sie einzelne Worte nicht genau verstanden hat."

„Also die Principessa ist hier? Sie sprach

davon, es ist wahr, daß sie nach Venedig reisen wolle," sagte Victor. „Mir liegt wenig daran, sie hier zu treffen; doch würde ich Dir rathen, ihre Bekanntschaft zu machen. Sie ist immerhin eine interessante Dame — etwas extravagant in ihren politischen Ansichten, wenigstens was eine Dame anbetrifft. Sie soll damals in Rom gegen unsere Truppen gefochten haben. Wie wäre es, wenn Du einen Versuch mit ihr machtest, ob Du die Comtesse vergessen kannst?"

„Ich verzeihe Dir den guten Rath, da mir Dein Lächeln zeigt, daß Du es nicht ernsthaft meinst," antwortete Roger.

„Nun, ich weiß nicht, ob es so schlimm wäre, eine Liebe zu vergessen, die nach Deiner eigenen Behauptung so wenig Aussicht auf einen glücklichen Fortgang bietet," sagte Victor. „Uebrigens muß ich gestehen, daß Du mit den venetianischen Verhältnissen ziemlich genau bekannt bist. Die Principessa kann erst wenige Tage hier sein."

„Sie ist sogar erst heut angekommen," antwortete Roger. „Aber wenn man an der table d'hôte speist und das Gespräch der

Offiziere und der venetianischen Nobili oft wider seinen Willen mit anhören muß, so erfährt man derartige Dinge sehr früh. Wenn mir nun das Glück günstig ist, und ich Stephanie sehen und sprechen kann —"

„Falls sie es ist, was mich wirklich sehr unwahrscheinlich dünkt," unterbrach ihn Victor. „Ich vermuthe viel eher, daß es eine Freundin des Grafen Eschenburg ist."

„Nun wir wollen sehen!" sagte Roger. „Jedenfalls will ich mich bemühen, die Wahrheit zu erfahren, und sollte ich selbst Eschenburg's Diener bestechen. Halt!" rief er aufspringend. „Da fällt mir ein, unser Agent hat mir den Namen Eschenburg genannt, und — wie war doch das? — richtig, er hat mir gesagt, einer von den Gondolieren Eschenburgs sei ein sehr schlauer Bursche, ein eifriger Anhänger der Unabhängigkeit, so ein politisirender Gondolier, wie man sie hier so häufig findet. Vielleicht ließe sich durch den Burschen etwas erfahren. Das ist ein Gedanke — wahrhaftig! den ich nicht fallen lassen will! Ich muß den Burschen ins Geheimniß ziehen! Wahrscheinlich war es der Patron, den ich

heut auf Eschenburg's Gondel sah und der so pfiffig zu dem Hotel hinaufblickte — nicht mehr ganz jung, mit klugen Augen! Das ist mein Mann!"

„Glück auf den Weg!" sagte Victor aufstehend. „Auf jeden Fall bist Du noch der alte Roger und entwirfst die kühnsten Pläne auf luftigem Grund und Boden. Mag Alles so eintreffen, wie Du hoffst. Ich will jetzt versuchen zu schlafen und von Leonie zu träumen, da mir die Wirklichkeit ihres Anblicks versagt ist. Gute Nacht, Victor! Morgen mehr. Der Kaffee hat mich müde gemacht, wie er es oft thut, wenn ich körperlich ermattet und doch geistig aufgeregt bin. Gute Nacht, mein lieber Freund! Ich werde so glücklich sein, in dem Zimmer zu schlafen, in welchem Deine Stephanie heut eine Stunde lang geweilt. Beneidest Du mich nicht?"

„Spotte nur!" rief Roger. „Ich werde mich rächen; denn wenn der Plan meiner Mutter in Erfüllung geht, und ich sie und die Schwestern heimlich sehe, so will ich Leonie küssen, nicht einmal, zehnmal!"

„Du bist ein Bösewicht! Mir eine solche

Drohung mit auf den Weg zur Ruhe zu geben!" antwortete Victor, und sie nahmen mit einem herzlichen Händedruck von einander Abschied.

Anna.

Unsere Erzählung beginnt erst wieder, nachdem acht Tage seit jenem Abend verflossen sind. Werfen wir einen kurzen Blick auf den einfachen und natürlichen Verlauf, den die Verhältnisse inzwischen genommen.

Die Verheißung Leopolds, daß Stephanie in Venedig ein sehr einsames Leben führen werde, war in einem fast zu wörtlichen Sinn in Erfüllung gegangen. Vom Hotel d'Inghilterra aus hatte sich die Nachricht, daß er eine Dame nach dem Casa Feretti geführt, unter dem Offiziercorps verbreitet; man war neugierig, und legte ihm alle möglichen Querfragen vor, um ihm das Geheimniß abzulocken, so daß es Leopold vorzog, gar nicht mehr auszugehen, ausgenommen, wenn der Dienst es

verlangte. Dennoch änderte das seine Lage nicht. Man besuchte ihn um so fleißiger. Freunde und Bekannte, die bis dahin nie einen Fuß in die Casa Feretti gesetzt, erschienen und thaten, als ob sie gewohnt wären, dort ein und aus zu gehen, bis endlich Sepperl die strenge Weisung erhielt, Niemand, als die genauesten Bekannten — und deren zählte Eschenburg sehr wenige — vorzulassen. Um so länger hielten jetzt die Gondeln vor der Casa Feretti, allerdings, wie wir hinzufügen müssen, mehr um der bekannten und gepriesenen Schönheit Julia's, als der Fremden willen, die Leopold verborgen hielt und die ja Niemand kannte. Lästig blieben diese beobachtenden Gondeln immer. Eschenburg konnte den Fuß nicht aus dem Hause setzen, ohne beobachtet zu werden, bis er endlich zu seiner großen Genugthuung von Sepperl erfuhr, daß von den Hintergebäuden der Casa Feretti ein Ausgang, der verfallen gewesen, jetzt aber plötzlich frei gemacht worden sei, nach einem kleinen Kanal führe. Als er fragte, wer es gethan, vermochte man ihm keine bestimmte Antwort zu geben. Der junge Offizier hatte jedoch seine Gedanken

darüber, und dachte an die Principessa, der es vielleicht, wenn auch aus anderen Gründen, ebenso angenehm sei, als ihm, einen doppelten Ein- und Ausgang zu besitzen. Jedenfalls benutzte er die Entdeckung, er hatte nun wenigstens Gelegenheit, die Casa Feretti zu verlassen, ohne von seinen beobachtenden Bekannten bemerkt und aufgehalten zu werden.

Daß er unter diesen Umständen das Verbot, Stephanie dürfe nicht einmal an das Fenster treten, noch verschärfte, läßt sich leicht erklären. Auch fügte sich die Comtesse demselben mit der größten Bereitwilligkeit, sobald sie bemerkt, daß die Casa Feretti wirklich der Gegenstand einer ungewöhnlichen Aufmerksamkeit geworden sei. Vorher hatte sie geglaubt ihr Bruder sei zu ängstlich; jetzt war sie selbst eifrig bemüht, niemals die Vorsicht zu vergessen. Die Gardinen an den Fenstern waren fest verschlossen, und sie ließ die Cameriera die Thür nicht eher öffnen, als bis sie sich fest überzeugt, daß es Leopold sei, der klopfe. Freilich bedauerte sie, durch diese „naseweisen Tagediebe," wie sie die Neugierigen nannte, verhindert zu sein, das schöne Venedig zu sehen; tröstete sich aber durch

Lectüre und Zeichnen. Die Serenaden unter den Fenstern der Casa Feretti wurden fast jeden Abend wiederholt. Die Stimme jenes französischen Sängers ließ sich jedoch nicht wieder hören.

Inzwischen waren Briefe von Hause, vom Vater und von der Mutter, angelangt. Beide sprachen sich im höchsten Grade entrüstet über den Schritt der Tochter aus. Man wolle sie nicht zwingen, hieß es in den Briefen; wenn sie eine so entschiedene Abneigung gegen den Fürsten habe, so hätte sie es nur auszusprechen brauchen. Stephanie mußte darüber lächeln.

„Ich habe es oft genug gesagt, daß ich ihn nicht leiden mag," sagte sie zu ihrem Bruder. „Man würde sich aber nicht darum gekümmert, man würde den Fürsten ermuthigt haben, Schritte zu thun, die mich genöthigt hätten, ihm offen meine Ansicht mitzutheilen, und das würde mehr Aufsehn erregt haben, als diese Abreise, die sich auf mancherlei Art verbergen oder beschönigen läßt."

Im Uebrigen waren die Briefe, wie sich erwarten ließ, kalt, grollend, zurückhaltend. Der Vater schrieb, er überlasse es dem Ehr=

gefühl seiner Tochter, zu entscheiden, ob es sich für sie zieme, in Venedig oder in Bilsenburg zu sein; die Mutter schrieb, sie wolle die Tochter nicht zwingen, in der Nähe der Eltern zu leben. Sie möge bestimmen — falls sie zurückkehren wolle — ob man ihr einige Diener senden solle, oder ob sie die Begleitung des Bruders vorziehe. Wolle sie in Venedig bleiben, so hänge dies von ihrem Willen und von Leopold ab. Jedenfalls habe sich Stephanie ihren Eltern gegenüber auf einen Standpunkt gestellt, der eine große Vorsicht verlange und das Vertrauen, das zwischen Eltern und Kindern herrschen soll, stark erschüttert habe. Die Briefe für Leopold lauteten noch schärfer. Die Eltern baten ihn, streng über Stephanie zu wachen, und sie, was doch jedenfalls das Beste sein werde, sobald als möglich nach Bilsenburg zurückzubegleiten. Im Ganzen ging aus diesen Briefen hervor, daß die Eltern wirklich sehr erzürnt seien, vielleicht weniger über die unbesonnene Abreise der Tochter als über das Scheitern des Heirathsplanes. Wenigstens glaubte Leopold dies aus den Briefen herauszulesen. Da er sich nun inzwischen aus Ste-

phaniens Erzählungen überzeugt, daß Ingelheim wirklich kein Mann für sie sei, da er ferner mit großer Freude wahrgenommen, daß Stephanie durchaus nicht so unbesonnen sei, wie es vielleicht im ersten Augenblick scheinen konnte, und daß ihr wirklich — wenn sie die Heirath oder eine Aufsehn machende Weigerung vermeiden wollte, kaum etwas Andres übrig geblieben, als die Flucht — so fühlte er in dieser Angelegenheit weit mehr Sympathie mit Stephanie, als mit den Eltern. Das tägliche längere Beisammensein ließ ihn auch den ganzen Werth der Schwester, die er zärtlich liebte, ihre anmuthige Liebenswürdigkeit, ihre Schalkhaftigkeit, auf der Grundlage eines ernsten Sinnes und einer guten Bildung ruhend, im vollsten Maße erkennen. Leopold lernte sie achten, und ertrug die kleinen Unbequemlichkeiten, die ihm ihre Anwesenheit verursachte, um so leichter, da ihm im Gespräch mit ihr die Stunden schnell dahin flossen. Er erklärte also der Schwester, daß er bereit sei, sie so lange bei sich zu sehen, bis die Angelegenheit mit Ingelheim vollkommen geordnet und die Art und Weise der Rückkehr festgesetzt sei,

schrieb auch in diesem Sinne an die Eltern und stellte als Hauptbedingung der Rückkehr Stephaniens die Forderung auf: über ihr Herz und ihre Hand nach eigenem Ermessen verfügen zu können.

Noch ein anderer und sehr unerwarteter Brief an Leopold — mit dem Postzeichen Lecco — verkündete die Ankunft des Oheims auf der Villa Olboni. Der alte Herr, der seinem Neffen längst einen Brief schuldig war, hatte die Muße auf der Villa benutzt, um an Leopold zu schreiben, und wie er gewöhnlich that, die Frage mit einfließen zu lassen, ob die Kasse Leopolds nicht einer kleinen Unterstützung bedürfe. Er schilderte das Leben auf der Villa in den reizendsten Farben, und schrieb, daß er noch nicht wisse, wie lange er dort weilen werde, daß er aber die Absicht habe, über Venedig und Triest nach Wien zurückzukehren.

Leopold eilte sogleich mit diesem Brief zu Stephanie. Hier zeigte sich eine Aussicht, die Unannehmlichkeiten der Lage Stephaniens zu beseitigen! Wenn der Onkel nach Venedig kam, so konnte Stephanie hier unter seinem Schutze

öffentlich auftreten — der Onkel konnte sie zurückbegleiten, und daß er seinen Liebling gegen alle zukünftigen Heirathspläne der Eltern, die mit Stephaniens Wünschen nicht im Einklange ständen, schützen werde, verstand sich von selbst. Stephanie brach deshalb in lauten Jubel aus.

„Aber bei wem wohnt er denn dort?“ rief sie dann. „Wer sind denn diese alten Freunde, die er wiedergefunden?“

Auch Leopold hatte den Namen des Barons, der nur einmal im Briefe ausgesprochen war, übersehen. Als er ihn jetzt las: d'Orville, schien Stephanie nicht weniger überrascht, als er selbst. Beide stellten Vermuthungen auf, ob diese d'Orville's mit dem jungen Franzosen verwandt seien, den Stephanie kennen gelernt. Die Comtesse versicherte dem streng forschenden Bruder noch einmal, daß sie die näheren Verhältnisse jenes d'Orville nicht kenne, daß sie natürlich angenommen, seine Familie befinde sich in Frankreich, daß er ihr als ein sehr angenehmer Mann erschienen, daß er ihr aber nicht einmal den Hof gemacht, wenigstens — fügte sie hinzu — habe sie nichts Derartiges bemerkt.

Das Resultat dieser Unterredung waren zwei Briefe, die noch an demselben Tage nach der Villa Olboni wanderten, und in welchen Stephanie und Leopold dem guten Oheim die ganze Lage der Dinge auseinandersetzten. Von diesem Tage an war Leopold viel beruhigter. Er wußte nun Stephaniens Wohl den besten Händen anvertraut. —

Auch der andere Gast, der an demselben Tage, freilich auf eine andere, aber doch noch außergewöhnlichere Weise in die Casa Feretti eingezogen — Carlo Brunelli — beschäftigte den jungen Österreicher auf mannichfaltige Weise.

Die Brandwunden des jungen Malers waren nicht so ganz unbedeutend, wie man erster Tage geglaubt. Sie hinderten ihn am Gehen und gestatteten ihm nicht, eine feste Fußbekleidung zu tragen. Er war also an das Zimmer gefesselt, und obgleich er eifrig Zeitungen las und Briefe schrieb, so blieben ihm doch manche Stunden, um mit seinem Gastfreunde zu plaudern. Es war ganz unverkennbar, daß die beiden jungen Männer, obgleich so verschiedenen Ständen angehörig und

so verschieden in ihren Gesinnungen, dennoch jene Sympathie für einander fühlten, die leicht zwischen zwei edlen und und offenen Charakteren entsteht. War Eschenburg auch ein guter Oesterreicher, so theilte er dennoch die Vorurtheile vieler seiner Genossen nicht. Er achtete den Edelmuth überall, wo er ihn fand, und als Carlo Brunelli ihm allmählich mehr über sein vergangenes Leben, über die mannichfachen theils künstlerischen, theils politischen Ereignisse mittheilte, die er erlebt, da leuchtete dem jungen Offizier aus Allem ein so durch und durch edles Herz, eine so glühende Liebe zum Wahren und Guten, und was die Kunst anbetraf, ein so reines Streben nach dem Höchsten entgegen, daß er seinem Gaste unmöglich die höchste Anerkennung versagen konnte. Dennoch, obgleich Carlo's Natur vorwiegend eine ernste war, fehlte es ihm nicht an Sinn für feinen Scherz, und er flocht in seine Erzählungen manchen humoristischen Zug aus seinen Künstler-Erinnerungen ein, so daß Graf Leopold stundenlang bei ihm saß, lauschte und lächelte. Alles an diesem jungen Mann zeigte von einer bevorzugten Natur; jedes Wort, selbst jede

Bewegung verrieth den Mann, der theils aus angeborenem Sinn für das Edle und Schickliche, theils aus seltener Erkenntniß niemals die Grenzlinien des Schönen überschreitet. Auf Leopold übte das Wesen des jungen Italieners einen um so größeren Einfluß, da er, vorzugsweise sich in aristokratischen Kreisen bewegend, leicht geneigt war, eine rein bürgerliche Erscheinung zu unterschätzen, weil sie in Einzelnheiten gegen das verstieß, was der junge Graf für guten Ton hielt. Allerdings hatte Carlo Brunelli nicht das Wesen eines deutschen Aristokraten, er war lebhafter, freier, ungezwungener. Aber Leopold war einsichtsvoll genug, zu erkennen, daß gerade das, was Carlo fehlte, ein Vortheil für seinen neuen Freund, daß er frei von diesem sogenannten guten Ton sei, der oft an's Pendantische und Lächerliche streift. Er beschloß im Stillen, von dem Italiener zu lernen, der rein nach den Gesetzen seines feinen und richtigen Gefühls handelte und von einer Bildung unterstützt wurde, die nicht allein in künstlerischer Hinsicht vortrefflich zu sein schien, so einfach auch die Jugend-Verhältnisse des jungen Mannes gewesen waren.

Vielleicht gewann Carlo noch mehr in den Augen Eschenburg's durch den Vergleich, den dieser zwischen ihm und Tanowrath anstellte. Auch der Novize war eine bedeutende Natur. Aber was hatten Geburt, Erziehung und Umgang aus ihm geschaffen? Einen zerrütteten Menschen, der es wußte, daß er ein Spielball seiner Leidenschaften sei und ihnen dennoch folgte. Auch Carlo war feurig. Wie oft leuchtete aus seinem Auge eine Gluth, welche die tiefste Empfindung, eine gewaltige Seele verrieth! Aber es sprach zugleich eine Klarheit aus seinem Blicke, die deutlich verkündete, daß er gelernt habe, sich zu beherrschen, daß er geistige Gesetze anerkenne und sich ihnen unterwerfe. Nur wenn Brunelli von den Leiden seines Vaterlandes sprach, schien er mit Mühe an sich zu halten, seine Stimme zitterte, und nur der Gedanke, daß er zu einem Mann sprach, der in anderen Gesinnungen erzogen worden, mochte ihn abhalten, hier die Grenze der Mäßigung zu überschreiten, die er in Allem inne hielt.

Eschenburg hatte Gelegenheit, den Unterschied schon am folgenden Tage nach der Ret-

tung Carlo Brunelli's zu sehen. Tanowrath besuchte den Italiener zusammen mit dem jungen Offizier. Leopold hatte nicht gefragt, ob Tanowrath bei der Principessa gewesen. Er hatte die Wahrheit aus der Miene des Novizen errathen, die, wenn auch verschlossen und fast mißtrauisch, dennoch zufrieden und ruhig war, und auf einen glücklichen Erfolg des Wiedersehns deutete. Tanowrath, der nach den Mittheilungen, die er Eschenburg gemacht, vielleicht um so mehr Grund hatte, über seine jetzige Stellung zu Julia zu schweigen, war stumm geblieben, und der Offizier wünschte in der That nichts darüber zu erfahren, da er wußte, daß Tanowrath keinen Rath annehmen würde, und dieses unnatürliche Verhältniß ein trauriges Ende nehmen müsse. Ja, sein richtiger Instinkt sagte ihm sogar, daß er Tanowrath jetzt nicht mehr ganz vertrauen dürfe; denn ein Mann, der sich abermals in die Fesseln eines solchen Weibes schmieden ließ, konnte leicht Handlungen begehen, die es bedenklich, selbst gefährlich machten, sein Freund zu sein. Wenn Eschenburg an den Tod Gianconi's in Genua dachte, so empfand er ein geheimes

Grauen vor Tanowrath. War es nicht möglich, daß der Novize, trotz seiner scheinbaren Ruhe, in jenen Zustand der Raserei zurückverfiel? Eschenburg ahnte ganz richtig, daß Julia ihn mit sanften Worten beruhigt habe. Aber wenn die Leidenschaft zurückkehrte, wenn Julia ihr altes Spiel begann? Welcher Thaten war Tanowrath dann fähig? Der junge Offizier empfand das tiefste Mitleid mit dem Freunde. Aber trotzdem gab er sich das feste Versprechen, das Verhältniß mit ihm zu lösen, oder wenigstens zu lockern, wenn die Verbindung Tanowrath's mit Julia fortdauerte.

Wie er Julia versprochen, hatte der Novize den Italiener, den er als einen alten Waffengefährten begrüßte, und von dem er auch erkannt wurde, gesagt, daß die Principessa in der Casa Feretti wohne und ihn so bald als möglich zu sprechen wünsche.

Carlo Brunelli schien überrascht, fast erschreckt von dieser Nachricht, und Tanowrath's Blick, der eifersüchtig und mißtrauisch auf ihm ruhte, bemerkte dies. Eine schwere Last fiel ihm von der Seele, denn Brunelli schien ihm ein viel gefährlicherer Nebenbuhler als Rospoletti es

einst gewesen. Er betrachtete den Maler von diesem Momente an mit weniger mißtrauischem Auge. Brunelli sprach sein Bedauern aus, daß er der Prinzipessa noch nicht seine Aufwartung machen könne, schrieb jedoch einige Zeilen, die Tanowrath ihr überbringen sollte.

Als der Novize gegangen und Eschenburg geblieben war, währte der eigenthümliche Ausdruck, der sich auf dem Gesichte Brunelli's gezeigt hatte, fort. Er war einsilbig und nachdenklich. Dann, als er bemerkte, daß dies dem Offizier auffallen müsse, sagte er, sich beherrschend und mit einem Lächeln:

„Verzeihen Sie mir meine Zerstreutheit! die Erwähnung dieser Dame hat mich an meine Leiden in Neapel erinnert. Ich will Ihnen im Vertrauen sagen, daß ich Grund habe, zu glauben, diese Dame habe mir die Erleichteruug im Castell Nuovo verschafft, den Wechsel der Zelle bewirkt, der es mir gestattete, meine Flucht möglich zu machen. Mein Gott, wenn man in einer so verzweifelten Lage ist, so nimmt man jede Hilfe an, komme sie, woher sie wolle!“

Eschenburg erwiederte nichts darauf, ob-

gleich diese Worte fast wie eine Entschuldigung klangen.

„Es ist immer für einen Mann etwas drückend, Wohlthaten von einer schönen jungen Dame anzunehmen," sagte Brunelli dann nach einer Pause. „Entweder diese Wohlthaten werden ein Gefühl von Dankbarkeit in uns hervorrufen, das leicht in Liebe übergehen kann, die dann nicht erwiedert wird; oder die Wohlthaten stammen aus einer ähnlichen Regung, und es schmerzt uns, dieses Gefühl nicht annehmen zu können. Jedenfalls giebt ein solches Verhältniß von Dankbarkeit den Leuten Veranlassung, mancherlei zu glauben. Nun das ist am Ende gleichgiltig!"

„Die Principessa ist eine sehr schöne Dame!" sagte Eschenburg. „Ich will in diesen Tagen ihren Besuch erwiedern; sie hat mir ihre Höflichkeits-Visite gemacht."

„Dann lassen Sie uns zusammengehen!" rief Brunelli eifrig. „Es liegt mir daran —"

Er unterbrach sich, denn er fühlte, daß er nicht mehr sagen dürfe. Aber Eschenburg wußte genug. Nichts schien ihm wahrscheinlicher, als daß die Principessa diesen schönen jungen Mann

liebe, oder wenigstens in ihr Netz zu ziehen suche, aber auch nichts wahrscheinlicher, als daß Brunelli das Innere ihres Wesens erkannt habe und nicht Willens sei, weder im Ernst noch im Scherz der Principessa zu huldigen.

„Es fällt mir ein, ja, ja — ich irre mich nicht, daß es Graf Tanowrath gewesen, der sich in Genua mit dem Marchese Rospoletti schlug, wie man vermuthet, um dieser Dame willen," sagte Brunelli dann. „Wissen Sie etwas davon?"

Eschenburg antwortete vorsichtig. Er deutete an, daß er glaube, es sei so, wie Carlo annehme.

„Und Ihr Freund scheint die Principessa noch immer zu lieben," sagte Brunelli dann sehr ernst. „Fast möchte ich ihm Unheil prophezeihen, denn ich glaube kaum, daß er der Mann ist, die Neigung dieser Dame dauernd zu fesseln. Glauben Sie mir, ich spreche nicht aus Eifersucht!" fügte er lächelnd hinzu.

Dann bat er den Offizier noch einmal, seinen Besuch bei der Principessa zu verschieben, bis er ihn begleiten könne und das Gespräch wandte sich anderen Gegenständen zu.

Der Besuch bei der Principessa wurde auch nach einigen Tagen gemacht und Julia empfing die beiden Herren mit der Höflichkeit und Klugheit der vollendeten Weltdame. Es gelang ihr vortrefflich, ihre Aufmerksamkeiten zwischen beiden zu theilen; sie war strahlend von Schönheit, Witz und Munterkeit. Dennoch schien sie allmählich zu ermüden. Eine so kluge Frau bemerkt bald, daß ihre Strahlen an eisernen Herzen abprallen. Leopold gestand sich, selten eine so schöne Dame gesehen zu haben; dennoch ließen ihn ihre Blicke kalt; ja zuweilen ergriff ihn ein eigenthümliches inneres Grauen, wenn er sich der Erzählung Tanowraths, und der Worte erinnerte, die dieser lächelnde Mund zu dem verzweifelnden Liebenden gesprochen. Er bewunderte übrigens abermals Brunelli, der in seine Worte ein Gefühl der aufrichtigsten Ergebenheit und Dankbarkeit zu legen wußte und sich zugleich in den Grenzen der achtungsvollsten Zurückhaltung hielt. Die Principessa gab ihm zu verstehen, er möge bleiben, wenn Eschenburg gegangen. Brunelli überhörte es, deutete aber nachher an, daß er versprochen, seinen Freund und Beschützer noch bei einem

andern Besuche zu begleiten. Eschenburg würde unter anderen Verhältnissen nicht so scharf auf die Principessa geachtet haben. Jetzt aber, da sie ihm durch Tanowrath's Erzählung ein Gegenstand von einem fast unheimlichen Interesse geworden, bemühte er sich, auch die leichtesten Veränderungen ihrer Züge zu errathen. Er sah also, wie die Züge der Principessa sich verdüsterten, als Brunelli sie zugleich mit Eschenburg verließ, er sah, wie ihre Hand zuckte, als wolle sie dieselbe erheben und Brunelli zurückwinken, und er errieth, daß etwas mehr als Koketterie, daß das Herz im Spiele sei. Fast empfand er eine geheime Freude darüber. Denn Brunelli schien ihm nicht der Mann, den Julia fesseln könne, und verschmähte Liebe war eine gerechte — wenn auch nicht die härteste Strafe für diejenige, die ihr Netz nach so vielen Männern ausgeworfen.

Was Brunelli von einem zweiten Besuche gesagt, hatte seine Richtigkeit. Er sollte nämlich den Grafen zu der Signora Rimaldi und ihrer Tochter begleiten, denen Eschenburg bereits von dem Schicksale Brunelli's erzählt und die er dann noch schriftlich benachrichtigt

hatte, daß er ihnen seinen Schützling vorstellen würde.

Als sie auf der Fahrt nach dem Rio San Salvatore waren, brach Eschenburg das Gespräch, das sich bis dahin mit der Principessa beschäftigt hatte, ab, und sagte:

„Sie erinnern sich vielleicht dessen, Signor, was ich Ihnen am ersten Tage unserer Bekanntschaft über ein Portrait sagte, das ich gern besitzen möchte, wenn es möglich wäre, es auf die Art, die mir vorschwebt, zu erhalten."

„Ich erinnere mich nicht nur dessen, sondern ich habe sogar oft daran gedacht und lebhaft gewünscht, Sie möchten wieder auf diesen Gegenstand zurückkommen," antwortete Brunelli. „Ich will Ihnen nicht davon sprechen, daß ich mich sehne, Ihnen für das, was Sie an mir gethan, durch eine so geringe Gefälligkeit zu danken. Dies wäre kein Dank. Sie haben mehr für mich gethan, als ich hier so flüchtig aussprechen mag. Sie haben an mir gehandelt, als ob ich ein Bruder sei. Nein, was ich sagen wollte, war: daß ich begierig bin, zu erproben, ob ich noch zu arbeiten im Stande bin. Glauben Sie

mir, Jahre einer solchen Gefängnißqual ermatten nicht nur den Körper. Ich bebe fast bei dem Gedanken, daß auch meine Kunst gelitten haben könne. Sie lächeln! Ich bitte Sie, glauben Sie mir, daß ich im Ernst spreche! Wer kann sagen, ob nicht jene Leiden auch eine Schwäche in meiner Seele zurückgelassen, wie ich sie jetzt noch in meinen Gliedern fühle? Wer kann mir sagen, ob nicht die Spannkraft des Geistes, die Lebendigkeit der Auffassung durch Leiden, die an den Wahnsinn grenzten, für immer gebrochen oder gelähmt worden? Ja, ich wünsche die Probe herbei, und doch zittere ich vor diesem ersten Versuche! Ich habe zu Hause einige kleine Skizzen in Kreide entworfen; fast kam es mir vor, als sei meine Hand unsicher geworden."

„Und die Aufgabe, die ich Ihnen zumuthe, ist eine so schwere!" rief Eschenburg.

„Nein, das ist sie nicht," antwortete Brunelli. „Im Gegentheil, ein Portrait erfordert nicht diejenige Anspannung der Einbildungskraft, die zu einer freien Composition erforderlich ist, und die ich jetzt wirklich noch nicht besitze. Gerade ein Portrait wird mich wieder

in das schwierigere, ernstere Gebiet meiner Kunst hinüberleiten."

„Aber Sie können es nicht nach der Natur malen," sagte Eschenburg.

„Das ist auch nicht nöthig," antwortete Brunelli. „Wenn ich nur die Dame einige Male sehe — oder ist es keine Dame?"

Eschenburg machte ein bejahendes Zeichen.

„Wenn ich nur die Dame einige Male sehe," fuhr Brunelli fort, „und wenn die Photographie, von der Sie sprachen, eine leidliche ist, so kann ich die Natur entbehren. Freilich versteht sich von selbst, daß ein Portrait, vor der Dame selbst gemalt, treuer werden würde. Und doch hat man Beispiele, daß Portraits, von guten Malern nur aus der Erinnerung gemalt, von Kennern für vollendet erklärt wurden, weil sie die ganze Stimmung, den Charakter des Originals, sowie er im Gedächtniß des Malers haftete, in einer Harmonie wiedergaben, die vor dem Originale selbst vielleicht nicht erreicht worden wäre."

„Das ist es, was ich hoffte!" rief Eschenburg erfreut. „Aber nur ein guter Künstler kann das, und deshalb, als ich hörte, daß Sie

Carlo Brunelli seien, dachte ich sogleich an meinen Lieblingswunsch. Die Photographie ist eine gute; ich erhielt sie durch den Photographen, der eine Photographie von der Dame genommen. Ich hatte zufällig erfahren, daß die Mutter das Bildniß ihrer Tochter an eine entfernte Freundin senden wolle, und hatte ihnen selbst den Photographen empfohlen. Ich glaube, solche kleine Verräthereien sind wohl erlaubt, wenn es sich um das Portrait einer Dame handelt."

„Nun, ich hoffe, die Dame wird nicht sehr erzürnt darüber sein, wenn sie diese Verrätherei erfährt," sagte Brunelli.

„Das will ich nicht behaupten!" rief Eschenburg eifrig. „Sie werden die Familie sogleich sehen, Mutter und Tochter, und dann bald wissen, ob Mutter und Tochter sehr damit zufrieden sein würden, ein solches Portrait in den Händen eines Fremden zu wissen. Denn, Signor, ich will ganz offen zu Ihnen sein. Es handelt sich hier nicht um eine Neigung, allerwenigstens um eine erwiederte. Ich besuche diese Familie seit längerer Zeit, ohne über die ersten Formalitäten hinausgekommen

zu sein. Und ich weiß auch kaum, ob ich mehr wünsche. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß die Züge der Signora Rimaldi einen eigenthümlichen Reiz für mich besitzen und daß ich mich glücklich schätzen würde, ein Bildniß, das ihr ähnelt, in meinem Zimmer vor mir zu sehen. Ich verlange nicht einmal ein Portrait. Vielleicht würde jedes andere Frauen-Antlitz, das diesen Stempel der Ruhe, der Hoheit und feierlichen Ernstes trägt, meinem Wunsche eben so gut genügen. Ja, ich überlasse es Ihnen vollkommen, Ihrer Phantasie den freiesten Spielraum zu gestatten, wenn nur das Bild im Allgemeinen den Charakter trägt, den Signora Rimaldi besitzt."

Der Graf hatte dies so offen und mit einer solchen Treuherzigkeit gesagt, daß Brunelli nicht daran zweifeln konnte, er spreche die Wahrheit. Aber in solchen Dingen täuscht man oft sich selbst. Eschenburg konnte die Signora lieben, ohne es selbst zu wissen. Sein Wunsch deutete immerhin auf eine geheime Sympathie mit Anna Rimaldi.

„Sie machen mir meine Aufgabe immer leichter," sagte er. „Und dafür danke ich Ihnen

gar nicht. Denn ich wünschte um Ihretwillen eine recht schwere Arbeit zu haben. Nun, ehe ich die Signora nicht gesehen, kann ich nicht wissen, ob diese Arbeit leicht ist. Es giebt Frauengesichter, deren Charakter ungemein schwer wiederzugeben ist. Ich erinnere mich einzelner Portraits, die ich malte, als ich noch jünger war, und bei denen ich fast verzweifelte, weil ich ihren Charakter nicht wiederzugeben vermochte. Ich hielt mich dann an die genaue Aehnlichkeit der Natur, und das Publikum war zufrieden, während ich mir selbst gestand, nichts weiter gethan zu haben, als was eine kolorirte Photographie zu leisten im Stande wäre. Ach, es ist mit der Aehnlichkeit ein ganz eigenes Ding! Wie wenig Zeit hat der Portrait-Maler, sich in den Charakter des Originals hineinzuleben, und hat er es endlich gethan, so übersieht er gewöhnlich Einzelnheiten, an denen das unverständige Publikum festhält, die der Maler doch kaum in das Portrait aufnehmen darf, wenn er dem Gesammt-Eindruck nicht schaden will!"

„Nun, in diesem Falle haben Sie freien

Spielraum!" sagte Eschenburg. „Doch — hier sind wir, dies ist die Casa Rimaldi."

Der Besuch verlief ganz so, wie Eschenburg es vorausgesehen, und es seinem Freunde vorher geschildert. Die Mutter unterhielt sich mit Brunelli über die Schicksale des Malers — so weit die Rücksicht erlaubte, darauf einzugehen — über die Kunst, über allgemeine Verhältnisse. Im Ganzen schien Carlo einen guten Eindruck zu machen, wie das kaum anders zu erwarten war. Seine angenehme Lebendigkeit verlieh zuletzt selbst dieser förmlichen Unterredung einen Hauch von Wärme; Anna betheiligte sich lebhafter am Gespräch, als jemals, wenn der Offizier allein gekommen. Doch schien sie dem Grafen bleicher, ernster, nachdenklicher, als gewöhnlich. Er hätte gern das Gespräch auf die Principessa geleitet, wollte aber nicht indiskret sein. Zufällig berührte Carlo Brunelli diesen Gegenstand. Es war die Rede von einem Bilde Tizians, das ein venetianischer Nobile in jüngster Zeit gekauft.

„Ich kenne es," sagte der Maler. „Ich habe es in Florenz gesehen, als ich dort auf der Durchreise die Principessa Coltagirone be=

suchte. Sie wohnte bei einer ihr befreundeten Familie, diese besaß das Bild."

„Ganz recht," sagte die Mutter. „Sie kennen die Principessa?"

Carlo antwortete bejahend und fügte dann hinzu, sie sei jetzt in Venedig und wohne in der Casa Feretti.

„O, wir wissen es," antwortete die Mutter. „Wir kennen die Familie sehr genau."

„Auch den Bruder, den Principe Teodore?" fragte Brunelli.

„Auch ihn, er wird in den nächsten Tagen hier eintreffen," antwortete die Dame.

Brunelli hätte weiter fragen mögen; ein eigenthümlicher Ausdruck auf dem Gesichte der Signora hielt ihn zurück. Bald darauf endete die Conversation und die Herren verließen die Casa Rimaldi.

Der Maler war ernst. Eschenburg erwartete, daß er sich über Anna aussprechen werde. Aber Brunelli saß gedankenvoll in der Gondel, und fragte erst nach einer langen Pause:

„Ist das, was Sie mir über die Familie mitgetheilt, wirklich Alles, was Sie wissen? Verzeihen Sie meine Unbescheidenheit. Aber

Sie sind in allen Dingen so offen gegen mich, daß ich fast glaube, Sie haben mir Alles gesagt."

„Das habe ich wirklich," antwortete Eschenburg. „Sie wissen genau so viel von ihr, als ich selbst."

„Dann möchte ich behaupten, daß irgend ein schweres, entsetzliches Schicksal, irgend ein düsteres Geheimniß über dieser Familie schwebt," sagte Brunelli ernst. „Ja, noch mehr, ich möchte behaupten, daß dieses Schicksal mit der Familie Coltagirone im Zusammenhang steht. Die Veränderung in dem Gesicht der beiden Damen, als ich den Namen aussprach — so sehr sie beide auch verstehen, sich zu beherrschen, war zu auffällig!"

„Aber was könnte das sein?" rief Leopold. „Ich habe mir etwas Aehnliches gedacht. Fast möchte ich Sie fragen, weshalb Sie dieses Schicksal ein entsetzliches, dieses Geheimniß ein düsteres nennen! Muß denn Alles, was mit der Familie Coltagirone im Zusammenhang steht, schrecklich und düster sein?"

„Ich bin mir nicht darüber klar," antwortete der Maler. „Es ist nur eine Ahnung,

die mich erfüllt, und da sich ein verständiger Mensch niemals solchen Ahnungen hingeben sollte, am wenigsten an einem so schönen Nachmittage, so wollen wir nicht bei diesem Gegenstande verweilen. Vielleicht irre ich mich — um so besser! Ach, mein werther Graf, wenn Sie wüßten, welche Seligkeit es für mich ist, diesen Sonnenschein zu schauen, diese Luft zu athmen, diesen Fuß frei zu bewegen, aller Besorgniß enthoben, die auch auf jenem kleinen Küstenfahrer mich noch hinderte, die Freiheit zu genießen — wenn Sie wüßten, was es heißt, mit einem fühlenden Wesen sprechen zu können, altbekannten und neuen Gesichtern in die Augen zu schauen — mit einem Worte, nach langen Jahren des Gefängnisses ein freier Mensch zu sein — ach, es ist eine Seligkeit, die sich nicht beschreiben läßt! Und Ihnen danke ich Sie, dem guten, barmherzigen Gott und Ihnen!"

Er ergriff in einer Aufwallung des Gefühls, die ihn jede bisher genommene Rücksicht vergessen ließ, die Hand des Grafen, drückte sie an sein Herz und schaute ihm innig in die Augen. Auch Eschenburg war bewegt.

„Ich habe nicht allein einen Menschen ge-

rettet," sagte er. „Vielleicht hätte das auch ein Andrer gethan. Ich habe mir einen Freund erworben — ein seltenes Gut! O, Brunelli, ich wünschte, daß nie eine Wolke, eine böse politische Wolke, wie sie unheildrohend am Himmel dieses Jahrhunderts dahinziehen, sich zwischen uns dränge."

„Nennen Sie diese Wolken nicht unheildrohend — wenigstens nicht alle!" antwortete Brunelli mit sanftem Ernst. „Seien Sie gerecht und verkennen Sie nicht, daß Gewitter eine schwüle, pestbringende Atmosphäre reinigen müssen. Und was auch kommen möge — unsere Gesinnungen für einander bleiben dennoch unverändert. Ich wenigstens weiß, daß Ihr Herz nie dem Edelmuth und der Menschlichkeit verschlossen sein wird. Wollte Gott, Sie glaubten einst dasselbe von mir!"

„Ich glaube es jetzt schon!" rief Eschenburg warm. „Ja, lassen wir das Geschick der Welt ihren Gang nehmen und stehen wir Jeder auf dem Posten, der ihm gebührt! Es werden immer Stunden des Friedens, wie die jetzige, sich auf die Erde niedersenken, und wenn

unser Glück es will, so werden wir uns in solchen Stunden wiedersehen!"

Sie schwiegen Beide lange Zeit, während sie in den Nachmittags-Sonnenschein blickten, der glühend auf den Marmorpalästen lag. Auf Carlo's Wunsch hatte Eschenburg die Gondoliere einen Umweg einschlagen lassen, damit sein Freund einen Blick auf Venedig werfe.

„Morgen früh beginne ich meine Arbeit," sagte der Maler dann, das frühere Gespräch wieder aufnehmend. „Signora Rimaldi ist schön, nicht blendend schön, aber von jener innigen Schönheit, die das Herz allmählich gewinnt und dann stets erfüllt. Die Aufgabe wird nicht ganz leicht sein. Vieles liegt in diesen Zügen: Schwermuth, Ernst, Stolz, ein fester Wille, Resignation, ein edles Herz, und dennoch ein Hauch sanfter Anmuth. Ich werde ein Phantasiebild schaffen müssen, und weiß wahrlich noch nicht, ob es mir gelingen wird. Nun Muth! Niemals habe ich freudiger gearbeitet, als ich an diesem Werke arbeiten werde, und ich verlasse Venedig nicht eher, als bis Sie zufrieden sind."

Die Gondel befand sich in der Nähe des

Marcus-Platzes. Carlo stieg aus, um Leinwand, Pinsel und Farben, und was er sonst bedurfte, zu kaufen. Dann kehrten sie nach der Casa Feretti zurück. Leopold zeigte dem Freunde die Photographie, die Carlo vortrefflich fand, und die, wie er sagte, ihm seine Aufgabe um Vieles erleichtern würde. Dann trennten sie sich, und der Graf ging zu Stephanie. — — —

Es ist bereits erwähnt worden, daß sich trotz aller Serenaden, welche die Casa Feretti erhielt, die Stimme des französischen Sängers nicht wieder hören ließ. Das hatte seinen sehr erklärlichen Grund. Am Morgen nach jenem Gespräch mit Victor de Beaupré hatte er einen Brief aus Mailand erhalten, der ihn aufforderte, unverzüglich nach Mailand zu kommen, um dort mit einem hohen französischen Offizier, der sich nur einige Tage in dieser Stadt aufhielt, Rücksprache zu nehmen. Er reiste also augenblicklich ab, und kehrte erst nach Verlauf einer Woche nach Venedig zurück, wo ihn Victor, der sich inzwischen herzlich gelangweilt, voll Sehnsucht erwartete. Er fand auch einen Brief aus der Villa Olboni vor, in welchem

Gabriele, wie sie und Leonie es immer thaten, dem Bruder alle Einzelnheiten ihres Familienlebens mittheilten. Darin war auch des Grafen Rudolf Eschenburg Erwähnung geschehen. Diese Mittheilung gab dem jungen Franzosen viel zu denken und zu überlegen. Er erinnerte sich jetzt, da sein Gedächtniß einmal geweckt worden, dieses Grafen Eschenburg ganz deutlich als eines sehr intimen Freundes seines Vaters — mehr noch, er erinnerte sich, in Wien von einem Bruder des Grafen Eschenburg gehört zu haben, der viel auf Reisen sei. Der Gedanke, jener Graf Rudolf könne ein Verwandter Stephaniens, vielleicht ihr Oheim selbst sein, erfüllte Roger mit stürmischer Freude, die sich freilich, als er alle Einzelnheiten überlegte, bedeutend mäßigte. War nicht Roger mit seinem Vater zerfallen? Mußte nicht Graf Eschenburg eine sehr ungünstige Meinung von ihm fassen? Mußte diese Meinung nicht später, wenn es ihm wirklich gelang, sich Stephanie zu nähern, von einem bedeutenden Einfluß auf die Beurtheilung sein, der Stephanie ihn unterwarf? Genug, er zweifelte kaum mehr, daß diese Entdeckung eher eine schlimme, als eine

gute sei. Dennoch, fest entschlossen, diese Gelegenheit nicht zu versäumen, wollte er nichts unversucht lassen, sich dem jungen Grafen Eschenburg zu nähern. Ob ihm dies, und wie es ihm gelang, werden wir bald erfahren.

Kehren wir für jetzt zurück in die Casa Rimaldi, die wir vor Kurzem verlassen. — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch nicht eine ganze Woche seit jenem ersten Besuche Carlo Brunelli's in jenem Hause war vergangen. Der junge Maler hatte in dieser Zeit seinen Besuch zwei Mal wiederholt, das eine Mal in Gesellschaft Eschenburgs, und diesen allerdings auffälligen Eifer damit zu entschuldigen gesucht, daß er in Venedig seiner politischen Vergangenheit wegen vorsichtig auftreten müsse, nur selten die Casa Feretti verlassen dürfe, und daß die Familie Rimaldi die einzige sei, bei welcher er sich jedem Späherauge entziehen könne. Die Signora und ihre Tochter waren ihm offenbar mit sichtlicher Höflichkeit entgegengekommen, um so mehr, da der junge Maler sich bemühte, auch bei diesen Besuchen einen leichten gefälligen Ton anzuschlagen und die Damen auf eine Weise, wie es

gebildete Damen lieben, anregend zu unterhalten, ohne sie zu ermüden. Aber er hatte beide Male jenen eigenthümlichen Zug auf den Gesichtern der Mutter und Tochter wiedergefunden, jene Resignation, die fast an Schwermuth zu grenzen schien und nicht frei von einer gewissen Zurückhaltung, selbst Aengstlichkeit war, so daß er bei sich selbst den Entschluß gefaßt, seinen Besuch entweder gar nicht, oder nur in Gegenwart Eschenburgs zu wiederholen. Seinen Zweck hatte er erreicht. Das Bild der Signora Anna stand lebendig vor seinem geistigen Auge und stellte sich auch jeden Tag ähnlicher auf der Leinwand dar. Der junge Offizier war nicht nur überrascht, wie es möglich sei, ein solches Werk zu schaffen, ohne das Original fortwährend zu sehen, sondern erschöpfte sich auch in Danksagungen und Lobeserhebungen. Er schaute dem Maler Stundenlang zu, wenn dieser in einem kleinen Kabinet, das außer Eschenburg nur noch für den treuen Sepperle zugänglich war, arbeitete. Denn der Graf wollte durchaus nicht, daß irgend Jemand um dieses Portrait wisse, und auf seinen Wunsch kleidete Carlo die Gestalt der Signora in eine

alterthümliche fremdartige Tracht, damit das Portrait auch später für eine Schöpfung der Phantasie gelten könne. — —

Anna selbst saß an einem späten Nachmittage, — am Tage nach dem letzen Besuche Carlo's — in einem der alten Zimmer, an denen die Casa Rimaldi so reich war. Es war ein hohes einfensteriges Gemach, viel höher als es lang und breit, noch ganz im Style des vergangenen Jahrhunderts, mit Tapeten aus jener Zeit, die aber vortrefflich erhalten waren, schönen alten Bildern, schweren geschnitzten Sesseln und einer Reihe hoher Bücherschränke. Es war das Arbeitszimmer ihres Vaters gewesen und sie pflegte oft hierher zu gehen, wenn sie ganz allein sein wollte. Dann setzte sie sich entweder in die tiefe Fensternische und blickte durch die schmale Oeffnung der herabgelassenen Vorhänge hinaus auf einen kleinen, nur wenige Fuß breiten Nebenkanal, dessen eine Häuserreihe um diese Stunde gewöhnlich im blendenden Sonnenglanze vor ihr lag, während die andere Reihe vom tiefsten Dunkel verhüllt war, oder sie nahm eines der großen alten Bücher, legte es auf den Tisch

in der Nähe des Fensters und suchte sich hineinzulesen in die Geschichte vergangener Jahrhunderte, von denen diese Bücher handelten. Oft geschah es ihr dann, daß diese alten Schriften seltsame Träumereien in ihr wach riefen, denen sie sich überließ, bis das Dunkel, in welches das Zimmer sich hüllte, sie an die späte Stunde mahnte.

Auch heute hatte sie gelesen und dann, den Kopf auf die Hand gestützt, sich ihren Gedanken hingegeben. Der grelle Wiederschein der sonnenbeleuchteten Häuser fiel durch die schweren farbigen Vorhänge auf ihr sinnendes Antlitz und färbte die Bläße desselben mit trügerischer Lebensgluth. Sie saß lange, lange ohne irgend eine Bewegung. Selbst ihr Auge war starr und ruhte auf irgend einem Punkte, den es dennoch nicht sah. Ihr Geist schien weit entfernt zu sein; eine unsichtbare Welt schien an ihrem starren Blicke vorüberzuziehen, eine Welt, die ihr nichts Freudiges und Angenehmes zeigen mochte; denn jener Zug der Schwermuth, der tiefsten Melancholie, den Carlo an ihr bemerkt, prägte sich in einer Bestimmtheit und Schärfe in ihren Zügen aus, wie er sich nie

dem fremden Manne gezeigt. Es lag etwas auf diesem Antlitz, das jeder Lebenshoffnung, jeder Jugendfreude zu entsagen schien. Der weite, weite Raum, in den ihr unbewegliches Auge hineinblickte, mußte mit düsteren Gestalten bis in die unendliche Ferne bevölkert sein.

Das leise Geräusch der Thür weckte sie. Selten störte sie Jemand in diesem einsamen Zimmer. Sie fuhr auf und sich umblickend gewahrte sie die Mutter, die ihr mit einem Briefe in der Hand entgegentrat.

Anna las eine Minute lang in dem Antlitz der Mutter. Es war trotz des Unterschiedes der Jahre dem ihrigen so ähnlich, ähnlich nicht nur in der Form der Züge, sondern auch in dem Ausdrucke dieser trostlosen Entsagung. Nur nicht so starr war das Antlitz der Matrone. Es schimmerte auf ihm der Strahl inniger mütterlicher Liebe, der selbst den Kummer, der Schmerz verklärte. Noch schien ihr Auge feucht zu sein, und eine Erregung, die so eben erst vorübergegangen sein mochte, hatte ihre Spur auf den Zügen der Mutter zurückgelassen.

„Du bringst mir einen Brief, liebe Mutter?“

fragte Anna, und ihr Athem schien einige Sekunden lang zu stocken.

„Ja. Während Du hier saßest, war die Signora Julia bei mir," antwortete die Mutter. „Ich ließ Dich nicht rufen, weil ich mir dachte, daß Du gern allein sein wolltest. Sie gab mir diesen Brief und wird später zurückkehren."

Die Mutter hielt inne und reichte der Tochter den Brief. Einen Augenblick schien es, als würde Anna ihn fallen lassen, dann aber nahm ihr Gesicht den Ausdruck der Festigkeit und Ergebung an, den es gewöhnlich trug, und sie las die Aufschrift.

„Es scheint die Handschrift des Principe zu sein," sagte sie. „Ist er angekommen?"

„Er ist hier in Venedig," antwortete die Mutter. „Ich glaube, wir haben heut noch seinen Besuch zu erwarten.

Die Lippen Anna's öffneten sich, ihre Brust hob sich schwer. Es war, als wolle sie einen Schrei ausstoßen. Aber auch dieses Mal beherrschte sie sich, und über ihre Lippen rang sich nur ein schwerer Seufzer. Die Mutter

hatte den Arm um die Schulter der Tochter und die Wange derselben an ihr Herz gelegt.

„Anna, Anna!“ bat sie mit leiser, zitternder Stimme. „O, wenn es Dir möglich ist, so brich mir nicht das Herz. Laß uns ausharren! Laß uns zu Gott und der heiligen Jungfrau flehen! Vielleicht, daß Alles besser wird, als wir hoffen! Beruhige Dein Herz, mein armes Kind, brich nicht das meine durch Verzweiflung. Ich werde Dir zur Seite stehen, Dich nie verlassen. Stündlich will ich Gott mit Dir bitten, daß er Dir diese Prüfung erleichtern möge!“

Anna hatte die eine Hand ihrer Mutter ergriffen und drückte sie, ohne ein Wort zu erwiedern.

„Vielleicht,“ fügte die Mutter fast flüsternd hinzu, „vielleicht ist unsere Besorgniß auch zu groß. Vielleicht haben die Jahre ihn körperlich und geistig geändert. Die Principessa schien ja von einer solchen Umwandlung zu sprechen. Und ein edles, sanftes Frauenherz vermag viel über einen Mann. Er wird besser werden schon durch Deine Nähe!“

Anna schüttelte fast unmerklich den Kopf, und schmiegte sich inniger an die Mutter.

„Ich weiß, ich weiß, er wird nicht besser geworden sein," flüsterte sie. „Verzeihe mir, Mutter! Ich war entschlossen, fest zu bleiben. Wir haben ja Jahre gehabt, uns vorzubereiten. Nur die Nachricht, daß er heut, heut schon hier sein werde, erschütterte mich. Es ist vorüber, Mutter!"

„Laß es nicht vorüber sein!" bat die Signora. „Schütte Dein Herz aus, mein Kind, öffne es mir, laß Deine Thränen, Deine Klagen strömen, erleichtere die Brust. Noch kannst Du es, an meinem Herzen!"

Anna senkte ihr Haupt, das noch immer an der Brust der Mutter ruhte, tiefer, und es schien, als weine sie still und unhörbar. Die Mutter regte sich nicht. Sie sah nieder auf ihr Kind mit jenem Blicke der schmerzlichsten Innigkeit, der hoffnungslosen Entsagung, der seit Jahren auf ihren Zügen geweilt, und demselben ihren unveränderlichen Charakter verliehen zu haben schien.

„Ja, es muß vorüber sein — dies sind die letzten Thränen!" sagte Anna dann, ohne

ihr Haupt zu erheben, wie zu sich selbst. „O, diejenigen, die einen so traurigen Vertrag abgeschlossen, einen Vertrag, der mir schon in der Wiege die Freiheit raubte, sie mögen mir verzeihen, wenn mein Herz sie anklagt! Ich will gehorchen — ja! Der Schatten meines Vaters soll mir nicht drohen! Und doch wußte er nicht, was er that, hatte er kein Recht über mich zu bestimmen. O, von Jugend auf eine Gefangene zu sein, nichts hoffen, nichts sehnen dürfen, das Herz Allem verschließen, weil es nie geöffnet werden darf — das ist ein herbes Loos, viel zu schwer für ein schwaches Herz. Und doch muß es sein, der Vater wollte es, er mußte es wollen, und sah für mich nur Glück und Ehre in dieser Zukunft. Gott verzeihe Dir, mein Vater! Du hast wohl nicht geahnt, daß ein Herz nicht erzogen werden könne, daß auch das treueste und liebevollste Herz sich auflehnt, wenn es zermalmt werden soll!"

„Klage den Vater nicht zu hart an!" bat die Mutter sich niederbeugend. „Ich weiß, daß ihm keine andere Wahl blieb. Verträge, Verpflichtungen zwangen ihm, dem Principe ein

schon als Jüngling im Scherz gegebenes Wort zu halten. Wie konnte er ahnen, daß der Sohn seines Freundes dem Vater so unähnlich sein werde? Auch ihn ergriff damals, als der Principe zuletzt uns besuchte — auch ihn ergriff ein geheimer Schrecken! Aber sein Herz war damals schon umdüstert von den Leiden dieser Stadt, und Todesahnungen erfüllten seine Seele! Damals lag noch ein Zwischenraum von zehn Jahren zwischen Deiner Freiheit und der Stunde, die nun erschienen ist. O, Anna, Du mein einziges Kind — bleibe stark und aufrecht, gieb Dich nicht der Verzweiflung hin! Gott, der uns Schweres auferlegt, giebt uns auch die Kraft, es zu ertragen! Und ich beschwöre Dich — hoffe, hoffe! Vielleicht ist sein Herz nicht so hart, als man es schildert! Vielleicht kannst Du es zum Guten führen!"

„Nein, nein, Mutter," antwortete Anna lauter, fast erregt. „Ich weiß, daß er nicht gut ist. Sein Bild von damals steht vor mir. Ich war noch ein Kind, ich wußte nichts von dem, was über mich verhängt war, aber ich sehe ihn heut noch, wie er mich betrachtete, denn er wußte damals schon, daß ich ihm

überlassen worden. Und dieser Blick, dieses Gesicht — sie stehen immer noch vor mir, sie verlassen mich nicht, selbst im Traume. O, Mutter, ich habe geschwiegen, weil ich Dich nicht noch mehr betrüben wollte, weil ich Deinen Schmerz sah! Ach, wenn ich hätte sprechen, wenn ich Dir hätte schildern wollen, was ich empfand, als mir das Herz in der Brust wuchs, als ich zu fühlen begann! Und die Träume, die bösen Träume — in denen ich ihn sehe, fast jede Nacht! Aber nein, nein, ich will nicht sprechen, auch heute nicht, nicht zum letzten Mal. Du hast mich gelehrt, zu ertragen, was ein Gebot der Nothwendigkeit ist, und ich will es thun. O, meine liebe Mutter, ich will denken, Du hättest mich nicht geboren, ich lebte nicht, — dann wird der Tod mir zum Leben werden, dann werde ich zum Glücke eingehen, wenn ich sterbe!"

Die Mutter starrte trostlos hinab auf ihr Kind, schwer athmend, den Blick umflort und thränenfeucht.

„Ein Kind erzogen und geliebt zu haben, damit es den Tod ersehne!" sagte sie so leise, daß ihre Lippen sich kaum bewegten. „O, Anna,

ich ahnte immer, was in Dir vorgehe, wenn Du es auch verbergen wolltest. Ich bewunderte Deine Kraft, ich hoffte, sie würde Dich auch über diese Stunde tragen —"

„Sie wird es, Mutter," unterbrach sie Anna. „Fort mit den Gedanken, mit den Bildern, die noch einmal vor mir aufstiegen! Fort mit diesem Schimmer des Lebens, den ich stets nur ahnen durfte! Wir wollen seinen Brief lesen, Mutter! Ich werde stark sein! Ich will!"

Auch die Mutter bezwang sich. Anna richtete sich auf und blickte auf den Brief.

„Hoffe, mein Kind!" sagte die Mutter. „So oft scheint das drohende Uebel uns furchtbarer, als das gegenwärtige. Vielleicht hat die Furcht uns Beide irre geführt, und er ist besser, als wir glauben. Noch kann ich mich nicht aller Hoffnungen verschließen. Ein Zufall, ein einziger Zufall kann Dich befreien!"

„Ja wohl, ja wohl!" sagte Anna mit einem trüben Lächeln. „Wir sollen ja hoffen, bis zum letzten Augenblick. Oder nein, wir sollen nicht hoffen, wir sollen das Schlimmste glauben. Bleibt dann die Wirklichkeit zurück

hinter unseren Befürchtungen, so ist dies ja schon ein Glück! Lesen wir den Brief, liebe Mutter!“

Sie erbrach ihn und Wange an Wange gelehnt lasen Beide schweigend für sich:

„Hochverehrte Signora! Geliebte Braut!

„Der ersehnte Tag, an welchem ich Ihnen nach einer langen und von mir absichtlich gewünschten Trennung mein Herz und Alles, was ich habe, zu Füßen lege, ist endlich erschienen. Ich werde diesem Briefe folgen, und mit dem heutigen Tage wird die düstere Hälfte meines Lebens vorüber sein und die glückliche wird beginnen!

„Verehrte Signora! Die Verhältnisse, die unsere Schicksale an einander gekettet, sind eigenthümlicher Art. Unsere Väter waren Freunde, und schon in ihrer frühen Jugend scheinen sie die Hoffnung gehegt zu haben, einst eine Vereinigung zwischen ihren Kindern herbeizuführen. Damals befand sich meine Familie noch im Besitze ihrer ganzen Macht, und ich gestehe es offen, daß, von dem Gesichtspunkte des Vortheils aus, Ihr theurer Vater sich nicht darüber beklagen dürfte, seine Tochter einst mit

dem Sohne und Erben der Familie Coltagirone vereint zu sehen. Doch weiß ich mit Bestimmtheit, daß unsere Väter nie von einem solchen Gesichtspunkte geleitet worden sind. Sie wollten nur eine lange und innige Freundschaft, eine Reihe gegenseitig eingegangener Verpflichtungen durch eine Verbindung, wie sie die Erde nicht inniger gewähren kann, zwischen ihren Kindern krönen.

„Später trat freilich eine Aenderung in den äußeren Verhältnissen meiner Familie ein, zum Theil herbeigeführt durch politische Ursachen. Meine Familie verlor den größern Theil ihrer Besitzthümer und sank, abgesehen von dem alten Glanz ihres Namens, fast zur Unbedeutendheit und Armuth herab. Dies war, wie ich mit Bestimmtheit weiß, der Moment, in welchem mein Vater dem Ihrigen anheimgab, die eingegangenen Verpflichtungen zu lösen. Sie waren damals kaum geboren — schon vor Ihrer Geburt und nur für den Fall, daß dem ältern Sohne Vincenzo Rimaldi eine Tochter folgen würde, waren jene Verabredungen getroffen worden — ich noch ein Knabe. Damals war es also leicht, eine Vereinigung zu

lösen, die in Wirklichkeit noch nicht existirte. Aber Ihr verehrter Vater, ein Mann von außerordentlichem Charakter, wie das neuere Italien ihrer leider nur wenige besitzt, wies jeden derartigen Vorschlag zurück. Er erklärte, daß die Verbindung einer Rimaldi mit einem Coltagirone stets eine Ehre für sein Haus sein werde, und daß seinem Hause die Ehre stets höher gegolten, als der Vortheil. Auf diese Weise wurde die Verbindung zwischen unseren Vätern noch inniger, und die Verabredung blieb in ihrer Kraft bestehen.

„Ich hatte von derselben zum ersten Male gehört, als ich Sie vor längerer Zeit sah. Vollständig im Besitz meines geistigen Erkenntnißvermögens, begriff ich die ganze Tragweite dieser von unseren Vätern getroffenen Verabredung, und während Sie damals, als Sie mich sahen, noch ein Kind waren, betrachtete ich Sie bereits mit dem Auge des zukünftigen Gatten. Signora, ich errieth schon damals, daß meine zukünftige Gattin der Geschichte des Glanzes und Ruhmes unserer Familien ein neues Blatt hinzufügen werde; ich wußte, daß

aus der Knospe, die ich gesehen, eine herrliche Blume sich entfalten würde.

„Verehrte Braut! Nichts würde irriger sein, als wenn Sie glaubten, Gleichgiltigkeit gegen das schöne Loos, das mir unverdient zu Theil geworden, habe mich so lange von Ihnen fern gehalten. Nein, schon damals liebte ich Sie und mir stets zurückrufend, wie herrlich die Entfaltung einer solchen Blüthe sein müsse, war ich fest entschlossen, mir das Glück, das der Himmel mir beschieden, durch Nichts entreißen zu lassen. Aber während ich mir einerseits sagte, daß Sie noch zu jung seien, um meine Aufmerksamkeiten entgegen zu nehmen, hielten mich andrerseits die Verhältnisse, meine Zwistigkeiten mit den österreichischen Behörden von Venedig fern, selbst dann, als ich gern zu Ihnen geeilt wäre. Die Nothwendigkeit zwang mich also, einem großen Glücke zu entsagen. Dennoch war ich beruhigt. Ich wußte, daß meine Liebe durch Nichts wankend gemacht werden könne; ich wußte auch, daß der Schutz einer unvergleichlichen Mutter, der Glanz eines berühmten Namens hinreichen würde, Sie vor jeder Anfechtung zu schützen. Die Rimal-

di's sind Schutzbefohlene von ganz Venedig. Wer könnte ihnen zu nahe treten? —

„Jetzt endlich beginnt der Schleier zu zerreißen, der so lange das ruhmreiche Wappen unsrer Familie bedeckt hat. Ich werde mich zu Ihnen persönlich darüber aussprechen, denn die Zukunft meines Hauses ist von jetzt ab auch die Ihrige. Genug, die Zeit ist nicht mehr fern, in welcher die Familie Coltagirone auch den Besitz ihrer äußern Macht wieder antreten, in der sie in jeder Beziehung zu den ersten Häusern Italiens zählen wird. Wie könnte ich also säumen, das Glück, das mich erwartet, mit derjenigen zu theilen, die ich am meisten liebe und verehre? Ja, Signora, Macht, Ehre, Reichthum und Ansehn erwarten Sie — und nicht das allein, sondern auch ein Herz, das Sie liebt und mit Sehnsucht der nächsten Zukunft entgegenschlägt!

„Verehrte Signora, ich kenne die Empfindungen, die Sie für mich hegen, nicht, aber ich darf hoffen, daß sie jedenfalls diejenigen der Achtung sind, denn ein Coltagirone begeht nichts, was ihn der Achtung unwürdig machen könnte. Im Uebrigen vertraue ich auf Ihre Ehrfurcht

vor dem Willen Ihres so edel denkenden Vaters, auf die Gesinnungen, welche Ihre vortreffliche Mutter Ihnen eingeflößt und auf Ihre eigene Ueberlegung, die Ihnen sagen muß, daß unsere Verbindung allen Anforderungen einer wohlerzogenen Dame aus einem guten Hause entspricht. Es ist wahr, und ich bin weit davon entfernt, es nicht einzusehen, daß die Natur mich nicht mit körperlichen Vorzügen ausgestattet hat. Aber wenn unsere Väter, die mich kannten, diesen Mangel als unbedeutend betrachtet haben, so darf ich mich wohl der Hoffnung hingeben, daß eine Dame von so gereiftem Verstande, wie meine Schwester Sie mir schildert, die Ansicht Ihres Vaters theilen, und den wahren Werth eines Mannes von seinem Aeußern zu unterscheiden wissen wird. Darüber mehr Worte verlieren, würde Sie beleidigen heißen, und mich in meinen eigenen Augen herabsetzen.

„Sie werden mich heut noch sehen, meine verehrte Braut! Und dieser Tag soll der Anfang einer niemals endenden Reihe von glücklichen Tagen für Sie werden. Sie haben bis jetzt in der Stille und Einsamkeit gelebt, wie

Ihre Jugend und die Lage zweier Damen es nothwendig machte. Von jetzt an wird es meine Pflicht, meine größte Freude sein, Sie in die Welt einzuführen und derselben unser Glück bekannt zu machen. Die Zeit unsers Brautstandes soll für Sie eine ununterbrochene Kette von frohen Stunden sein, eine Vorbereitung für die Zukunft, die sich noch glücklicher für uns gestalten wird. Wir gehen einer ernsten Zeit entgegen. Lassen Sie uns also diesen Winter der Freude und dem sorglosen Vergnügen widmen, obgleich Sie, wie ich fest überzeugt bin, wenn ich mich ausgesprochen haben werde, mit mir jene ernste Zeit herbeisehnen werden, aus welcher das höchste und dauernde Glück für unsere Familien emporsprießen muß.

„Ich küsse Ihnen in tiefster Ergebenheit die Hand, und bitte Sie, der Signora Rimaldi, meiner künftigen zweiten Mutter, die Versicherung meiner höchsten Liebe und Achtung auszusprechen!

„Teodoro, Principe de Coltagirone."

Die Blicke der Mutter und Tochter ruhten noch lange auf diesen Zeilen, als sie den Inhalt derselben längst gelesen und als es zu

dunkel geworden, sie noch zu erkennen. Keine von Beiden schien das düstere Schweigen zuerst unterbrechen zu wollen.

Da klopfte es leise an die Thür. Die Signora Rimaldi fuhr auf. Es war der alte Diener.

„Ihre Hoheiten der Principe und die Principessa Coltagirone," meldete er leise und fast traurig.

„Wir lassen für wenige Minuten um Verzeihung bitten," antwortete die Signora. „Wir hatten die Herrschaften nicht sobald erwartet. Komm, Anna, mein Kind. Komm, in diesem Anzuge darfst Du keinen Besuch empfangen!"

Der Diener war gegangen. Anna wollte sich von ihrem Sitze erheben. Sie vermochte es nicht.

„Anna —!" rief die Mutter flehend, verzweifelnd, beschwörend. „Anna — um der heiligen Jungfrau willen — wir müssen ihn wenigstens sehen, ihn anhören. Wir müssen es!"

Anna erhob sich. Ihre Hand griff in die Luft, als suche sie eine Stütze. Sie erfaßte die Hand der Mutter.

„So komm!“ sagte sie dann hastig. „Komm!“ —

„Also die Signorina ist noch bei der Toilette, hat uns noch nicht erwartet!“ rief das kleine Ungeheuer, sich mit einiger Mühe auf einen der alten, aber prächtigen Lehnstühle niederlassend, den ihm der Diener zurecht gestellt, nachdem er den Principe und seine Schwester in den großen Empfangssaal geführt, der bereits hell erleuchtet war. „Das ist eigentlich wohl ein gutes Zeichen, nicht wahr, Julia? Sie macht Toilette, sie will sich liebenswürdig, vortheilhaft zeigen, he?“

Dabei warf er lachend einen lauernden Blick auf die Schwester, die ruhig, gleichgiltig, theilnahmlos ihr Haupt in den Sessel zurücklehnte und mit ganz anderen Gedanken beschäftigt schien.

„Ja wohl, ohne Zweifel,“ antwortete sie zerstreut. Dann aber, als ob sie sich jetzt erst der Frage erinnerte, sagte sie: „Liebenswürdig? Ich glaube kaum! Sie ist still, Teodoro, aber klug, selbst verschlossen, glaube ich, und sah nicht sehr glücklich aus in der letzten Zeit.

Ich hätte Dir von dieser Eroberung abgerathen, Du weißt es, wenn es noch Zeit wäre, und wenn Du eine andere machen könntest!" —

„Eine bessere?" fragte der Principe, und ein häßliches Lächeln umzog seinen Mund. „Eine bessere kann ich nicht machen. Sie muß ja schöner, als meine schöne Schwester sein, da Graf Eschenburg und Signor Brunelli, zwei Herren, die meiner schönen Schwester nicht gleichgiltig sind, die Signorina Anna vorziehen."

„Du hast Recht!" rief Julia, sehr ungezwungen lachend, was sie vortrefflich verstand, selbst wenn ihr Auge Gift sprühte. „Ich meinte auch nur eine Eroberung, die Dir mehr zugethan wäre."

„Auch diese könnte ich schwer finden," antwortete Teodoro triumphirend. „Hat nicht die Signorina um meinetwillen den östreichischen Grafen und den schönen Brunelli, ja vielleicht noch eine Menge Anderer, von denen ich gar nichts weiß, zurückgewiesen? Und was bindet sie denn? Ist sie nicht im Grunde genommen ganz frei? Würde ich mich durch solch ein Versprechen an eine Dame fesseln lassen, die mir unangenehm wäre? Thorheit!" fügte er

mit seinem heisern Lachen hinzu. „Ich würde mich den Teufel um eine solche väterliche Verabredung kümmern!"

„Das glaube ich wohl," antwortete Julia mit dem Gleichmuth, den sie gewöhnlich ihrem Bruder zeigte. „Aber Du bist noch nicht am Ende. Zwischen heut und dem Hochzeitstage liegt eine lange, eine entscheidende Zeit."

»Corpo di Bacco! Das weiß ich!" rief der Principe. „Aber ich will mein Netz fein und fest ziehen, wie die Spinne. Sie soll mir nicht entflattern. Ah, ich kenne diese Naturen! Mag sie mich hassen — sie hat ein gutes, frommes Herz, ein Herz, wie ich es wünsche! Sie wird den seligen Geist ihres Vaters nicht zu beleidigen wagen; sie wird seinen Wunsch erfüllen!"

Er lächelte selbstzufrieden in sich hinein, während Julia wieder ihren Gedanken nachzuhängen begann.

„Nur keine Eifersucht!" murmelte er vor sich hin. „Sie darf gar nicht wissen, nicht ahnen, daß ich denke, sie könnte mir entfliehen! Ich muß so sicher auftreten, als wäre sie schon meine Gattin. Sie mag Umgang haben, mit

wem sie nur immer will — mit den schönsten Männern. Das gerade wird ihr zeigen, wie fest ich auf sie vertraue, und die Wirkung eines solchen Vertrauens auf edle weibliche Naturen kenne ich — sie ist größer, stärker, als Zwang und Gewalt. Nicht wahr, Julia, es ist eine schöne Sache um edle, hingebende Naturen?"

„Gewiß, es muß Leute geben, die Vertrauen verlangen und solche, die es gewähren," antwortete die Principessa. „Dein Grundsatz ist gewagt, aber ich glaube, er wird Dich zum Ziele führen. Doch, ich kann das nicht beurtheilen. Wenn ich zu wählen hätte, so würde ich natürlich keinen Augenblick zwischen Dir und — nun, zum Beispiel Brunelli schwanken."

„Natürlich, natürlich!" lachte der Principe. „Ich bin nicht Narr genug, um mich neben ein solches Götterbild zu stellen. Aber wenn man nun nicht zu wählen hat, wenn nun dieses Götterbild nichts von uns wissen will? He?"

„Du thätest besser, keine Vergleiche anzustellen!" sagte Julia verächtlich. „Wer hat Dir denn verrathen, daß mir im Ernst an Brunelli's Gunst gelegen ist? Ich dächte, Du am besten müßtest wissen, wie viele Männer ich nur

dulde, weil Du es wünschest, weil die Politik es verlangt."

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel!" bestätigte der Principe. „Und keiner weiß besser als ich, wer wirklich Dein Herz gefesselt hat und nach wem Du schmachtest! Brunelli war Dir schon in Rom nicht gleichgiltig, obgleich er damals fast noch ein Knabe war. Damals hielt ihm Rospoletti das Gegengewicht! Der arme Rospoletti!"

Die Züge der Principessa verdunkelten sich. Sie wollte antworten, hielt aber an sich.

„Der arme Rospoletti!" wiederholte der Principe. „Er thut mir heut noch leid! Zu fallen von der Hand eines solchen deutschen Grobians — trauriges Loos für den Sohn einer der ersten Familien Italiens und den Geliebten der schönen Julia Coltagirone! Dafür wirst Du dem Deutschen stets dankbar sein, nicht wahr?"

„Warum nicht! Er liebte mich, liebt mich noch jetzt!" antwortete Julia kalt.

„Zu viel Liebe ist zuweilen sehr, sehr unangenehm!" sagte Teodoro spottend. „Wenn ich nicht dächte, daß dieser deutsche Bauer für

den Nothbehelf immer noch leidlich wäre — ein Graf, und ziemlich reich, wie man sagt — so würde ich Dir doch rathen, ihm den Laufpaß zu geben, oder Dich seiner auf irgend eine Weise zu entledigen. Wer steht Dir dafür, daß er nicht auch den schönen Brunelli auf die Spitze seiner Klinge spießt, wie den armen Rospoletti, wenn einmal das Herz Brunelli's sich unter den glühenden Blicken meiner schönen Schwester erweichen sollte?"

Die glühenden Blicke der schönen Schwester schossen einen wilden Strahl auf den Bruder.

„Ich bitte Dich," sagte sie dann, sich zur Ruhe zwingend, „überlaß mir meine eigenen Angelegenheiten, und vor Allem die des Herzens. Sei glücklich mit Deiner schönen Braut, die Dich so zärtlich liebt."

„Ich habe im Scherz gesprochen, Julia," sagte der Principe, „ich meine es aber im Ernst. Hüte Dich vor diesem Deutschen. Er liebt leidenschaftlicher, als ein Italiener. Und hüte Dich eben so sehr, Deine Neigung für Brunelli zu einer unwiderstehlichen Macht anwachsen zu lassen. Es scheint mir freilich, als fühlte er nichts für Dich. Aber Deine Strahlen

könnten eines Tages zünden. Und was dann? Er ist einer von denen, ich weiß es wohl, denen Du um den Preis ihrer Liebe selbst Deine Hand reichen würdest. Aber bedenke, daß er Nichts ist, Nichts, daß er selbst seine Herkunft nicht kennt, und daß Du die Tochter einer der ersten Familien bist, die bald mit dem vollen Glanze ihres Namens auftreten und Fürsten zu ihren Füßen sehen kann. Bedenke, Julia, welchen Ereignissen wir entgegen gehen, und spare nicht nur Deine Kraft, sondern auch Deine Schönheit für einen Moment, der Dich vielleicht auf den höchsten Gipfel emporheben kann!"

Ein eigenthümliches Lächeln spielte um die Lippen der Principessa.

„Ich danke Dir von Herzen," sagte sie, „wirklich und aufrichtig. Ich sehe die Richtigkeit dessen, was Du sagst, vollkommen ein. Ich werde mein Herz hüten und meine Neigung in ihren Schranken halten. Ich glaube, ich habe dies immer gethan."

„Nicht immer!" sagte der Principe mit einem finstern Blick. „Freilich warst Du damals jünger —"

„Schweig!“ rief Julia, ihre Stimme mühsam dämpfend. „Du hast mir geschworen, daß kein Wort davon über Deine Lippen kommen würde, weder gegen Andere noch selbst gegen mich. Schweig! Das ist die Bedingung, unter welcher wir zusammen handeln, zusammen leben, uns unterstützen. Wenn Du sie brichst, Teodoro —“

„So wär ich vor Gift und Dolch nicht sicher!“ sagte der Principe. „Das weiß ich wohl, ich werde also schweigen. Aber denke an meine Warnung. Hüte Dich vor Tanowrath und vor Brunelli, vor der Leidenschaft des Einen für Dich, und der Deinigen für den Andern. Bedenke, daß unsre Stellung in der Welt bald eine andre sein wird!“

„Ich bedenke Alles! Genug davon!“ sagte Julia kurz und kalt.

Es trat eine lange Pause ein, welche der Principe dazu benutzte, von seinem Sessel herabzusteigen und die Bilder an den Wänden zu betrachten, welche ausgezeichnete Männer der Familie Rimaldi darstellten.

„Doch eine gute, eine große, eine berühmte Familie!“ sagte er zufrieden. „In der That,

mein Vater hatte gut gewählt. Denn arm, wie wir es waren und noch sind, mit meiner Gestalt, dürfte es mir schwer geworden sein, eine ähnliche Gattin zu finden. Doch ich bin vielleicht zu bescheiden!“ fügte er dann lachend hinzu. „Die Damen haben ihre Capricen, und ich sollte mich nicht wundern, wenn hier und da eine mich interessant fände!“

Das Oeffnen der großen Flügelthüren unterbrach sein Selbstgespräch. Julia erhob sich; der Principe blickte auf seine Handschuhe, zog sie glatt, und richtete dann sein Auge auf die Thür. Sein Blick nahm etwas Erwartungsvolles, Lauerndes an, wie derjenige der wilden Katze.

Der Diener, der die Thür geöffnet, trat zurück. Signora Rimaldi erschien mit ihrer Tochter. Sie führte dieselbe an der Hand, vielleicht um sie zu stützen, denn Anna war bleich und zitterte. Dennoch schlug sie ihr Auge klar, beinahe stolz auf. Die Erste, welche dem Blick desselben begegnete, war die Principessa, die ebenfalls mit Spannung den Eindruck zu erwarten schien, den ihr Bruder auf Anna Rimaldi machen würde.

Aber es war seltsam, sie schien ihn gar

nicht zu sehen. Vielleicht übersah sie ihn — weil er so klein war. Die Züge des Principe, der sich tief verneigt hatte, wurden finster, sein Gesicht röthete sich. Er trat vor. Signora Rimaldi wollte sprechen, die Worte fehlten ihr. Sie hielt noch immer die Hand ihrer Tochter — es war eine furchtbare, peinigende Minute.

„Illustrissima," begann jetzt der Principe mit seiner scharfen Stimme; „ich komme, um Ihnen und Ihrer verehrten Tochter, meiner versprochenen Braut, meine ergebene Aufwartung zu machen: Ich bin entzückt, Illustrissima, zu sehen, daß die Jahre sie nicht verändert haben, und daß Ihre Tochter, meine Braut, den höchsten Erwartungen entspricht, die ihr ganz ergebener Diener, von einer solchen anerkannten Schönheit hegen durfte."

„Ich danke Eurer Hoheit," antwortete Signora Rimaldi schwer und gezwungen, und einen angsterfüllten Seitenblick auf ihre Tochter werfend. „Ich empfinde vollkommen die Ehre, die Sie mir und meiner Tochter erzeigen. Anna, meine Tochter, siehe hier den zukünftigen Gatten, den Dein Vater Dir erwählt — Seine Hoheit, der Principe Teodoro Coltagirone!"

Aber es war, als höre Anna nichts von dieser förmlichen Vorstellung. Ihr Auge, immer noch mit demselben klaren, stolzen Blick, schien in einer andern Welt zu weilen; noch hatte sie es nicht auf den Principe niedergesenkt, dessen Stirn sich mehr und mehr röthete, und der sich ihr langsam näherte. Jetzt plötzlich schien Anna aus der seltsamen Starrheit zu erwachen, die ihren Geist umfangen gehalten. Sie blickte auf ihre Mutter, auf die Principessa — noch nicht auf den Bräutigam.

„Verehrte Signora," sagte dieser, „erlauben Sie mir, daß ich Ihre Hand küsse zum Zeichen meiner Ergebenheit. Reichen Sie mir dieselbe als einen Beweis des Vertrauens und der Freundschaft!"

Bei den ersten Worten hatte Anna zu ihm niedergeblickt. Sie löste ihre Hand aus derjenigen der Mutter — mechanisch reichte sie dieselbe dem Principe. Aber in dem Augenblick, in welchem er sie berührte, stieß sie einen leisen Schrei aus, der fast wie ein Seufzer klang, und sank leblos in die Arme ihrer Mutter. —

Der Weg nach Padua.

Stephanie Eschenburg ging langsam in ihrem Zimmer auf und ab. — Es war Nachmittag. Die Gardinen waren wie immer tief herabgelassen, nicht allein der heißen Sonne, sondern auch heißer Blicke wegen, die von außen eindringen konnten. Stephanie hatte gezeichnet und zwar einige Skizzen Brunelli's kopirt, die sich Leopold von dem Maler ausgebeten, ohne ihm zu sagen, für welchen Zweck er sie gebrauchen wolle. Dabei waren ihr so manche Gedanken gekommen, und entweder um sie zu verscheuchen oder um sich ihnen um so ungestörter zu überlassen, ging Stephanie jetzt auf und ab.

Wer aus der natürlichen Heiterkeit der

jungen Comtesse schließen wollte, daß ihre augenblickliche, eigenthümliche Lage ihr nicht zu Herzen gegangen sei, der würde sich in einem großen Irrthum befinden, und der ernste, fast wehmüthige Ausdruck ihrer gemüthvollen Augen würde ihn belehren, daß diesem jugendlich heitern Charakter die Tiefe des Gefühls durchaus nicht fremd war. So oft ist ja die Heiterkeit nur die Blüthe ächten und innigen Gefühls!

Ja, jetzt, während dieses kleinen Spaziergangs im Zimmer, waren die Gedanken Stephaniens so düster, daß ihr die Thränen in's Auge traten. Sie fühlte vollkommen die Bedeutung des Schrittes, den sie gethan, sie fühlte die Spannung, die nun zwischen sie und die Eltern getreten, und die vielleicht niemals auszugleichen war. Sie gestand sich mit trauriger Klarheit, daß ein wahres, natürliches und inniges Verhältniß sich vielleicht nie wieder zwischen ihr und den Eltern bilden werde. Aber sie bereuete dennoch nicht, was sie gethan. So lange sie denken, so lange sie beobachten konnte, hatte sie das Elend, das allmähliche Hinwelken der Frauen, die solche Convenienz-

Heirathen geschlossen, beklagt und sich selbst das Wort gegeben, wachsam zu sein, um nicht einst aus Leichtsinn ein gleiches Loos ertragen zu müssen. Hätte es sich wirklich um eine Lebensfrage, um das Glück ihrer Eltern gehandelt, hätte sie, wie dies so oft in ähnlichen Fällen geschieht, das Opfer sein sollen, mit welchem ihre Familie sich vor dem Falle bewahrte, so würde sie dieses Opfer wahrscheinlich aus kindlicher Liebe in stiller Resignation gebracht habe. Aber hier handelte es sich fast nur um eine Laune; die Eltern hatten, weil es ihnen so gut dünkte, eine Verbindung geschlossen, ohne Rücksicht auf die Tochter zu nehmen. Stephanie hatte also geglaubt, in ihrem vollen Rechte zu sein, wenn sie sich einer solchen Verbindung entzog, als die Eltern ihre Einwendungen gegen dieselbe nicht beachten wollten.

Aber all' diese Entschuldigungsgründe reichten nicht aus, um ihr die Heiterkeit ihres Geistes zu bewahren, wenn sie allein war. Dem Bruder konnte sie ihr Herz nicht ganz ausschütten. Die Vertraulichkeit zwischen Geschwistern verschiedenen Geschlechts hat ihre

Grenze. Stephanie hätte einer Freundin bedurft, der sie ihr Leid hätte klagen und von der sie Trost und Kräftigung hätte empfangen können. Leopold selbst ahnte dies, und bedauerte oft, das es ihm nicht vergönnt sei, Stephanie zu Anna Rimaldi zu führen. Davon freilich, daß Anna Rimaldi selbst noch mehr des Trostes bedürfe, als seine Schwester, davon ahnte er nichts. Er wünschte also sehnlich, Nachricht von seinem Oheim zu erhalten, und noch mehr, ihn selbst in Venedig zu sehen. Dann konnte Stephanie öffentlich auftreten, dann konnte er sie auch zu Anna Rimaldi führen.

Muße blieb der jungen Gräfin leider mehr als genug, um an ihre Lage zu denken. Einige kleine Fahrten ausgenommen, die sie in verdeckter Gondel mit Leopold gemacht, hatte sie von Venedig nichts gesehen, und von den Gardinen verborgen, hinab auf den Canal Grande zu blicken, wurde mit der Zeit auch ein einförmiges Vergnügen, um so mehr, da der Kanal während der heißen Tageszeit wenig belebt war. Ein ganz kleines Interesse — von dem Leopold nichts wußte — knüpfte sich

freilich an ihre stillen Gardinen-Beobachtungen. In den letzten Tagen war öfter eine kleine elegante Gondel an der Casa Feretti vorübergefahren, aus welcher ein junger Mann sehr eifrig nach den Fenstern des ersten Stockes emporspähte, und Stephanie hatte in ihm jenen d'Orville zu erkennen geglaubt, dem sie in Wien begegnet. Wenn es wirklich d'Orville war — und sie zweifelte kaum daran, ihr Auge war sehr scharf — so mußte er häufig und zu den verschiedensten Tageszeiten in der Nähe der Casa Feretti beschäftigt sein. Denn keine Gondel kam öfter vorbei und keine fuhr langsamer.

Wir sagen, diese Beobachtung hätte der jungen Comtesse ein kleines Interesse gewährt; ja, Stephanie gestand sich selbst, daß dem so war, und sie fand es sehr begreiflich, denn außer Leopold war d'Orville die einzige lebende Seele in Venedig, die sie kannte. Auch pflegen junge Mädchen stets eine kleine Vorliebe für das Geheimnißvolle zu haben. Es beschäftigte sie also der Gedanke, ob d'Orville wisse, und woher er es wisse, daß sie in Venedig sei, ob seine Fensterpromenaden wirklich ihr, oder der schönen

Julia Coltagirone gälten. Allmählich glaubte sie das Erstere annehmen zu müssen, denn die Augen des jungen Franzosen ruhten stets auf den Fenstern des ersten Stockes und wenn er sich für die Bewohner des Casa Feretti interessirte, so mußte er doch längst wissen, daß die Principessa nicht im ersten, sondern im zweiten Stock wohne. Außerdem — wir wollen bekennen, was Stephanie sich vielleicht selbst verschwieg — bewahrte die Comtesse dem jungen Franzosen eine sehr freundliche Erinnerung. Er hatte sich ihr als ein vollkommener Edelmann gezeigt und ihr weiblicher Instinkt hatte ihr gesagt, daß unter seiner achtungsvollen Zurückgezogenheit ein tieferes Interesse verborgen liege. Roger d'Orville war einer von den wenigen jungen Männern — ja, vielleicht der einzige gewesen, bei deren Annäherung ein angenehmes Gefühl, eine Art von Sympathie ihr Herz erwärmt hatte. Freilich, sie hatte sich vielleicht auch getäuscht, und die stumme Huldigung, die ihr in seinen Blicken zu liegen schien, war vielleicht nichts als Achtung gewesen, die er jeder Fremden bezeigte. Diese Gondelfahrten aber schienen darauf hinzudeuten,

daß er die Gräfin nicht vergessen, und zuweilen wiederholte sich Stephanie lächelnd die Worte seines Gesanges, die allerdings fast mit Bestimmtheit dafür sprachen, daß er um ihre Anwesenheit wisse. Genug, der Reiz des Geheimnißvollen verband sich für Stephanie mit der Erscheinung des jungen Franzosen, um so mehr, da er möglicher Weise zu der Familie gehörte, bei welcher ihr Oheim sich jetzt befand. Und so kam es, daß ihre Gedanken sich öfter mit ihm beschäftigten, als dies unter irgend welchen anderen Umständen der Fall gewesen wäre.

An diesem Nachmittag aber waren die Gedanken Stephaniens ausschließlich der Heimath gewidmet gewesen, und die Trauer über den Zwist mit den Eltern hatte sich ihr lebhafter und schmerzlicher als je aufgedrängt. Die Einförmigkeit ihres Daseins, das fast einem Gefängnißleben glich, hatte dazu beigetragen, ihren Geist zu umdüstern. Und freilich konnte man keinen größern Gegensatz denken, als dieses Leben in verschlossenen Zimmern, und Stephaniens eifriges Thun und Treiben in Bilsenburg, wo sie von Morgens früh bis Abends

Alles überwachte und ordnete, dazwischen noch Zeit genug fand, Freundinnen zu besuchen oder zu empfangen, mit dem Vater auszureiten, zu musiziren, im Dorf umher zu gehen und sich nach ihren Patienten und Schützlingen zu erkundigen — es war ein Gegensatz wie Tag und Nacht! Mit den glücklichsten Gedanken wäre diese Abgeschlossenheit schon schwer zu ertragen gewesen; mit einem Kummer aber wurde sie zu einer Last, deren ganze Schwere Leopold bei all' seiner brüderlichen Theilnahme nicht ahnte.

Plötzlich klopfte es, ohne daß Stephanie, in ihre Gedanken versunken, die nahenden Schritte gehört hatte, ziemlich stark an die Thür des Kabinets. Die Comtesse athmete auf — das mußte Leopold sein! Sie sehnte sich nach seiner Gesellschaft, sie wollte nicht mehr allein sein, er sollte mit ihr eine Spazierfahrt machen!

„Ich bin es — Leopold!" rief die bekannte Stimme des Bruders von außen und Stephanie öffnete schnell.

Fast betroffen aber trat sie zurück, als sie neben dem Bruder noch eine andere Gestalt

bemerkte, die sie, da die Thür des Kabinets im Dunkeln lag, nicht sogleich zu erkennen vermochte. Dann aber stieß sie einen Freudenschrei aus.

„Onkel!“ rief sie. „Mein lieber Onkel! Bist Du da? Bist Du es wirklich? Welche Freude!“

Leopold hatte die Thür inzwischen vorsichtig geschlossen und der Onkel hatte den Finger auf den Mund gelegt. Dann nahm er mit sehr ernstem Gesicht seine Nichte bei der Hand und führte sie in das größere Zimmer. Als Stephanie, die im Begriff war, ihn freudestrahlend zu umarmen, dort seine ernste, zurückweisende Miene bemerkte, sanken ihre Arme herab. Sie erschrak und schaute den Oheim ängstlich forschend an. War es möglich? Auch Onkel Rudolf zürnte ihr?

„Gemach, gemach, mein Fräulein!“ sagte der Oheim, mit der Hand winkend. „Man läßt sich nicht so mir nichts dir nichts von einem rebellischen Wildfang umarmen! Das sind ja allerliebste Geschichten! Fräulein Stephanie, eine Eschenburg, die ihren Eltern entflieht und allein, ohne irgend eine Begleitung, von Wien

nach Venedig reist! Wirklich, ich glaubte zu träumen, als ich Euren Brief empfing! Wird man deshalb alt, um so etwas zu erleben?"

Stephanie starrte noch immer den Oheim an, der ein entsetzlich ernstes Gesicht machte. Die Miene des Bruders, auf den sie dann einen flüchtigen Blick warf, blieb ihr verborgen; denn Leopold hatte sich abgewandt. Sie erbleichte und erröthete abwechselnd. War es denn möglich, daß dieser gute Oheim ihr im Ernst zürnte, er, von dem sie wußte, daß er sie über Alles liebte, daß er der nachsichtigste aller Menschen sei? Hatte sie denn wirklich ein so großes Verbrechen begangen?

„Ja, ja, sieh mich nur an!" fuhr der Oheim fort. „Wenn Du glaubst, daß ich Dir so leicht verzeihen werde, wie Leopold, der auch so ein Hans Flattersinn ist, so irrst Du gewaltig! Nennt man das Erziehung, nennt man das Gehorsam und Kindespflicht, den Eltern davonzulaufen? Und weshalb? Weil sie Dein Bestes wollen!"

Stephanie las noch immer starr in seinem Gesicht. Ihre Lippen zuckten.

„Onkel!" sagte sie dann mühsam. „Onkel,

ist das Dein Ernst? Hieltest Du das für mein Bestes?"

„Ei, natürlich, ist Ingelheim nicht eine vortreffliche Parthie?" rief der Oheim. „Kann sich die gräfliche Familie Eschenburg nicht gratuliren, mit einem Fürstengeschlecht verschwägert zu werden? Leopold ist auch so ein Narr, daß er den Vortheil, der dabei auf der Hand liegt, nicht sogleich einsieht! Nein, wenn Ihr geglaubt habt, ich würde mich wie ein alter Phantast auf Eure Seite stellen, so habt Ihr Euch sehr geirrt! Das Fräulein wird augenblicklich mit mir nach Bilsenburg reisen und wird den Fürsten Ingelheim heirathen, vorausgesetzt, daß derselbe eine davon gelaufene Tochter noch heirathen will!"

Stephanie hatte während dieser Worte geglaubt, einen spöttischen Zug um die Lippen des Oheims zucken zu sehen. Aber das war nur ein Moment gewesen. Sein Gesicht war jetzt wieder streng, gebieterisch, finster.

Die junge Comtesse stieß einen Seufzer aus, setzte sich dann auf den Sessel, neben dem sie stand, als ob es ihr unmöglich sei, sich

aufrecht zu erhalten — und bedeckte ihr Gesicht mit der Hand.

„Onkel!" — sagte sie dann kurz und abgebrochen. „Wir wollen zurück. Wenn Du mich verurtheilst, so muß ich Unrecht haben. Ich sehe es nicht ein — nein! Aber Du mußt es wissen!"

Ein schallendes Gelächter schreckte sie auf und in demselben Augenblick legte sich ein Arm sanft um ihre Schulter. Das Lachen kam von den Lippen Leopolds, der vor Vergnügen in die Hände klatschte; der Arm gehörte dem Oheim, dessen Auge jetzt mild und freundlich über Stephanie schwebte.

„Nun, wir wollen es genug sein lassen mit dem Schrecken, Du Wildfang!" sagte er zärtlich und lächelnd. „Es genügt mir, Dich kirre gemacht zu haben, und zu wissen, daß Du kein verstocktes Herz hast. Ich meine es nicht so böse. Was Du gethan hast, war jedenfalls gewagt; aber wir müssen die Einzelheiten abwarten, um zu wissen, ob Du so sehr im Unrecht bist. Bis dahin wollen wir Dich nicht verdammen. Hoffentlich wirst Du es nicht wieder thun!"

Aber Stephanie war doch zu sehr erschüttert, um auf den besänftigenden Scherz des Oheims sogleich eingehen zu können. Der Schrecken, den sie überstanden, das Bewußtsein ihrer Trennung von den Eltern, der Kummer, den sie so lange einsam getragen, stürmten in diesem Augenblick mächtig auf sie ein. Sie legte den Kopf an die Brust des Oheims und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Wir haben es zu stark gemacht, Leopold!" sagte dieser mitleidig. „Nun, es wird sich legen! Stephanie, mein Liebling, sei doch vernünftig, es war ja nur ein Scherz! Du bist ja immer meine gute Stephanie und wirst es bleiben. Die Eltern müssen eine Binde vor den Augen gehabt haben, daß sie Ingelheim's Jahre und sein Gesicht nicht sahen. Das hätte ich nimmermehr geduldet, daß meine kleine Bäuerin an so einen vertrockneten Diplomaten verheirathet würde. Und da ich nicht in Bilsenburg war, um Dir beizustehen, so hast Du ganz Recht gethan, zu Leopold zu eilen! Sei doch still, mein Herz!"

Auch Leopold bemühte sich, Stephanie zu trösten. Aber in der ersten Zeit war das un-

möglich. Der lange verhaltene Kummer, die Spannung ihres Herzens lös'te sich in diesem Schluchzen, in diesen Thränenströmen, die ihr, im Arm des Oheims, die erste wahre Erleichterung gewährten, seit dem Augenblick, in welchem sie den verhängnißvollen Entschluß zur Flucht gefaßt hatte. Erst ganz allmählich beruhigte sie sich. Dann aber blickte ihr Auge auch um so freier durch die Thränen zu dem Oheim empor und ihre Brust athmete leichter, ihr Mund lächelte in wehmüthiger Freude.

„Nun Du da bist, Onkel, ist Alles gut!" flüsterte sie still und fast träumerisch. „Nun bin ich zufrieden! Du zürnst mir nicht — das ist genug. Etwas Strafe hatte ich verdient — ja! Aber wärst Du in Bilsenburg gewesen, so wäre ich nicht fortgegangen!"

Der gute Oheim, glücklich darüber, daß sein Liebling wieder Worte fand, bemühte sich nun, ihr die trostreichsten Versicherungen zu geben und ihr zu versprechen, daß er jeden Zwiespalt mit den Eltern ausgleichen werde. Allmählich kehrte das Lächeln auf den Lippen Stephaniens zurück, und keine Stunde war vergangen, so leuchtete auch wieder der frühere

Schelm aus ihren Blicken, und sie begann mit dem Oheim jene kleinen scherzhaften Plänkeleien, die stets sein liebstes Vergnügen gewesen.

„Ich war sehr böse auf Dich, Onkel, daß ich nicht schon gestern oder vorgestern einen Brief von Dir erhielt!" sagte Stephanie. „Ich hatte mir berechnet, daß ich recht gut bis gestern eine Antwort von Dir erhalten konnte."

„Ich zog es vor, selbst zu kommen," antwortete Graf Eschenburg. „Was ich Dir zu sagen hatte, würde in einem Briefe entweder zu ernst oder zu leicht geklungen haben. Und dann errieth ich ja auch im Augenblick Deine trostlose Lage hier! Ich konnte mir denken, daß Leopold Dich hüten würde, wie ein Argus, und da ich weiß, daß Dich nichts mehr ennuyirt, als Langeweile, und daß Nichts häßlicher macht: eine Erfahrung, die man schon jetzt an Dir beobachten kann —"

„Onkel!" rief Stephanie drohend, und eilte vor den Spiegel um sich mit komischem Entsetzen zu betrachten.

„Also, da ich dies wußte, so eilte ich hierher, und verließ die reizendste aller Villen, die angenehmste aller Gesellschaften, um hier ein

entflohenes Vögelchen wieder einzufangen!" fuhr Graf Rudolf fort.

„So erzähle doch von Deiner Villa Olboni!" rief Stephanie. „Welch' seltsamer Mensch Du bist! Ueberall hast Du Freunde! Wenn man Dich in Paris oder Wien vermuthet, bist Du nur wenige Meilen von uns, vergraben in ein idyllisches Leben! Bald entdeckst Du herrliche alte Kunstwerke, oder große vernachlässigte und verkannte Künstler, oder prächtige Naturschönheiten, die noch nie ein menschliches Auge gesehen, und nun findest Du gar eine fast verschollene Familie wieder, die ein wahres Musterbild aller Familien zu sein scheint, und in welcher Du wahrscheinlich die nächsten Jahre ein Schäferleben führen wist."

„Du Spottvogel, der Du urtheilst, ehe Du weißt, warum es sich handelt, Du verdientest wirklich, daß ich Dich hier im Käfig sitzen ließe!" rief der Oheim. „Ja, ja, in jener Familie könntest Du Anstand und Zartheit lernen, die Dir bis jetzt noch fehlen! Es sind zwei Töchter da, von denen jede einzelne ein Dutzend Stephanien aufwiegt."

„Wirklich?" rief der Comtesse demüthig

ernst. „So führe mich doch in jene Familie, zu jenen herrlichen Mädchen! Du hast keine Ahnung, wie lernbegierig ich bin!“

„Hm!“ meinte der Oheim. „Aus dem Scherz könnte Ernst werden, denn der Gedanke, um Deinetwillen, um solchen unbedeutenden Wildfangs willen, die Villa Olboni verlassen und nach dem langweiligen Wien zurückkehren zu müssen, will mir noch gar nicht in den Kopf. Ich habe bereits daran gedacht!“

Dann, auf eine Frage Leopold's, berichtete er ausführlicher, in welchen Verhältnissen er früher zur Familie d'Orville gestanden und wie er sie nun wieder kennen gelernt. Seine Schilderungen des freundlichen Familienlebens auf der Villa schienen Leopold und Stephanie lebhaft zu interessiren. Zufällig erwähnte der Oheim, daß der älteste Sohn wegen seiner napoleonischen Gesinnungen mit dem Vater zerfallen sei. Stephanie lauschte aufmerksam, und nach einigen, scheinbar sehr gleichgiltigen Fragen — denn sie sah, daß sie von Leopold scharf beobachtet wurde — zweifelte sie nicht mehr daran, daß Roger d'Orville derselbe Franzose sei, den sie in Wien kennen gelernt. Graf

Rudolf wußte übrigens, daß sich Roger in Venedig befinde. Frau von d'Orville hatte es ihm bei seiner Abreise gesagt und den Freund ihrer Familie, in den sie großes Vertrauen setzte, gebeten, Roger womöglich aufzusuchen und ihr später aufrichtig mitzutheilen, wie er ihn gefunden, und ob nicht Aussicht auf eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn sei.

Vieles wurde nun überlegt und verabredet. Eine schnelle Rückkehr nach Bilsenburg schien Stephanie nicht zu wünschen, schien auch Graf Rudolf nicht für räthlich zu halten. Er meinte, es würde gut sein, wenn vorher einige Briefe gewechselt würden, die eine allmähliche Verständigung herbeiführen sollten. Da sie nun einmal doch dem Elternhause entflohen und in Venedig sei, meinte Stephanie, so wolle sie die Gelegenheit benutzen und die schöne Stadt, wo möglich ein Stückchen Italien sehen — wobei ein zärtlicher Blick auf den Oheim fiel, der diesen mit drohend erhobenem Finger beantwortete.

„Das nenne ich einen Uebermuth!" rief er. „Jetzt verlangt sie noch Belohnung für ihren tollen Streich! Nein, so schwach wollen

wir denn doch nicht sein, Leopold. Sie soll wieder zurück nach Bilsenburg, wie sie hierher gekommen ist, heimlich und ohne irgend etwas gesehen zu haben! Sonst macht sie in vier Wochen einen ähnlichen Streich!"

Jetzt hätte der Onkel selbst im Ernst zürnen können, seine Macht wäre vorüber gewesen! Stephanie hatte eine so feine, so wenig auffällige und doch so eindringliche Art des Schmeichelns, sie war ihres Sieges so gewiß, daß an gar keinen Widerstand zu denken war. So währte es denn gar nicht lange und Alles war verabredet — ungefähr in der Weise, wie Stephanie es gewünscht hatte. Der Oheim sollte in der Casa Feretti wohnen; er und Leopold sollten Stephanie Venedig zeigen, ohne jedoch irgend welche Besuche zu machen, damit jedes Aufsehn und Ceremoniell vermieden werde, dann sollte der Oheim den schönen Oktobermonat benutzen, um Stephanie die italienischen Seen zu zeigen, wobei natürlich der Comer-See und die Villa Olboni nicht vergessen werden sollten. Graf Rudolf schien in Beziehung auf die letztere ein kleines Project zu haben, denn er überlegte zuweilen und sagte

vor sich: „Wir wollen sehen! Es wird sich machen! Ja, ja, das wird das Beste sein!“

„Und nun, Leopold, mein allerliebster Bruder,“ rief Stephanie dann ganz entzückt, „sage mir, ist es denn ganz unmöglich, eine kleine Partie zu machen?“

„Eine Partie? Was verstehst Du darunter?“ antwortete der Bruder. „Eine Partie Whist — eine Wasserpartie —?“

„Ach, stelle Dich nicht so thöricht an!“ rief Stephanie. „Seit einer Ewigkeit sitze ich hier in diesem Zimmer — es ist mir, als wäre ich ganz schwach und krank geworden! Wenn ich nur ein einziges Mal so recht wieder Luft schöpfen könnte.“

„Ich glaube gar, sie meint eine Partie zu Pferde!“ unterbrach der Oheim sie lachend. „Nein, das geht hier nicht; in Venedig weiß man kaum, was ein Pferd ist. Früher, glaube ich, gab es hier nur einen einzigen Klepper, den ein Apotheker aus medizinischen Zwecken kümmerlich in seinem Stalle hielt, und als Lord Byron mit seinen Pferden auf dem Lido jagte — ich glaube, es war dort — erregte dies in Venedig ein fabelhaftes Aufsehn. Also

dieses Lüstchen laß Dir nur vergehen, mein Herz. Dagegen sollst Du Gondelpartien machen, von denen selbst die kühnste Phantasie sich nichts träumen läßt!"

„Nun, so ganz unmöglich, wie früher, ist es nicht mehr, Stephaniens Wunsch zu erfüllen!" sagte Leopold. „Drüben, am Ufer zwischen Mestre und Fusine hat ein deutscher Wirth ein neues Kaffeehaus angelegt, das viel von unseren Offizieren besucht wird. Er hält vier gute Pferde, die wir oft benutzen; eins darunter ist sanft genug, so daß es Stephanie wohl reiten könnte. Wenn Stephanie durchaus will, so bin ich mit von der Partie."

„So? Nun ich sehe wohl, Stephanie braucht nur zu wünschen, so ist es da!" rief der Oheim. „Aber Ihr vergeßt die Hauptsache, Kinder — ein Damensattel, ein Reitkleid!"

„Ein Sattel ist drüben," antwortete Leopold, „Es reiten zuweilen Offiziersdamen. Aber freilich — ein Reitkleid!"

„Kleinigkeit!" rief Stephanie, vergnügt in die Hände klatschend. „Jetzt kann ich ja ausgehen! Wenn eine Modistin mir nicht bis morgen Nachmittag ein Reitkleid macht, so ist

sie eine Stümperin! Das ist auch meine Sache, darum haben sich die Herren nicht zu kümmern! Victoria! Morgen oder übermorgen machen wir eine Partie! Laß Deine Gondeliere rufen, Leopold! Ich will mit dem Onkel ausfahren und eine Modistin suchen! Jetzt bin ich keine Gefangene mehr!"

„Nein, aber ein Kind bist Du!" rief der Bruder lachend, und der alte Eschenburg flüsterte ihm ins Ohr: „Laß sie nur! Es ist besser, daß sie so ist, als anders!"

Stephanie verlangte jetzt auch die Zimmer ihres Bruders zu sehen, in welche sie Leopold, aus Besorgniß, es könne ein Diener oder ein ungestümer Bekannter sie unverschleiert dort überraschen, noch nicht zu führen gewagt hatte. Dabei erzählte er dem Oheim von Brunelli, und Graf Rudolf war sehr begierig, den jungen Maler kennen zu lernen. Eschenburg wußte jedoch, daß derselbe jetzt an dem Portrait arbeite und führte deshalb den Oheim nicht zu ihm.

Die Diener machten natürlich große Augen, als sie einen alten Herrn und eine junge schöne Dame mit Leopold durch die Zimmer

wandeln sahen, die Stephanie nicht mit spöttischen Bemerkungen verschonte. Sepperle, der den Grafen Rudolf und die Comtesse kannte, war hocherfreut; Matteo, der sich ebenfalls in einem Zimmer zu schaffen machte, schien sehr überrascht und wußte natürlich nicht, was er davon zu halten habe, denn seine frühere Vermuthung, die verschleierte Dame sei eine Geliebte seines Herrn, erlitt nun einen harten Stoß. Er empfing übrigens bei dieser Gelegenheit den Befehl, die Gondel in Bereitschaft zu setzen.

Bald darauf erschien Sepperle mit einem Briefe.

„Von der Signora Rimaldi," meldete er. „Der Diener erwartet eine Antwort."

„Von der Signora?" rief Eschenburg überrascht, denn er hatte noch nie einen Brief oder eine Einladung von der Mutter Anna's erhalten, und hastig öffnete er den Brief.

Er bedurfte seiner ganzen Kraft, um seine Fassung zu bewahren, als er ihn las. Zum größten Glück für ihn waren Stephanie und der Oheim mit einer Aquarelle beschäftigt, die in Leopolds Kabinet hing und Schloß Bilsen=

burg darstellte. Stephanie erzählte dem Oheim, daß im Laufe des Sommers einige Veränderungen auf dem runden Platze vor dem Schlosse vorgenommen worden, daß hier eine Bildsäule aufgestellt, dort ein neuer Weg angelegt sei und dergleichen Einzelheiten mehr. So gewann Leopold Zeit, wenigstens zum Theil seine Fassung wieder zu erlangen, und nur überrascht, nicht erschreckt oder bestürzt zu erscheinen. Jener Brief war kurz und enthielt nur Folgendes:

„Sie haben uns stets eine so große Theilnahme bewiesen, Herr Graf, daß ich Sie wohl zu den wenigen Freunden rechnen darf, die eine besondere Mittheilung des angenehmen Ereignisses, das in unsrer Familie stattfinden wird, erwarten können und dieselbe mit Theilnahme empfangen werden. Uebermorgen, am 30. September, Donnerstag, wird die Verlobung meiner Tochter Anna mit Sr. Durchlaucht dem Fürsten Teodoro Coltagirone stattfinden. Der Bräutigam meiner Tochter würde es gern sehen, wie er mir gesagt hat, wenn die Freunde der Familie seiner Braut der Feier dieser

Verlobung mit ihrer Gegenwart beehren wollten. Ich erlaube mir also, Sie und auch Signor Brunelli für den genannten Tag Abends sieben Uhr einzuladen, und bitte Sie, das einliegende Billet Ihrem Freunde zu überreichen. Ich werde Ihre bejahende Antwort mit dem aufrichtigsten Vergnügen empfangen. Ihre ergebenste

F. Rimaldi."

Das also war das Geheimniß gewesen, das war der Grund der geheimnißvollen Verbindung der Familie Rimaldi mit der Familie Coltagirone! Dieser Principe, von dem Leopold nur durch Tanowrath und einige flüchtige Andeutungen Brunnelli's erfahren, daß er ein Scheusal sei, und von dessen Ankunft in Venedig er gehört, den er aber noch nicht gesehen — das war der Bräutigam Anna's!

Der Bräutigam! — Leopold fühlte einen tiefen, nicht heftigen, aber ungemein lähmenden, niederdrückenden Schmerz in seiner Brust. Hatte er Anna geliebt? Fast glaubte er es. Hatte er gehofft? Nein, er war sich über die Natur seiner Empfindung für Anna Rimaldi und seine Hoffnungen niemals klar geworden.

Aber jetzt, da er wußte, daß selbst die leisen Träume, die zuweilen seine Phantasie durchzogen, ihm nicht mehr erlaubt sein würden, daß Anna die Verlobte eines Andern sei, jetzt war es ihm, als ob ein großes Unglück über ihn hereingebrochen, als ob er die Hoffnung seines Lebens verloren. Oft weiß der Mensch nur dann, daß er geliebt und gehofft hat, wenn Liebe und Hoffnung ihm für immer geraubt sind! —

Indessen Leopold, obgleich im Ganzen eher eine weiche, als eine eiserne Natur, gehörte dennoch zu den Männern, die einen Schmerz zu verbergen wissen, und als sich der Oheim und Stephanie ihm näherten, sagte er mit scheinbarer Ruhe:

„Ich habe so eben eine Nachricht erhalten, die mich überrascht hat. Du weiß, Oheim, daß ich die Familie Rimaldi kenne, und auch Dir, Stephanie, habe ich von den beiden Damen erzählt, die so einfach und eingezogen leben. Jetzt erfahre ich plötzlich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß Anna Rimaldi sich übermorgen mit dem Principe Coltagirone verloben wird."

„Mit wem?" rief Graf Rudolf erschreckt, und den Kopf vorstreckend, als habe er nicht recht gehört.

Leopold wiederholte den Namen. Der Oheim stand eine Minute lang schweigend da; dann schüttelte er den Kopf, seufzte und faltete, als ob er für Jemand beten wolle, die Hände.

„Das also ist die Unglückliche, die wir so innig bedauerten!" sagte er dann. „Um Himmelswillen! — wie ist es möglich? Ich kann es kaum glauben! Du hast mir die Damen in Deinen Briefen so edel, so fein fühlend geschildert! Kennst Du denn den Principe? Weißt Du, was das zu bedeuten hat?"

Und als Leopold, von diesem Mitleid stärker berührt und verwundet, als sein Oheim es ahnte, die Frage verneinte, erzählte der Oheim den kurzen Besuch Coltagirone's auf der Villa Olboni mit all' seinen Einzelheiten, die in den beiden Zuhörern die größte Theilnahme erweckten. In Leopold's Brust nagte der Schmerz jetzt noch heftiger. Nach des Oheims Versicherungen unterlag es gar keinem Zweifel, daß jedes Weib, und wäre sie ein Engel an Sanftmuth und Ergebung, mit

solch' einem Mann unglücklich werden müsse. Und Anna Rimaldi — das einzige Wesen, für das er eine so seltene, eigenthümliche und tiefe Sympathie empfunden — Anna ihm nicht nur geraubt, sondern auch unglücklich — das war der bitterste, der schwerste Schlag, der das Herz Leopold's bis jetzt getroffen! —

Aber auch jetzt blieb er besonnen und gefaßt. Er fühlte, daß er sich niemals verrathen dürfe, daß er seine Wunde still und verborgen in sich allein tragen müsse. Seine Lippen bedauerten Anna Rimaldi mit ruhigen Ausdrücken, über die er mit sich selbst zürnte, während sein Herz blutete. Dann aber drängte es ihn, allein zu sein. Er erinnerte Stephanie daran, daß sie mit dem Oheim hatte ausfahren wollen, und lenkte so das Gespräch von diesem ihm so schmerzlichen Gegenstande ab. Die Gondel lag bereit. Leopold begleitete den Oheim und die Schwester bis an die Treppe, die zum Canal Grande führte, dann eilte er auf sein Zimmer.

Es war eine schwere, sehr ernste und bedeutungsvolle halbe Stunde, die Leopold dort mit sich allein war. Er trug seine erste, seine

liebste Hoffnung zu Grabe. Er gestand sich erst jetzt, daß er Anna Rimaldi geliebt habe, jetzt, da sie ihm verloren war. Durfte er denn noch hoffen? War es denn möglich, daß eine solche Verbindung wirklich geschlossen werden konnte? Zweifel stiegen in ihm auf, aber er unterdrückte sie bald. Dieses entsetzliche Geheimniß war es gewesen, das so schwer auf den beiden Frauen gelastet hatte. Sie hatten es längst gekannt, sie schienen sich in ihr Loos ergeben zu haben — es war nicht mehr zu ändern!

Jetzt erst erinnerte er sich Carlo Brunelli's und die beiden Briefe nehmend, eilte er zu dem Maler.

Carlo, vollkommen wieder hergestellt, frisch, blühend, stand in der hellen Maler-Blouse vor dem Portrait, an dem er arbeitete. Welche schmerzliche und doch welche hohe Bedeutung hatte dieses Bildniß jetzt für Leopold! Das war Alles, was ihm von Anna Rimaldi blieb! Und war er nicht glücklich, daß der Zufall ihm einen Freund zugeführt, der ihm dieses herrliche Andenken an die verlorene Hoffnung aus dem Nichts zaubern konnte?

Ohne ein Wort zu sprechen, stand der junge Graf lange vor dem Portrait, das fast beendet war. Mit Meisterhand hatte Carlo das ganze geistige Leben, den innersten Ausdruck Anna's auf die Leinwand übertragen. So, mit diesem Blick, mit diesem klaren, ruhigen Auge, mit dieser in ein düsteres Schicksal ergebenen, auf die innere Kraft vertrauenden Miene hatte er sie so oft gesehen! Und im Bilde war sie noch schöner, als in der Wirklichkeit, ihre Züge waren verklärt, sie glich einer Heiligen — und als eine Heilige mußte er sie in Zukunft verehren, als ein Wesen, das für ihn dem Irdischen entrückt war!

Dem Maler, obgleich er eifrig an seinem Werk fortarbeitete, fiel dieses stille Betrachten, diese Schweigsamkeit des jungen Offiziers auf und er beobachtete ihn zuweilen mit scharfem, aufmerksamem Blicke. Endlich riß sich Leopold von dem Anschauen des Bildes los und fragte:

„Sie kennen den Principe Coltagirone, den Bruder unsrer Principessa?"

„Ja wohl, ich habe ihn damals in Rom und später in Neapel ziemlich häufig gesehen," antwortete Brunelli.

„Was ist es für ein Mann?“ fragte Leopold. „Er ist hier angekommen.“

„Leider!“ sagte Brunelli. „Ich liebe ihn nicht und glaube Ihnen mein Urtheil über den Mann bereits mitgetheilt zu haben. Von seinem Aeußern will ich nicht sprechen. Er ist für einen Menschen, wie ich bin, für einen Künstler, abschreckend, entsetzlich. Aber auch sein Charakter mißfällt mir. Er scheint hinterlistig, boshaft, tückisch zu sein. Daß er der Idee des freien und unabhängigen Italiens zugethan ist, könnte mich vielleicht zu seinen Gunsten einnehmen. Dennoch ist meine Antipathie gegen ihn größer als die Sympathie, die ich sonst für meine Gesinnungsgenossen empfinde. Ich theile Ihnen dies im Vertrauen mit, Herr Graf. Wenn ich mit ihm zusammentreffe, werde ich durch die Erinnerung an die gefahrvollen Stunden, die ich mit ihm verlebt habe, durch die Verpflichtungen, die ich seiner Schwester schulde, gezwungen sein, ihm freundlich und höflich zu begegnen. Ich wünschte indessen, ich hätte nicht nöthig, ihn jemals wiederzusehen!“

„Sie glauben, wie mir nach alle dem scheint, nicht, daß ein schönes, guterzogenes

sanftes Mädchen als die Gattin dieses Mannes glücklich sein würde?" sagte Leopold und er zwang seine Stimme, nicht zu zittern.

„Die Gattin?" rief Carlo Brunelli überrascht. „Ich halte es für unmöglich, daß er sich verheirathet, oder wenigstens für unmöglich, daß er eine Frau findet! Aber weshalb fragen Sie? Sollte dieser Mann daran denken, ein Weib an sich zu fesseln? Das wäre entsetzlich! Aber nein, es ist nicht möglich. Sie erfinden Möglichkeiten, die undenkbar sind!"

Leopold überreichte dem Maler die beiden Briefe. Carlo legte Palette und Pinsel aus den Händen, um sie zu lesen. Aber als er den ersten Blick auf sie geworfen, erbleichte er, die Arme sanken ihm schlaff herunter. Er starrte Leopold an, als ob er träume. So heftig, so stark war diese Ueberraschung, daß sie einem Andern, als Leopold, vielleicht auffällig erschienen wäre. Aber der junge Offizier, selbst aufs Tiefste erschüttert, fand nichts Seltsames in diesem Erschrecken, das ihm natürlich schien.

Carlo Brunelli bedurfte einiger Zeit, um sich zu sammeln. Allmählich kehrte die Röthe

auf sein Antlitz zurück, aber noch immer war er unfähig zu sprechen. Und Leopold erwartete in der That keine Antwort. Es schien ihm, als wäre es eine verletzende Gleichgiltigkeit, hier nur ein einziges Wort zu verlieren.

„Wenn es irgend eine Möglichkeit auf der Welt giebt, so muß diese Verbindung verhindert werden!" rief Carlo Brunelli endlich nach einer langen Pause mit starker Stimme.

„Das ist es, was ich gedacht habe!" sagte Leopold.

„Ich würde glauben, zu träumen!" rief der Italiener. „Aber ich habe die Briefe in der Hand! Coltagirone und Anna Rimaldi — diese Namen dürfen niemals, so wie ich es jetzt thue, neben einander genannt werden! Das also war das Geheimniß, das ich ahnte. Aber daß es so furchtbar sei, das hätte ich niemals, niemals geglaubt! Anna Rimaldi die Gattin dieses Mannes — ist denn die Welt aus ihren Fugen gerathen, daß man eine Heilige an einen Teufel ketten will?"

„Vielleicht erfahren wir, wie dieser schöne Bund geschlossen wurde!" sagte Leopold bitter. „Es muß ein Werk dieses teuflischen Principe

sein, denn die Signora Rimaldi kann es unmöglich gewollt haben; sie selbst scheint unsäglich unter diesem Elend zu leiden. Ja, es ist ein Geheimniß, ein furchtbares Geheimniß!"

Er setzte sich; auch Carlo Brunelli sank auf seinen Sessel. So saßen sie Beide lange Zeit schweigend gegenüber, vor sich hinstarrend, die Lippen starr und fest geschlossen. Ein Schmerz, eben so wahr, eben so rein, eben so tief, wie derjenige Leopolds, malte sich in den Zügen Carlo Brunelli's. Seine Sympathie für Anna Rimaldi mußte in der kurzen Zeit, daß er das junge Mädchen kannte, groß und stark geworden sein, sonst hätte ihn diese Nachricht nicht so tief erschüttern können.

„Ach, wie ganz anders dachte ich es mir!" sagte er endlich seufzend. „Ich bildete mir ein, Sie würden einst um dieses schöne Mädchen werben, das gewiß der höchsten und reinsten Liebe werth ist!"

„Nein!" sagte Leopold düster. „Ich hätte es nie gewagt, meinen Blick zu ihr zu erheben. Es war mir stets, als umschwebe mich eine Ahnung, daß sie mir verloren sei! Was sage ich, verloren? Nein, ich hoffte nie, sie zu be-

sitzen, weil mich ihr ganzes Wesen fühlen ließ, daß ich sie nicht lieben dürfe. Erst jetzt ahne ich, daß ich unter glücklicheren Umständen vielleicht zu hoffen gewagt hätte! Und auch dann hätte sie mich nicht wieder geliebt — ich weiß es wohl. Ich bin ihrer nicht würdig! Aber ein solcher Mensch! Anna die Gattin dieses Coltagirone! Die Welt ist toll!"

„Und ich sage noch einmal: wenn es möglich ist, diese Verbindung zu verhindern, so muß es versucht werden!" rief Brunelli energisch. „Wir würden ein gutes Werk thun, für das der Himmel und die Signora uns danken müßten."

„Und wir sollen übermorgen dorthin gehen?" fragte Leopold.

„Wenn Sie denken, wie ich, so gehen wir!" rief Brunelli. „Sie sind der Freund der Signora, seit lange, und ich bin es geworden, seit ich sie gesehen! Niemals wird die Signora der Freunde mehr bedürfen, als jetzt! Wir werden gehen!"

Am nächsten Donnerstag, in einer frühen Nachmittagsstunde, hatte Leopold, wie es verabredet worden, den Oheim und Stephanie in seiner Gondel nach jenem Gasthause geleitet,

dessen Wirth die Pferde hielt. Leopold selbst konnte den Oheim und die Schwester auf ihrem Spazierritt nicht begleiten, da er mit Carlo Brunelli der Einladung der Signora Rimaldi folgen mußte. Er begnügte sich damit, das sanfteste Thier für Stephanie auszusuchen — er konnte nur unter dreien wählen, denn eines von den Pferden hatte am Morgen ein fremder Herr genommen, um nach Padua zu reiten — und seine Schwester zu bewundern, als sie mit Reitkleid und Reithut aus dem Zimmer trat, in welchem sie sich schnell angekleidet. Mit brüderlichem Stolz half er ihr in den Sattel und sah sie an der Seite des Oheims auf der Straße nach Padua forttraben. Vorher hatte er ihnen einen Ort, Dolo am Brenta-Canal bezeichnet, in welchem sie ein gutes Gasthaus finden würden, um eine Tasse Kaffee oder eine Schale Eis zu nehmen. Dann fuhr er in einer gemietheten Gondel nach Venedig zurück, die seinige unter Matteo's und Nicolo's Aufsicht für den Oheim und die Schwester zurücklassend. —

Die Sonne stand bereits ziemlich tief, als Graf Rudolf und Stephanie von Dolo zurück-

kehrten. Die Gegend war eben und bot im Allgemeinen nichts Anziehendes für denjenigen, der schöne, malerische Fernsichten liebt. Interessanter wäre sie für den Landwirth gewesen, der hier bereits das bekannte lombardische Kultur-System hätte studiren können. Die lombardische Ebene ist berühmt wegen ihres Weizen-, Mais- und Reisbaues, und ihrer vortrefflichen Bewässerung. Unzählige Kanäle durchziehen nach allen Richtungen die Ebene, und da die einzelnen Aecker, auch die Kanäle von hohen Guirlanden wilden oder edlen Weins eingerahmt sind, die sich an den Maulbeerbäumen und Ulmen fortranken, und zerstreute Häuser überall freundlich hervorblicken, so gleicht das Ganze einem großen Garten. Diese Kanäle und hohen Hecken, so wie die einzelnen Gehöfte sind es auch, die von jeher die kriegerischen Bewegungen auf dieser Ebene sehr schwierig gemacht haben. Reiterei ist kaum anzuwenden; selbst ein geschlossenes Vorrücken des Fußvolks ist oft unmöglich.

In der ersten halben Stunde hatte dieser Anblick Stephanie interessirt und sie hatte aufmerksam den Erklärungen des Oheims gelauscht, der ihr auseinandersetzte, wie das feuchte

Sumpf-Klima und die Ueberschwemmungen eine Fruchtbarkeit hervorriefen, wie man sie kaum irgend anderswo kenne, wie die Wiesen sechsmal gemäht würden, und Aehnliches mehr, das die „kleine Bäuerin" nicht ohne Theilnahme hörte, da sie zu Hause, in Bilsenburg, manche Einzelnheiten der Landwirthschaft kennen gelernt hatte. Allmählich aber waren ihr die nie endenden Wein-Guirlanden, die Häuserchen, die Pappeln, die sich in kleinen Gruppen über diesem Grün erhoben, einförmig erschienen, und jetzt auf dem Rückweg plauderte sie, ohne auf die Gegend zu achten, mit Onkel Rudolf über die Villa Olboni. Sie sah sehr glücklich, sehr schön aus. Ihre Augen glänzten in der vollen Frische der Jugend, die schwellenden Schultern schienen das enganschließende Reitkleid sprengen zu wollen. Sie scherzte mit dem Oheim, der ganz selig neben seinem Liebling ritt und sie zuweilen mit geheimer Bewunderung betrachtete, was Stephanie auch zu bemerken schien.

„Onkel Rudolf!" rief sie. „In diesem Augenblick siehst Du aus, als wolltest Du mir eine Liebeserklärung machen!"

„Nun, wenn ich Dein Vetter und dreißig

Jahre alt wäre, so möchte das längst geschehen sein!" antwortete der Graf lachend. „Aber woher weißt Du denn, wie Männer aussehen, die eine Liebeserklärung machen wollen?"

„O, das ahnt man!" rief Stephanie. „Und leider!" fügte sie mit einem schweren komischen Seufzer hinzu, „habe ich nur eine Ahnung davon!"

„Trau, schau, wem?" antwortete der Graf. „Ich traue Dir jetzt Alles zu, oder vielmehr ich traue Dir gar nicht mehr!"

Stephanie wollte in scherzhafte Vorwürfe ausbrechen, als der Oheim plötzlich sein Pferd anhielt und sich mit bestürzter Miene an die Brusttasche griff. Er durchsuchte sämmtliche Taschen. Dann rief er:

„Nun wahrhaftig, das geschieht mir zum ersten Male in meinem Leben, ich habe meine Brieftasche in Dolo liegen lassen! Ja, es muß so sein, verloren habe ich sie nicht. Ich erinnere mich, daß ich sie herausnahm, um nachzusehen, ob ich auch das Billet der Baronesse an Roger d'Orville nicht vergessen und zu mir gesteckt. Da kamst Du dazwischen, um mir den kleinen reizenden Balkon zu zeigen —

dann stiegen wir zu Pferde — ich habe die Brieftasche liegen lassen! Das wäre nicht übel, wenn sie fort wäre — sie enthält all' mein Geld!"

„All' Dein Geld!" rief nun auch Stephanie bestürzt. „War es viel, Onkel?"

„Leider, denn ich habe gestern bei Leopold's Banquier eine bedeutende Summe für mich erhoben," antwortete der Graf. „Ja, was nun thun, Stephanie, ich will schnell zurück!"

„Gut, so reiten wir etwas Galopp — mir ganz recht!" rief Stephanie.

„Du wirst Dich erhitzen, und die Fahrt über die Lagune, die feuchte Luft könnte Dir dann später gefährlich werden!" wandte der Graf ein. „Auch darfst Du Deinem Pferde nicht viel zumuthen. Es scheint jetzt schon matt zu sein!"

„Ja, das ist so ein Miethsgaul!" rief Stephanie verdrießlich. „Trotzdem könnten wir es wagen. Aber, wenn Du willst, bleibe ich auch allein hier, und reite auf und ab. Die Straße ist fast leer und ich fürchte mich nicht."

„Ich werde voraus reiten, nach Dolo, folge mir langsam," sagte der Graf. „Dann treffe

ich Dich auf der Hälfte des Weges. Sollte es Dir zu einsam, zu langweilig werden, so galoppire mir nach. Es ist wahr — die Straße ist fast leer. Nun, ich denke, wir werden uns nur zehn Minuten trennen. Adieu, Stephanie!"

Er wandte sein Pferd, gab ihm die Sporen und sprengte nach Dolo zurück. Stephanie folgte ihm langsam.

Sie war nichts weniger als furchtsam. Wie oft war sie in den Wäldern an der Donau, in der Nähe von Bilsenburg, allein spazieren geritten oder gegangen! Sie ließ ihr Pferd ganz langsam schreiten, und blickte zufrieden und glücklich auf die grünen, hohen Hecken, durch welche die Abendsonne golden hindurch brach. Eine eigenthümliche, wonnige Stimmung erfüllte ihr Herz. Fast war es ihr, als ob sie in der Heimath ritte. Sie dachte gar nicht daran, das dies Alles ihr fremd sei. War ja doch der Oheim in der Nähe, der zärtlicher für sie besorgt war, als selbst der Vater! Hatte sie doch nun nicht mehr nöthig, sich mit Zweifeln und Befürchtungen wegen der Eltern zu beunruhigen! Onkel Rudolf würde

Hecken und Wein=Guirlanden eingefaßt war. Auch regte sich eine Art von Stolz in ihr. Sie wollte keiner Gefahr aus dem Wege gehen, die bis jetzt noch keine Gefahr war. Wie oft war sie in der Heimath einer Schaar heimkehrender Arbeiter begegnet, die sie freilich sehr neugierig angeschaut, aber auch sehr freundlich gegrüßt hatten. Ja, so oft hatten diese Begegnungen mit einem kleinen Triumph für ihre Eitelkeit geendet! Wie oft hatte ihr Ohr jene derben, aber gut gemeinten Aeußerungen vernommen, die man ihr nachsendete: „Das ist ein Blitzmädel, die junge Comtesse von Bilsenburg! Das ist wahr — die hat ein Paar Augen, wie Feuer! So frisch sieht sie aus, wie ein Bauermädel, und doch so fein! Man sieht's, die ist nicht in der Wiener Luft groß geworden! Mit der möcht' ich schon mal ein'n Ländler tanzen, wenn ich nicht halt ein armer Bub' und sie reicher Leute Kind wär'!"

Und Arbeiter schienen es zu sein, die ihr entgegen kamen; denn sie trugen Spaten und Hacken auf dem Rücken. Bauersleute waren es nicht; dazu war ihre Kleidung zu abgetragen, zu zerlumpt selbst. Sie sangen wilde,

halb italienische, halb deutsche Lieder, von denen Stephanie nichts verstand. Es waren ihrer ungefähr dreißig, und Stephanien's scharfes Auge bemerkte einige wilde, wahrscheinlich vom Branntwein geröthete Gesichter, die ein unangenehmes Gefühl in ihr hervorriefen. Aber umkehren konnte sie nicht. Das hätte wie Feigheit ausgesehen, und sie vielleicht dem Gelächter jener Menschen ausgesetzt. Sie beschloß also, rascher zu reiten, um möglichst bald die Schaar passirt zu haben, welche die ganze Breite der Straße ausfüllte, und setzte deshalb ihr Pferd in einen kurzen Trab.

Kaum aber hatten die Arbeiter die fremdartige Erscheinung bemerkt, als sie still standen. Es war ein wüstes Volk, zusammengewürfelt aus allerlei schlechten Elementen, in der Nähe bei einem Kanalbau beschäftigt, von dem sie jetzt nach ihrem Dorfe zurückkehrten. Im Allgemeinen sind die Italiener aus den niedrigsten Ständen sehr höflich gegen Fremde, und namentlich gegen Damen. Aber in der letzten Zeit hatte sich eine auffällige Auswanderung der kräftigen und gesitteten Arbeiter nach dem Sardinischen bemerklich gemacht. Es

blieb nur das Gesindel zurück, und zu diesen gesellten sich die deutschen Arbeiter, die hier im Lande des Weins und in dem wärmern Klima bald ausarteten, oder überhaupt von jeher nicht viel getaugt hatten — denn die guten deutschen Arbeiter fanden auch in der Heimath genügende Beschäftigung. Genug, die Burschen standen still, stützten sich auf ihre Hacken und Spaten und betrachteten Stephanie mit frechen, höhnischen Mienen, ohne auch nur im geringsten Raum für das Pferd zu lassen, das geduldig und sanft, wie es war, sogleich still stand, als es in die Nähe der Schaar gelangte und keinen freien Raum vor sich sah.

Stephanie erbleichte ein wenig und ihr Herz klopfte stärker. Doch behielt sie ihre energische und entschlossene Miene.

„Macht Platz, Ihr Leute!" sagte sie in italienischer Sprache. „Ihr seht, daß ich weiter will!"

Die Burschen lachten, ohne sich zu rühren, und schienen sich an dem Anblick der schönen Gestalt, die ihnen jetzt gleichsam rettungslos überlassen war, zu weiden. Stephanie wollte ihr Pferd umwenden. Da lös'ten sich einige

von der Gruppe und traten hinter Stephanie, so daß sie ihr auf allen Seiten den Weg versperrten.

„Ich wünschte, der Onkel wäre da!“ sagte die Comtesse bebend zu sich selbst, denn eine böse Ahnung, daß dieses Zusammentreffen unglücklich für sie enden könne, stieg in ihr auf, und zugleich färbte die Röthe des Unwillens ihr Gesicht.

„He, Signorina,“ fragte einer von den Arbeitern, ein noch junger Bursche mit einem nicht häßlichen, aber wüsten Gesicht, „he, wenn ich nicht irre, hab' ich Euch da drüben in Padua bei den Kunstreitern gesehen, nicht wahr?“

„Er hat Recht, das ist eine von den Kunstreiterinnen!“ riefen die Anderen lachend. „Ei, Signora, wie wär's, wenn Ihr uns ein Stückchen vorrittet! Stellt Euch doch mal auf den Sattel!“

„Ich gäbe viel um ein Paar Pistolen!“ rief Stephanie bei sich selbst, vor Zorn zitternd.

„Ein hübsches Mädchen! Umsonst sind die Herren Offiziere nicht immer nach Padua rübergefahren!“ rief Einer. „Wir wollen sehen,

Signora, ob wir noch kleine Münze haben! Macht uns ein Kunststückchen vor!"

„Ja, dann muß sie erst ihr langes Kleid ausziehen," sagte der erste Bursche wieder. „So geht das nicht, Kameraden! Na vorwärts, Signora! Erster Platz zwei Lires, zweiter Platz ein Lire, und die draußen bleiben, zahlen gar nichts, Kinder die Hälfte. Wir bleiben draußen und zahlen gar nichts!"

Die Arbeiter hielten das für einen Witz und lachten unbändig. Das Lachen und der genossene Branntwein schienen sie noch mehr aufzustacheln. Ihre Blicke wurden wilder. Es schien, als wolle jener Bursche auf sie zutreten. Stephanie riß ihr Pferd zurück und trieb es dann an, um die Schaar zu durchbrechen. Aber der Bursche fiel ihr lachend in die Zügel.

„Ei, ei, Signora? warum denn so ungnädig?" rief er. „Wir sind ehrlicher Leute Kind, und wenn wir uns den weißen Rock anziehen, so nehmen wir es noch mit einem Dutzend spindelbeiniger Lieutenants auf! Immer sanft, holdes Schätzchen!"

Stephanie, bleich vor Schrecken und Zorn, schleuderte ihm einen Blick der tödtlichsten Ver-

achtung zu. Der Bursche schien es zu fühlen. „Oho!“ rief er. „Sieh' mich nur nicht so an, Frauenzimmer! Was bist Du denn? Denkst Du, wir kennten Deines Gleichen nicht? Seht mir einmal an! Will hier die große Dame spielen, weil wir in Kitteln gehen!“

„Bringt sie doch herunter von ihrem hohen Pferde!“ rief Einer aus dem Haufen.

Der Moment der wirklichen Gefahr war gekommen. Stephanie fühlte es, und alles Blut strömte ihr nach dem Herzen. Sie fühlte, daß man ihr am Kleide zerre, daß man die Zügel des Pferdes, das unruhig geworden und sich bäumen wollte, festhielt. Eine Staubwolke wirbelte um sie her. Sie rief nach Hilfe, aber es war, als ob die Töne wie erstickt über ihre Lippen drangen. Ohne zu wissen, was sie that, schlug sie mit der rechten Hand mit der Reitgerte um sich und auf das Pferd, während ihre Linke die Zügel noch fester umklammerte. Da hörte sie eine Stimme.

„Tausend Teufel! Was ist das! Rohes Gesindel und eine Dame! Fort, Ihr Schelmenpack! Nichtswürdiges Volk, das Hand an eine

Dame legt! Aus dem Wege, oder ich schlage Euch nieder, wie Hunde!"

Stephanie war zu sehr betäubt, um zu hören, in welcher Sprache diese Worte gesprochen wurden; aber sie verstand sie. Gleich darauf sah sie einen Reiter, der mit der geballten Faust um sich hieb, dann einem Arbeiter einen Spaten entriß, und mit diesem so gewaltige Streiche nach allen Seiten führte, daß Stephanie plötzlich die Zügel ihres Pferdes frei fühlte. Das Thier aber war wild geworden und sprang jetzt mit einem gewaltigen Satze seitwärts, setzte von der hohen Landstraße hinab in die Hecke, die sich längs derselben hinzog, zerbrach diese Hecke und galoppirte schäumend und schnaubend weiter.

War Stephanie der Gefahr der Beschimpfung und Mißhandlung entkommen, so drohte ihr jetzt eine größere Gefahr — der Tod zwischen den Bäumen und Hecken. Sie mußte in der nächsten Minute von einem der vielen Aeste oder einer der dichten Weinranken ergriffen werden, und bei dem rasenden Galopp des Pferdes mußte dies mit zerschmetternder Gewalt geschehen. Stephanie, vollkommen be-

täubt, fast ohnmächtig, ahnte freilich nichts von der Gefahr, und wenn sie dieselbe geahnt, so würde sie nicht einmal versucht haben, ihr Pferd anzuhalten. Denn der Tod wäre ihr erwünschter gewesen, als ein abermaliges Zusammentreffen mit jener wüsten Rotte. Bereits hatten ihr einige Weinranken den Hut abgerissen und das Haar zerzaust. Da sah sie abermals einen Reiter neben sich, fühlte die Zügel ihres Pferdes ergriffen und dieses mit solcher Gewalt zurückgerissen, daß sie das Gleichgewicht verlor und aus dem Sattel sank. Sie glaubte ohnmächtig zu werden, schloß aber nur die Augen, und während ihre linke Hand die Zügel des Pferdes noch immer krampfhaft umfaßt hielt, fühlte sie, wie jener Reiter dasselbe zum Stehen brachte.

„Verzeihung!“ hörte sie den Reiter rufen. „Ich konnte Sie nicht anders retten, ich mußte das Pferd mit Gewalt zurückreißen, es war dicht vor einer Ulme. Aber — um Gotteswillen — sehe ich recht? Comtesse, Comtesse Stephanie, sind Sie das?“

Daß der Reiter nicht ihr Oheim gewesen, hatte Stephanie trotz ihrer Betäubung gewußt,

da es nicht die Stimme des Onkels gewesen, die sie gehört. Jetzt schlug sie die Augen auf. Ein junger Mann beugte sich zu ihr nieder. Angstvoll und doch fast freudig erschreckt forschten seine dunklen Augen in ihrem Gesichte; seine Wangen glühten, er athmete tief.

„Herr Baron — Herr Baron d'Orville — Sie sind es!" sagte Stephanie, sich mühsam aufrichtend.

„Gott sei gelobt und gedankt!" rief d'Orville stürmisch aufjubelnd. „Sie sind es! Wie konnte ich das ahnen!"

„Mein Oheim ritt mit mir — er kehrte zurück nach Dolo — ich blieb allein!" sagte Stephanie mühsam.

„Das war Ihr Oheim — der einzelne Reiter in Dolo?" rief Roger d'Orville. „Und diese Rotte von Schurken! Bei Gott, da stehen sie auf der Straße und scheinen zu überlegen, ob sie uns folgen sollen. Was gäbe ich für ein Paar Pistolen! O, daß Sie es sind, Comtesse Eschenburg — wie glücklich mich das macht!"

„Aber, Herr Baron!" rief Stephanie, sich schnell sammelnd, „ich bin durchaus nicht glück=

lich über dieses Abenteuer! Mein Hut fort — mein Haar zerzaust — mein Kleid — o weh, zerrissen! — Und Sie können sich darüber freuen?"

„Meine verehrte Comtesse," stammelte Roger tief erröthend und doch nicht im Stande, das helle Feuer des Glückes zu unterdrücken, das aus seinen Augen leuchtete, „ich bitte um Verzeihung. Ich freue mich nur, daß Sie gerettet sind, und daß Sie es sind, die ich gerettet, eine Dame, die ich kenne und verehre!"

Stephanie hatte um sich geblickt. Erst jetzt schien sie sich der ganzen Gefahr, der sie entronnen, bewußt zu werden. Dicht vor ihnen war eine alte Ulme, deren weit verzweigte Aeste sich dürr und spitz nach allen Seiten und tief herab erstreckten. Hätte das Pferd sie in dieses Labyrinth von Aesten hineingerissen — Stephanie schauderte!

„Herr Baron," sagte sie leise, „ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Ich bin noch zu erregt, später —"

„O, ich hoffe, Comtesse, Sie werden auch später keine Worte über eine solche Kleinigkeit verlieren!" unterbrach sie Roger. „Ich ärgere

mich nur über diese infamen Schurken, die Sie so zu beleidigen wagten! Die italienischen Arbeiter sind doch sonst höflich und zuvorkommend. Nun, Einzelne von ihnen werden an mich denken! Aber sie scheinen wirklich Willens zu sein, uns, oder vielmehr mich zu verfolgen. Würden Sie im Stande sein, weiter zu reiten, Comtesse?"

Schon der Gedanke an eine abermalige Annäherung dieser Menschen erfüllte Stephanie mit jäher Angst. Sie hob sich in den Sattel; das Pferd war inzwischen ganz geduldig geworden. Roger ritt einige Schritte zurück und holte Stephaniens Hut, der an einem Baumzweige hing. Von der Straße her warfen die Arbeiter mit Steinen. Der wilde Bursche, dessen Stirn blutete, schien die Anderen zu ermuntern, auf den Acker hinabzusteigen. Einzelne Besonnenere aber mochten ihre Gründe haben, nicht weiter zu gehen, und diese Gründe zeigten sich allerdings in der Ferne als fünf Reiter, die Gendarmen zu sein schienen. Langsam und vorsichtig ritten Roger und Stephanie zwischen den Bäumen hin, die Landstraße stets im Auge behaltend. So gelangten

sie nach einigen Minuten an einen Kanal, den sie entlang ritten, bis zur Landstraße. Die Gendarmen waren jetzt deutlich zu erkennen, und obgleich Roger sich ohne Besinnen noch einmal in einen Kampf mit den Arbeitern gestürzt haben würde, so war es ihm dennoch lieb, auf diese Weise eines unangenehmen Zusammenstoßes überhoben zu sein. Er rief die Gendarmen an, und Stephanie erzählte diesen, wie die Arbeiter sie angefallen. Die wilde Schaar hatte sich inzwischen bereits in den Aeckern verloren.

Jetzt kam auch ein Reiter im scharfen Galopp von Dolo herangesprengt. Es war der Oheim, der nicht wenig erstaunt schien, Stephanie ohne Hut — denn sie hielt ihn noch in der Hand — mit einem Fremden und einer Schaar Gendarmen plaudernd zu sehen.

„Was ist? Was ist?“ rief er schon aus der Ferne. „Du bist im Gesicht verwundet, Dein Kleid ist zerrissen!“

„Einige Schrammen, Onkel, nichts weiter!“ antwortete Stephanie lachend. „Ein Paar nichtswürdige Menschen fielen mich an — ich retirirte in die Aecker und dieser Herr — Herr

Baron d'Orville — war so gütig, mir beizustehen!"

Der Oheim blieb eine Minute sprachlos, theils vor Schrecken über die Erzählung Stephaniens, theils vor Ueberraschung, plötzlich Roger d'Orville sich gegenüber zu sehen. Endlich fand er Worte, und nachdem er den ganzen Hergang der Sache erfahren, erschöpfte er sich in Verwünschungen dieser Elenden, die seinen Liebling beinahe getödtet, und in Danksagungen gegen Roger d'Orville. Die Gendarmen hatten sich inzwischen entfernt.

Daß die nächsten zehn Minuten sehr lebhaft verflossen, daß der Graf Rudolf dem Sohne seines Freundes d'Orville wiederholt ie Hand schüttelte, und ihm seine herzliche reude über dieses Begegnen und die wackere ertheidigung Stephaniens aussprach, bedarf ohl kaum einer Erwähnung. Die mannichltigsten Fragen kreuzten sich, und als Roger örte, daß ein Brief, den seine Mutter dem rafen Eschenburg für ihn nach Venedig mitegeben, die Ursache dieses ganzen Abenteuers eworden sei, fand er es durchaus in der Ordnung, daß das Schicksal ihn zum Retter

Stephaniens gemacht. Er erzählte, daß er eine Einladung nach Padua erhalten und es vorgezogen, zu reiten, anstatt die Eisenbahn zu benutzen. Genug, eine Menge Zufälligkeiten waren zusammengetroffen, um Roger und Stephanie einander zu nähern. Der Oheim hatte übrigens seine Brieftasche unversehrt noch auf demselben Tische liegend gefunden.

Ziemlich langsam ritten die Drei, während die Sonne unterging, den Weg nach Venedig zurück. Als der Oheim die Stelle sah, an welcher Stephaniens Pferd in die Aecker hinabgesprungen, als er die Gefährlichkeit des Ortes erkannte, drückte er Roger stumm die Hand.

„Ich werde Sie einst an diesen Tag erinnern!“ sagte Roger lächelnd. „Sie sollen mir einst einen Gegendienst erweisen!“

„Mit Vergnügen, Herr Oberst!“ antwortete Graf Rudolf. „Aber auch ohne diesen Tag würde ich versucht haben, das zu bewirken, was Sie, wie ich glaube, im Gedanken haben!“ — und er meinte die Versöhnung Rogers mit seinem Vater.

„Wenn Sie sich nur nicht irren!“ rief Roger lächelnd, und als er einen Seitenblick auf

Stephanie warf, sah er ihre Wange, die ihm abgewendet war, in tiefer Röthe flammen. Aber es konnte ja nur die Gluth der sinkenden Sonne sein!

Der Weg bis zu dem Gasthause, aus welchem die Pferde entnommen waren, wurde der kleinen Gesellschaft nicht lang, obgleich sie eben nicht sehr schnell ritt. Das überstandene Abenteuer und das Verhältniß Rogers zu seinem Vater lieferte Stoff genug zur Unterhaltung. Es war bereits dunkel, als sie am Ufer der Lagunen anlangten, wo Matteo und Nicolo den Grafen und Stephanie erwarteten. Matteo schien nicht wenig erstaunt, Roger d'Orville in der Gesellschaft seiner Herrschaft zu finden, und die Beiden wechselten flüchtige Blicke im Scheine der Laterne, die Matteo im Vordertheil der Gondel aufpflanzte. Roger hatte nämlich wirklich die Bekanntschaft Matteo's gemacht, indessen ohne Nutzen, da der schlaue Gondolier nicht hatte erfahren können, wer die Dame sei, die bei Leopold wohnte.

Woher kam es, daß Stephanie und Roger so stumm waren, als sie einander in der matt erleuchteten Gondelkammer gegenübersaßen? —

denn der Graf hatte natürlich darauf bestanden, daß Roger ihn in der Gondel Leopolds begleite. Hatten sie vorher zu viel geplaudert? Oder fingen sie jetzt erst an, zu überlegen, von welcher Wichtigkeit dieses Zusammentreffen für Beide sein könne — für Beide, die noch am Morgen desselben Tages an einander gedacht, am Morgen, als eine weite Kluft zwischen ihnen lag, die nun so plötzlich verschwunden war?

Der Oheim war fast erstaunt darüber, aber er schrieb dieses Schweigen der Abspannung Stephaniens und der Höflichkeit Rogers zu, der die junge Dame mit seinem Gespräch nicht ermüden wollte.

Mützelburg, Adolf,

Die Braut von Venedig Ein Roman aus der neuesten italienischen Geschichte
von Adolf Mützelburg

Bd.: 2

Berlin 1862